

A close-up portrait of an elderly woman with short, wavy white hair. She is wearing a brown coat and a red patterned scarf. The background is a blurred city street with buildings and windows.

Verena Siegrist

**Bewegte Zeiten –
bewegtes Leben**

Erinnerungen einer Zürcherin



Bewegtes Leben in bewegten Zeiten – Verena Siegrist hat mit der Erzählung ihres Lebens zugleich einen wichtigen Beitrag zur Sozialgeschichte der Stadt Zürich geschaffen. Die 1932 in Altstetten geborene Autorin erzählt von ihrer Kindheit und Jugend im roten Zürich, ihrem beruflichen Werdegang, ihrer Familie und ihrem nie erlahmenden politischen Engagement. Der Bogen spannt sich von den Dreißigerjahren über die Kriegsjahre, den Kalten Krieg bis zu den «Globus-Krawallen» von 1968 und der Jugendbewegung zu Beginn der Achtzigerjahre; Persönlichkeiten wie Konrad Farner, Edgar Woog, Iris von Roten, Laure Wyss, Amalie und Theo Pinkus, Emilie Lieberherr und viele andere kreuzen ihren Weg.

ISBN 978-3-85869-443-0

Verena Siegrist

Bewegte Zeiten – bewegtes Leben

Erinnerungen einer Zürcherin

Rotpunktverlag.

Inhalt

Teil I Kindheit und Jugend im Roten Zürich

- 9 «Ein Wiedersehen in Canada...»
- 11 Post aits der Schweiz
- 14 «Ich habe einen grossen Kampf gehabt...»
- 19 Dachslernstrasse, Zürich-Altstetten
- 26 Meine Mutter-alleinerziehend
- 33 Politische Versammlungen
- 37 Heiri und Heireli
- 41 An der Spyristrasse
- 49 Barackenleben in Altstetten
- 55 Einstieg bei der EMPA
- 59 «Mit uns die neue Zeit» – die Naturfreunde
- 62 Reise nach Wien
- 68 Auszug von zuhause
- 73 Mein Vater
- 83 Erwachsenwerden

Teil II Aufbruch und Kalter Krieg

- 95 Weg von hier!
- 103 Erfahrungen im Kalten Krieg
- 112 Gelegenheitsjobs
- 117 Volljährig und Existenzialistin
- 122 Die Freie jugend
- 133 Krise in der Freien Jugend
- 145 Heirat und Privates
- 152 Ab nach Brasilien!
- 158 In der Neuen Welt
- 170 Von Rio nach Sao Paulo

Teil III Ehe- und Familienleben in politisch brisanter Zeit

- 179 Vorläufiges Ende der beruflichen Karriere
- 186 Lebensgestaltung und Kinderglück
- 189 Kinder – Küche – «Zigeunerleben»
- 193 Dorothee
- 203 Die Antibabypille und erste journalistische Übungen
- 206 Geburtenkontrolle und Familienplanung
- 210 Von den Lieblingen zur Ultima Ratio
- 213 Der Weg zur Fristenlösung
- 220 Umzug nach Witikon
- 223 Der Weg zur Reife
- 230 Die Jugend steht auf
- 235 Der Globus-Krawall
- 239 Nach 68 war vieles anders
- 243 Mein persönlicher Weg
- 252 Siegrist & Co. und meine berufliche Situation
- 255 Aufbruch und neue soziale Bewegungen
- 257 Die Frauen kommen
- 264 Die Utopie Salecina

Teil IV Neue Freiräume tun sich auf

- 273 Die Kinder fliegen aus
- 279 Entfremdung und Gerechtigkeit
- 282 DDR und Mauerfall
- 287 Arbeit in politischen Strukturen
- 297 Die 80er-Jugendbewegung
- 303 Das selbstverwaltete AjZ
- 307 Kurvenhilfe live
- 313 Politiker und Institutionen
- 320 Was lerne ich aus den Erfahrungen?
- 331 Wie weiter?
- 333 Was ist Religion?
- 337 Gen- und Reproduktionstechnologie
- 349 Die Bespitzelung

- 359 Kurzbiografien
- 374 Literatur

TEIL I

Kindheit und Jugend im Roten Zürich

«Ein Wiedersehen in Canada...»

Das Zusammenleben meiner Eltern soll kein besonders glückliches gewesen sein. Mein Vater Robert Messikommer, ein Handwerker aus ländlichen Verhältnissen, hatte sich eine tüchtige Frau gewünscht, die den Haushalt führte und, wie man so sagte, zur Sache schaute. Doch so war meine Mutter nicht. Das Gemüse, das mein Vater aus seinem geliebten Schrebergarten brachte, vergammelte. Gekocht wurde aus Büchsen. Mein ruhiger, introvertierter Vater soll manchmal die Nerven verloren haben. Eine Geschichte hat eine meiner Tanten öfter zum Besten gegeben: Meine Mutter pflegte über Mittag meinen Stubenwagen an die offene Balkontüre zu stellen, dabei habe sie sich gewundert, warum ich meinen Kopf immer wieder auf die gleiche Seite drehte. Darauf habe die Tante meiner Mutter geraten, doch den Stubenwagen zum Licht zu drehen. Eine gewisse Hilflosigkeit, verbunden mit Schwermütigkeit, scheint meiner Mutter eigen gewesen zu sein. Erst viele Jahre später, selbst schon im Erwachsenenalter, sollte ich meine Mutter etwas besser verstehen lernen.

Meine Mutter Martha wurde am 21. Mai 1905 an der Eschwiessenstrasse in Zürich-Wiedikon als Tochter des Johann und der Bertha Hug geboren. Sie hatte bereits vier ältere Geschwister: die drei Brüder Hans, Franz und Ernst und eine zwei Jahre ältere Schwester, die Bertha. Mit der Familie lebte Martha bis zu ihrem achten Lebensjahr in der Stadt Zürich. Die Brüder Hans und Franz, geboren 1892 und 1893, hatten sich in jungen Jahren im Hamburg auf einem Fracht-

schiff anheuern lassen und waren nach Kanada ausgewandert, wo sie zunächst als Arbeiter in einer Mühle ihr Auskommen fanden. Es war im Jahr 1913, als die Mutter ihren beiden Söhnen einen Brief schrieb und sie aufforderte zurückzukommen, denn es werde Krieg geben. Und dann geschah das Unglück.

Was sich damals zugetragen hatte, erfuhr ich erst später, selbst schon Mutter von drei Kindern. Meine Mutter erzählte, während sie an den Socken für die Enkel strickte und abgerissene Knöpfe an den Kinderkleidern festnähte: Eines Abends habe ihre Mutter sie, die damals acht Jahre alt war, beim Einnachten in den Laden geschickt, um Milch zu holen. Während Martheli im Laden stand und wartete, bis sie an die Reihe kam, sei draussen die Mutter vorbeigegangen und hätte ihr zugewinkt. Als sie dann nachhause kam, herrschte grosse Aufregung. Franz und Hans, die dem Ruf der Mutter Folge geleistet hatten und aus Kanada zurückgekehrt waren, eilten zur Sihl, wo sie ihre Mutter leblos im Wehr fanden. Eine Unfähigkeit, vielleicht auch eine gewisse Scheu, hinderte mich aber daran, genauer nachzufragen.

Aufgrund des Briefwechsels meiner Grosseltern, der mir später von einer Tante anvertraut wurde, versuche ich neunzig Jahre später die Familiengeschichte zu rekonstruieren. In einem ersten Brief mit dem Poststempel 5. August 1910 dankt die Mutter ihren Söhnen für die Post. Sie schreibt, es freue sie, dass sie die Reise gut überstanden hätten und noch in der Mühle seien und dabei so sparsam. «So kommt ihr immer eher durch die Welt als einer, der immer alles grad verbraucht.» Dann erzählt sie, dass Vater gerade Ferien habe und sie zusammen im Berner Oberland gewesen seien. Von Thun aus seien sie auf dem See nach Interlaken gefahren und am Montag habe die Reise sie nach Brienz und von dort mit der Bahn nach Meiringen geführt. Da so prächtiges Wetter war, hätten sie sich entschlossen, anstatt mit der Bahn zum Reichenbachfall zu fahren, zu Fuss bergauf zu gehen,

und schon bald sei es da wunderschön gewesen. Nach vierstündigem Marsch hätten sie die Rosenlaur und die Schwarzwaldalp erreicht. Anderntags dann seien sie über die Grosse Scheidegg nach Grindelwald weitergewandert. Zehn Stunden seien sie zu Fuss unterwegs gewesen, was schon etwas angehängt habe.

Im Übrigen sei die ganze Familie gesund und da die Kinder, wie auch der Vater, nächste Woche noch Ferien hätten, gehe es wieder los. Für den Montag sei ein Ausflug «mit Kind und Kegel» auf den Hohenstein geplant. Der Brief schliesst mit den herzlichsten Grüssen und den Wünschen, dass sie weiterhin brav und gesund bleiben sollten und dass es ihnen gut gehen möge in der Fremde. Zu diesem Zeitpunkt schien die Mutter noch gesund zu sein. Der Vater schrieb auch eine Seite und schloss mit den Worten: «In aller Hoffnung auf ein Wiedersehen in Canada.» Es scheint Auswanderungspläne gegeben zu haben, von denen später nie mehr gesprochen wurde.

In der Schweiz war der Anfang des Jahrhunderts durch ein rasantes wirtschaftliches Wachstum, hauptsächlich in der Industrie, geprägt. Trotzdem wanderten viele Schweizer aus. Kanada war ein beliebtes Ziel. Doch die USA waren wirtschaftlich attraktiver, sodass Kanada oftmals nur Transitland war.

Post aus der Schweiz

Offenbar hatten Hans und Franz inzwischen den Arbeitsort in der Mühle verlassen und waren auf einer Farm untergekommen, wo sie mit Waldrodungen beschäftigt waren. Dass die Arbeitstage dort lang und anstrengend waren, schien die Eltern nicht sehr zu beunruhigen. Sie zeigten Interesse an den Schilderungen und zogen den Schluss, dass die Söhne wieder manches gelernt hätten. Der Vater wollte genau wissen, welche Arbeit sie denn bei den Rodungen zu verrichten hätten und wie die Behandlung durch die Vorgesetzten sei. Mit einem Brief

war er auch bei seiner Schwester Lydia vorbeigegangen, und Grossvater – der bei ihr lebte – habe gesagt, das sei kein schlechter Anfang: gut und genug zu essen und zehn Franken im Tag. Da müsse man zufrieden sein. Am Schluss des Briefes kam noch die Aufforderung: «Schreibt dem Grossvater speziell eine Ansichtskarte an seine Adresse. Das wird ihn freuen.»

Ein Foto, das von Hans eintraf, gab aber Anlass zu Befürchtungen. Mutter fragte sich, ob Franz wohl auch so abgemagert sei. Sie machte sich Sorgen um ihren Zweitältesten, der etwas schwächer war als sein Bruder, und gern hätte sie auch gewusst, ob er ab und zu Trompete blase. Anteilnahme und Sorge wechselten mit Aufmunterung: «Wenn man die schwere Arbeit gewöhnt ist, respektiert man es umso mehr, wenn man wieder leichtere und angenehmere hat.» Sie hoffte, dass es ihnen gelingen würde, eine anständige Arbeit zu finden auf den bevorstehenden Winter hin, damit sie ein warmes Bett und ein Dach über dem Kopf hätten. Es folgte ein längerer Unterbruch im Briefwechsel und es war nicht klar, wo sich die beiden jungen Männer herumschlugen. Zeitungen und Briefe kamen mit dem Vermerk «Adresse unbekannt» zurück. Klar, dass ihr Ziel, eine Arbeit in der Stadt zu finden, schwer zu erreichen war. Bei einer Bevölkerung von acht Millionen Menschen sind 1912 zusätzlich 403'000 Menschen nach Kanada eingewandert. Die Städte waren überfüllt, Mangel an Arbeitskräften gab es eher noch auf dem Land.

Auf Umwegen waren die beiden nach Winnipeg gelangt, und Hans fand Arbeit als Tellerwäscher in einem Hotel. Seinen Bruder Franz schmuggelte er in sein Zimmer, wo er ihn mit Resten aus der Hotelküche verköstigte. Vater reagierte auf diese Nachrichten umgehend: Die Familie zuhause habe mit grosser Sehnsucht auf diesen Brief gewartet, und es freue alle herzlich, dass sie beide gesund und wohlauf seien. Mit Interesse nehme man hier zur Kenntnis, was sich in der Fremde alles zutrage. Von nun an schicke man ihnen die Post alle vierzehn Tage regelmässig postlagernd an die Adresse Gen. Del.

Winnipeg. Den Brief vom 5. August 1910 lege er nochmals bei, er enthalte vielleicht noch einiges für sie Interessante.

Es schien dem Vater wichtig zu sein, seine Söhne über die Ereignisse in der Schweiz auf dem Laufenden zu halten. Er berichtete, dass es in Zürich und in der ganzen Schweiz hundsgemein schlecht bestellt sei mit der Wirtschaft. «Arbeitslose zu Tausenden laufen umher und man bespricht in allen grösseren Städten die Frage der Arbeitslosen-Versicherung von Staats wegen. Aber nirgends kein Geld, alles wird für den Moloch (das Militär) geopfert.» Auch legte er einen Bericht aus dem *Berner Tagesanzeiger* bei, in dem die Erfahrungen eines Berners, der mit seiner Familie nach Brasilien ausgewandert war, geschildert wurden. Und er fügte hinzu, dass es nachgerade traurig sei, wie die Leute am Gängelband herumgeführt würden.

Das Wohl seiner Söhne lag ihm am Herzen. Er erkundigte sich, ob sie auch Gelegenheit hätten, etwa einen Schoppen zu trinken. Und Tabak, vermutete er, wäre sicher auch erhältlich – etwas zu rauchen möchte er ihnen gönnen. Wichtig sei ihm, dass sie gut zusammenhielten und immer Vorsicht und Mässigung walten liessen. Zuhause sei alles beim Alten. Alle gesund, ausser der Mutter, sie sei seit einigen Tagen etwas unpässlich; es werde aber, wie er hoffe, gut vorübergehen. Und dann noch eine Bitte an Franz: Dass er der lieben Mutter das nächste Mal das Herz etwas gründlicher ausschüttele, um ihn mache sie sich am meisten Sorgen.

Der Vater schloss mit der Bemerkung: «Zwei Jahre sind bald vorbei, bis dann werden wir hier so viel ersparen können, dass ich die Reise für uns selbst bezahlen kann.» Nachtrag: «Die *Volksrechte* werde ich nun alle Samstage schicken. Wir haben bei den Wahlen vom 13. April 1913 nach dem neuen Proporzverfahren in der ganzen Stadt Zürich 53 Vertreter, vorher waren es 49. In Wiedikon haben wir 11 von 18 Sitzen – etwa 20 Stimmen mehr und ich wäre auch noch gewählt worden. Jetzt bin ich Ersatzmann, das heisst, wenn einer von

den 11 Vertretern der Sozialdemokraten während den drei Jahren zurücktritt, muss ich als Ersatzmann das Mandat antreten.»

Es folgt die Schilderung eines aktuellen Anlasses vom 8. Juni 1913 im Colosseum – dem heutigen Kino Plaza beim Bezirksgebäude –, einem damals wichtigen Versammlungsort der Arbeiterbewegung, das bis auf den letzten Platz besetzt war. Das Programm sei wirklich ganz gediegen gewesen und allgemeines Lob sei den Jungburschen zuteil geworden. Dann richtet er verschiedene Grüsse von Verwandten und Bekannten aus, die bei dem Anlass dabei waren, insbesondere von Anni, Marie und Josefine, Freundinnen von Hans und Franz. Dass Marie und Josefine oft zu Besuch kämen, berühre die Mutter und ihn angenehm. Er schliesst mit der Bemerkung, dass die Zeitungen zum Abschicken bereitlägen und er noch das Programm der Jungburschen sowie das vom letzten Samstag im Colosseum beilegen werde.

Laut einer Vorankündigung im *Volksrecht* vom Freitag, den 7. Juni 1913, handelte es sich an jenem 8. Juni um eine Veranstaltung des Grütlivereins. Der Grütliverein, 1838 von Josef Niederer in Genf gegründet, spielte in der Arbeiterbewegung eine wichtige Rolle; 1875 etablierte sich der Grütliverein Aussersihl-Wiedikon, aus dem einige Jahre später zwei selbständige Sektionen entstanden. 1902 schloss sich der Verein mit anderen Arbeitervereinen der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz an.

«Ich habe einen grossen Kampf gehabt...»

Es muss im Dezember 1913 gewesen sein, als meine Grossmutter zur Kur oder im Spital war. Das Datum und der Absender auf dem Brief sind nicht zu entziffern. Sie schrieb ihrem Hans, meinem Grossvater Johann, dass es ihr so langweilig sei und sie, da man ja nicht so gut reden könne in der Besuchszeit, bei ihm ihr Herz ein wenig ausschütten müsse. Sie wisse nicht, was denken:

Am einen Tag sei es besser, am anderen wieder schlimmer, und die ganze Nacht hätte sie wieder so einen Drang gehabt nach dem Wasser. Und der hätte sie so geplagt, dass sie nicht habe schlafen können. In der Klinik gehe es zu und her wie in einer Fabrik und man müsse froh sein, wenn man gelegentlich einmal drankomme. Sie glaube, dass sie mit ihren Wechseljahren noch vieles durchzumachen habe. Vielleicht sei das auch ihr Tod, man könne es nicht wissen. Sie meint, dass sie schon lange zuhause sein könnte, wenn ihr Befinden sich gebessert hätte. Und wenn nur das Heimweh nicht wäre, diese langen Abende und die langen Tage.

Erst jetzt sehe sie, wie glücklich sie mit ihm gewesen sei und wie sehr sie ihn liebe. «Wie würde es weh tun, jetzt schon von Euch gehen zu müssen. Nicht zu fassen. Aber in der Nacht bekomme ich manchmal Schwindel und so ein Klopfen und Drücken im Herzen, dass es mir manchmal schon Angst macht. Wenn es nur nicht so eine langweilige Geschichte geben wird mit mir.» Es wäre vielleicht auch gut, wenn man etwa ein Bad nehmen könnte oder etwa einen Tee, welcher gut wäre zum Wasserlösen, aber nichts werde gemacht, nur liegen müsse sie. Sie schliesst in der Hoffnung, «dass ich mit Dir, mein lieber Mann, noch einmal glücklich werde. Deine, Dich über alles liebende Bertha. Oh, ich habe Heimweh zu Dir und den Kindern. Wenn ich nur das Glück hätte, bald zu Euch zu kommen.»

Grossmutter musste über die Weihnachtszeit wohl in der Klinik bleiben, davon zeugt folgender Brief von meinem Grossvater vom 22. Dezember 1913:

«Liebe Bertha, ich habe gerade Zeit, um Dir ein Briefchen zu schreiben. Da du gesagt hast, die Geburtstagskarte habe dich so recht erfreut, wird das Briefchen ein gleiches tun. Du weisst ungefähr, wie wir finanziell stehen, es ist also kein Grund zu Befürchtungen vorhanden. Die 250 SFr. von unseren lieben Söhnen in Canada, von denen wir 100 SFr. zur Rückzahlung für die Lebensversicherung u. 50

SFr. für Rückzahlung an Johanna verwenden werden, entheben uns von den notwendigsten Ausgaben. Die übrigen 100 SFr. werden wir ebenso gut verwenden. Wir müssen nebst den ordentlichen Ausgaben, die wir mit meinem Lohn bestreiten können, unbedingt für mehr Wäsche und Schuhe besorgt sein. Du brauchst ein Paar Winterschuhe, Bertha, Ernst und Martha ebenfalls ein zweites Paar. Ernst und Marthelis Schuhe müssen gesohlt werden. Du brauchst mindestens zwei neue Hemden, Ernst noch zwei und so fort.

Wir können die hundert Franken nebst der Arzt- und Asylrechnung ganz für Neuanschaffungen gebrauchen, dann sind wir wieder mit dem Notwendigsten versehen. Ich habe mir fest vorgenommen, keinen Rappen für anderes weniger Dringendes auszugeben, bis wir einmal mit dem Notwendigen an Wäsche und Linge ausgerüstet sind. Ich werde, wenn das Geld kommt, die 100 Frk. für die Versicherung noch nicht zurückzahlen, bis wir wissen, ob wir es ohne dieselben machen können. Wir dürfen uns nicht mehr von den Mitteln entblößen, dass, wenn etwas Unvorhergesehenes eintritt, wie jetzt, wir gezwungen sind zu entlehnen. Du weisst, liebe Bertha, wie ungern ich entlehne.

Wir haben uns beide für unsere Kinder tapfer gewehrt und durchgeschlagen; jetzt sollen Hans und Franz auch zeigen, dass sie es zu würdigen wissen. Dass mein Plan ins Wasser gefallen ist, bedaure ich je länger je weniger, aber jetzt ist es auch die Pflicht von Hans und Franz, uns zu helfen, bis die Sache wieder im Geleise ist. Sie haben mit ihrem Weihnachtsgeschenk auch den Willen dazu gezeigt. Bertha bekommt zu Weihnachten eine Mappe und eine Barchentbluse. Josefine hat heute Mittag den Stoff dazu gekauft, ich habe gestern dem Ernst, dem Martheli und Bertha Handschuhe gekauft. Ernst bekommt noch zwei Hemden, eine Tubenmalerschachtel und zwei Malbücher, letztere von Johanna. Spielsachen werden, ausser einem Gesellschaftsspiel, keine gekauft. Dafür aber genügend zum Essen.»

Weiter erzählt er, dass sie das Bäumchen am Mittwochabend machen würden. Das Martheli sei eine furchtbare Plaudertasche und lasse Seppli (Josefine) und ihm keine Ruhe, sie wolle immer wissen, was sie bekomme, und frage so hundertmal am Tag. Josefine führe den Haushalt und er müsse wirklich sagen, dass er mit ihr ausserordentlich zufrieden sei. Sie mache ihre Sache nach bestem Können und mit gutem Willen, teile die Sache immer sparsam und gut ein. Das würde für Franz eine Frau werden, wie man sich nur eine wünschen könne für sein eigen Kind. Auch über Bertha, seine zweitjüngste Tochter, äussert sich Grossvater lobend. Nur sei sie manchmal hässig und das oft wegen den Aufgaben. Jetzt aber wünsche er, dass die liebe Mutter bald wieder hergestellt sei, um ihren Platz in der Mitte der Ihren einzunehmen, und bis es so weit sei, hoffe er, werde es voraussichtlich nicht mehr lange gehen. Natürlich sei es ihm abends auch langweilig, wenn sie nicht in seiner Nähe weile, man hätte sich eben durch die vielen Jahre so aneinander gewöhnt, dass einem immer etwas fehle. Es gehe aber nicht anders, sie müsse sich noch etwa vierzehn Tage gedulden, er müsse es auch. «Mit herzlichen Grüssen und guten Wünschen für eine baldige Gesundheit. Wir kommen alle am 2. Weihnachtstag zu Dir zu Besuch und wenn es die Arbeit erlaubt, komme ich Dienstag schnell zu einem Besuchlein. Gruss und Kuss von Deinem Hans.»

Grossmutter liess ein Schreiben zurück, damals als sie aufbrach und am Milchladen vorbei zur Sihl ging:

«Ich kann von dem Gedanken nicht loskommen, er verfolgt mich Tag und Nacht. Ich habe keine Ruhe vor Aufregung, es treibt mich ins Wasser, schon so lange verfolgt mich das, wie kommt so etwas, oh, wie tut es mir weh, Euch zu verlassen. Aber ich käme noch ins Irrenhaus, wenn es noch lange so wäre, am Morgen bin ich so aufgeregt, dass ich es fast nicht aushalte. Ich bin wie ein gehetztes Reh. Sorge für meine Kinder, ich bitte Dich tausendmal. Die Buben müsste ich noch sehen, ich bin krank, es ist traurig auf diese Art, verzeihe

mir, Sorge wieder für eine gute Mutter für die Kinder, aber eine gute, es gibt ja viele. Trage es nicht so schwer, ich weiss nicht, was mit mir ist. Diese Hitze im Kopf, keine Ruhe – die Kinder sollen beten lernen. Es gibt doch einen Gott. Bleibe stark. Ich habe einen grossen Kampf gehabt. Verzeih mir, traget es alle miteinander. Gedenke in Liebe mein. Bertha.»

Die Zeit nach dem Tod meiner Grossmutter – es muss 1914 gewesen sein – liegt im Dunkeln. Lebte Grossvater allein mit den drei schulpflichtigen Kindern Ernst, Bertha und Martha? Hans und Franz waren aus Kanada zurück – was machten sie? Lebten sie mit ihrem Vater und den jüngeren Geschwistern an der Eschwiesenstrasse? Wer besorgte den Haushalt der sechsköpfigen Familie? Vielleicht Josefina, die während der Krankheit der Grossmutter die Lücke ausgefüllt hatte und von Grossvater so sehr gelobt wurde?

Auch ob Grossvater als Ersatzmann in den Gemeinderat nachrückte, wissen wir nicht. Vermutlich nahmen ihn die privaten Ereignisse arg in Anspruch, sodass die Politik in den Hintergrund trat. Und seine Berufstätigkeit – er war nun schon mehr als zehn Jahre in der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt als Betonprüfer tätig und vielleicht auch schon im Beamtenstatus – forderte ihn sicher. Da Grossvater dreiunddreissig Jahre in der EMPA arbeitete und 1939, kurz nach seiner Pensionierung, starb, kann man annehmen, dass er dort seit etwa 1905 – dem Geburtsjahr meiner Mutter, dem jüngsten Kind seiner ersten Frau – angestellt war. Und zu diesem Zeitpunkt hat er wahrscheinlich auch seine Auswanderungsträume, die in den unsicheren Jahren zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgekommen waren, endgültig begraben.

Dachslernstrasse, Zürich-Altstetten

Dann zog die Familie nach Altstetten. Im Grundbuch ist nachzulesen, dass Johann Hug mit seinem Sohn Hans Hug am 13. Dezember 1918 die Liegenschaft an der Dachslernstrasse 9 gekauft hat. Im Baugeschichtlichen Archiv der Stadt Zürich erfahre ich, dass die Strasse damals noch Dorfstrasse geheissen und dass der Assekuranzwert (Schätzungswert) des Hauses mit Scheune und Waschhaus 54'000 Franken betragen hatte. Es muss also im Winter 1918/19 gewesen sein, als die Familie nach Altstetten umzog, in das schöne Haus mit dem grossen Garten. Offensichtlich hatte sich Grossvater finanziell erholt und zusammen mit seinem Sohn Hans, der in Kanada einiges zusammengespart hatte, das Haus gekauft. Altstetten war zu jener Zeit eine der vorwiegend industriellen Gemeinden vor den Toren der Stadt. Die Bevölkerung nahm zu, und die Bodenspekulation war bereits im Gange.

Wann Grossvater wieder heiratete, ist unklar. Tatsache ist, dass sich die Familie noch um drei Kinder vergrösserte. Walther kam im Sommer 1915 zur Welt, Fredel zwei Jahre später und Margrith 1923. Grossvater war bei der Geburt des jüngsten Kindes über fünfzig, und der Altersunterschied zwischen dem ältesten Sohn Hans und dessen jüngster Schwester Margrith betrug einunddreissig Jahre. Böse Zungen behaupteten, dass Grossvater Mathilde, seine zweite Frau, schon zu Lebzeiten von Bertha näher gekannt habe. Wie dem auch sei, alle im Haus mochten Mathilde gern in ihrer bescheidenen Art und später wurde gemunkelt, dass sie auch kein leichtes Leben gehabt habe mit dem «alten Hug».

Grossvater schien sich in Altstetten integriert zu haben. Bis zur Eingemeindung in die Stadt Zürich 1933 gab es noch die verschiedenen Gemeindebehörden. In einer der letzten sass er für die Sozialdemokraten in der Gesundheitskommission. Mit seinem Parteikollegen, dem Bauvorstand Ernst Zöbeli, war er befreundet. Vermutlich auf

dessen Rat hin kaufte mein Grossvater, dem es finanziell nicht schlecht ging, Wiesland und Äcker – für einen Franken pro Quadratmeter. Das Land erstreckte sich vom Rain, wo es nur wenige Häuser gab, hinunter bis zum Lohgarten in Richtung Schlieren. Ich erinnere mich an einen Sonntagsspaziergang im späten Frühjahr. Auf den Wiesen, die ursprünglich zu einem Bauernhof gehört hatten, standen Apfel- und Birnbäume voll im Bluescht.

Ich denke nicht, dass mein Grossvater beabsichtigte, dieses Land zu bewirtschaften. Wahrscheinlich ahnte man, dass hier die Bodenpreise massiv ansteigen würden. Altstetten zählte schon 1890 acht industrielle Betriebe (Seidenzwirnerie, Tricoterie), in denen mehrere Hundert meist weibliche Personen beschäftigt waren. Die Bodenspekulation hatte schon vor der Jahrhundertwende begonnen, und die Tatsache, dass Altstetten im Jahre 1910 zu den industriellen Gemeinden gezählt wurde, liess vermuten, dass irgendwann ein Bauboom einsetzen würde.

Dieses Land sollte später – nach Kriegsende – Bauland und dadurch als zukünftiges Erbe ein unerschöpfliches Thema in der Familie werden. Vermutlich war es im Jahr 1949, als meine Mutter erstmals einen ansehnlichen Betrag von ihrem Erbe ausbezahlt bekam. Es war die Baugenossenschaft Halde gegründet worden, deren Gründer Ernst Zöbeli war. Wie ich mich erinnere, wurde das Land etappenweise an diese Baugenossenschaft verkauft.

Nun aber zurück in die Zwanzigerjahre. Hans, der Bruder meiner Mutter, heiratete eine adrette, tüchtige Frau, die von Süddeutschland kommend in der Schweiz in besseren Häusern gedient hatte. Sie hiess Julia und erzählte später oft, wie sie zum ersten Mal nach Altstetten eingeladen war und gedacht habe, hierher komme sie nicht wieder. Alles hätte ihr einen verlotterten Eindruck gemacht. Mein Onkel sei ihr als Revoluzzer erschienen mit seiner Hose ohne Bügelfalten und seinen radikalen Ansichten. Und auch Onkel Hans erzählte, dass er

gedacht habe, mit ihren eleganten Kleidern und dem modischen Hütchen passe sie eher nicht in dieses Haus. Sie kam dann aber doch wieder, blieb und machte ihren Einfluss geltend. In der mittleren Wohnung richteten sie sich nach der Hochzeit ein, und der Nachwuchs namens Hans liess nicht lange auf sich warten. Und es dauerte nicht lange, bis auch Julias Schwester Kreszentia, kurz Centa genannt, in die Schweiz übersiedelte; sie heiratete einen deutschen Emigranten in Zürich.

Julia – die sich nun Julie nannte – und Centa stammten aus einer kinderreichen deutschen Familie in der Nähe von Ulm. Sie hatten eine gute Kinderstube genossen und waren ihren Eltern in Liebe und Achtung zugetan. Sie erzählten gern von ihrer tüchtigen, sorgenden Mutter und dem Vater, der ein begeisterter selbständig arbeitender Schreiner und ein überzeugter Sozialdemokrat war. Mit sechzehn ging Julia als die Älteste aus dem Haus und in Stellung – in die Hinterbrühl, einen Landgasthof im Naherholungsgebiet von München. Auch aus dieser Zeit erzählte sie später oft: Wie sie sich da zur Köchin hochgearbeitet habe und dass die Flösser, die das Holz die Isar hinunterflösten, in der Hinterbrühl ihre Mahlzeit einnahmen. Das Beuscherl, geschnetzelte Lunge mit reiner Butter zubereitet, war beliebt, und für zehn Pfennige gab es einen gehäuften Teller voll. Sie erzählte von der alten Frau, der Grossmutter in der Hinterbrühl, der es oblag, den Waschofen einzuheizen, wobei sie eines Tages Feuer fing und an den Verbrennungen starb. Und von dem jungen Offizier, der in ihrem Mieder grabschte, was sie mit einer Ohrfeige quittierte.

Einmal im Monat fuhr Julia nachhause. Was sie von ihrem Lohn erübrigen konnte, gab sie ab. Oft war das nicht mehr als eine Mark. Die Aussteuer, die sie in den Zwanzigerjahren in die Schweiz brachte, war solide Schreinerarbeit. Ihr Vater hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Mädle die schweren Eichenmöbel mit Intarsien zu verziern. Und die grosse Standuhr in der guten Stube, die für mich erinne-

rungrüchtig wurde, erkannte ein Schweizer Uhrmacher siebenzig Jahre später anlässlich einer Revision als erstklassige Handwerkskunst aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg.

Julie und Centa waren das letzte Mal 1933 in Deutschland gewesen. Die Schwestern hatten ihren Vater im Dorf an eine Versammlung begleitet. Zum Schluss seien alle Leute aufgestanden und hätten das Horst-Wessel-Lied gesungen und die Hand zum Hitlergruss in die Luft gestreckt. Doch Julie und Centa blieben trotz der Befürchtungen des Vaters, dass das Ärger geben könnte, sitzen. Nachträglich bekamen sie es dann wirklich mit der Angst zu tun und anderntags fuhren sie frühmorgens mit dem ersten Zug zurück in die Schweiz.

Seit meiner Geburt 1932 lebten meine Mutter, mein Vater und ich in Altstetten im Haus an der Dachslernstrasse. Wir bewohnten das oberste Stockwerk unter dem Dach. Grossvater und Mathilde wohnten mit ihren drei Kindern unten im Parterre. Im ersten Stock hatten sich Onkel Hans und Tante Julie mit meinem Cousin Hans und Tante Centa, die sich nach kurzer Ehe hatte scheiden lassen, eingerichtet. Franz, Ernst und Berty, die älteren Geschwister meiner Mutter, hatten inzwischen geheiratet und waren ausgezogen.

Mathilde, die ich als meine Grossmutter kannte, liebten wir Kinder sehr. Sie war eine kleine, rundliche Person mit umgebundener Schürze – sie kann noch nicht alt gewesen sein –, und wenn wir, mein Cousin und seine Kumpane und ich hinterher, durch das Treppenhaus stürmten, machten wir bei ihr Halt. Aus dem Küchenschrank holte sie ohne viele Worte eine Büchse mit Kandiszucker und versorgte uns reichlich. Es muss in dieser für mich sorglosen Zeit gewesen sein, als sie 1936 plötzlich an einem Herzversagen starb.

Das brachte einschneidende Veränderungen mit sich. Meine Mutter und ich zogen ins Parterre um. Fortan lebten wir mit dem Grossva-

ter und den Halbgeschwistern meiner Mutter, mit Walther, Fredel und Margrith zusammen. Meine Mutter besorgte den Haushalt. Wir schliefen im mittleren Zimmer, vor dessen Fenster sich ein Aprikosenspalier an der Hauswand hochrankte. Im Wohnzimmer, das wir selten benutzten – oder wurde es nur benutzt, wenn ich schon schlief? –, hing über dem Sofa in einem Goldrahmen ein grosses ovales Ölbild von meiner richtigen Grossmutter Bertha, der Mutter meiner Mutter. Auf dem Bild trug sie ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid mit einer Brosche am Halsausschnitt. Dieses Bild hing einfach da, es wurde nie darüber gesprochen, und ich habe mir auch keine Gedanken gemacht.

Mein Vater war zu dieser Zeit nicht mehr bei uns. Was war geschehen? Wohin war er gegangen? Hatte ich nach ihm gefragt? Vermutlich habe ich mir über ihn nicht gross Gedanken gemacht, und erklärt hat mir niemand etwas. Oder weiss ich es nicht mehr? Offensichtlich habe ich das Wegbleiben meines Vaters nicht als einschneidende Veränderung wahrgenommen. Ich war eingebettet und geborgen in der Grossfamilie, und mein Alltag war ausgefüllt. Niemand hat mich je nach meinem Vater gefragt, auch später in der Schule nicht. Dass meine Mutter Martha Hug hiess und mit ihrem ledigen Namen mein Zeugnis unterschrieb, war einfach so und schien niemanden zu interessieren.

Als ich erfuhr, dass mein Vater sich wieder verheiratet hatte mit einer Frau, die eine Tochter etwa gleichen Alters wie ich in die Ehe mitgebracht hatte, fand ich das schon irgendwie komisch. Auch unverständlich. Doch kann ich nicht sagen, dass ich den Vater vermisse.

Das Haus an der Dachslernstrasse blieb für mich viele Jahre die heile Welt. Mein Cousin, vier Jahre älter als ich, besass Schildkröten, die im Freien lebten. Manchmal durfte ich sie füttern. Nach der Schule kamen jeweils seine Kollegen. Der Garten, das Waschhaus und die Scheune waren ihr Revier. Ich war wohlwollend geduldet, so-

lange ich nicht Spielverderberin war und nichts ausplauderte. Auf dem oberen Boden des Waschhauses gab es eine Menge alter Kleider, die wir zum Theaterspielen brauchten. Im Garten reiften Beeren an den Sträuchern, und bei der Gartenpforte standen zwei alte Pflaumbäume. Sie trugen blaue Früchte, gross wie Eier. Darum nannten wir sie auch Eierpflaumen. Der Apfelbaum vor dem Küchenfenster ragte bis zum ersten Stock, im Herbst schwer beladen mit riesigen Küchenäpfeln; sie waren nicht besonders schmackhaft und eigneten sich vor allem zum Kochen. Speziell schöne Exemplare brachten wir zum Bäcker ins Dorf, wie wir Altstetten – obschon es schon einige Jahre in die Stadt Zürich eingemeindet war – immer noch nannten. Für zehn Rappen packte er den Apfel in eine dicke Schicht Brotteig, und am Nachmittag konnten wir das ausgekühlte Gebäck, gross wie ein Pfunderli, abholen. Um das Haus führten mit Steinen eingefasste Blumenrabättli, in denen im Frühjahr Stiefmütterchen, Rittersporn und Goldlack blühten. Ein Loch im Zaun diente als Durchschlupf in die «Läbere», die Gärtnerei nebenan, wo Tante Julie auf einem eigenen Stück Land Gemüse anpflanzte.

Gegenüber der Dachslernstrasse 9 steht noch heute das «Städlihus», das zum Ortsmuseum geworden ist. Zu meiner Zeit wohnte dort Frau Jucker, eine alte Frau. Im schlauchartigen, rauchigen Gang, der durch das Haus führte und hinten wieder hinaus, stand der Holzherd, auf dem die liebe Alte unentwegt Apfelchüechli buk. Wir Kinder liessen uns verpflegen und fanden durch den Rauch wieder den hinteren Ausgang ins Freie in den Garten, wo die Hühner gackerten.

Im Baugeschichtlichen Archiv der Stadt Zürich stiess ich sechzig Jahre später auf ein Foto des ehemaligen Bauernhauses, das aus zwei Hausteilen aus zwei verschiedenen Epochen besteht. Das Haupthaus ist ein Bohlenständerbau aus dem 15. Jahrhundert, der Anbau ist ein Riegelbau, der im Jahr 1639 erstellt wurde.

Beim Brunnen vor dem Städelihus steht eine stramme, vielleicht fünfzig Jahre alte Frau mit zwei erwachsenen Töchtern – die Familie Jucker im Jahr 1910. Ihr Mann ist nicht auf dem Foto zu sehen – aber ein Vermerk, dass er Strassenbaumeister war. In meinen Erinnerungen, die zurückgehen auf die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, sehe ich Frau Jucker als ein altes, Apfelküchlein backendes Weib mit krächzender Stimme, eine Hexe aus einem Märchen – nie hätte ich damals geglaubt, dass sie auch einmal jünger gewesen war und sogar eine Familie hatte.

Oft habe ich meinen Grossvater auf seinem täglichen Spaziergang um das Haus begleitet. Er ging am Stock und manchmal schenkte er mir ein Fünferbouché, eine kleine Schokolade mit farbiger Caramelfüllung. Ich erinnere mich, wie er sich zum Znüni eine Scheibe Brot mit Butter bestrich und mit gehacktem Knoblauch bestreute. Das galt als gesund und sollte gegen Krankheiten im Alter vorbeugen. Ich habe Grossvater nicht gesprächig in Erinnerung, doch mochte ich ihn und er vermittelte mir ein Gefühl von Respekt und Sicherheit. Diese heile Welt zerbrach, als der Grossvater 1939, für mich unerwartet, starb. Er war neunundsechzig Jahre alt und offenbar schon lange krank gewesen.

Ich war sieben Jahre alt und drückte seit dem Frühjahr die Schulbank. Nach den Sommerferien holte mich eines Nachmittags Onkel Hans von der Schule ab. Das war aussergewöhnlich. Zuhause herrschte grosse Aufregung. Grossvater lag tot im Bett, und mein Cousin und ich durften nur kurz das Schlafzimmer betreten. Bobby, Grossvaters Hund, hatte sich unter dem Bett verkrochen, er jaulte und liess sich nicht vertreiben. Fredel rannte nach einem Besen, mit dem er Bobby unter dem Bett hervor und aus dem Zimmer bugsierte. Meine Mutter wusch mich ausnahmsweise in der Küche und kleidete mich in einen Rock aus schwarzem Samt. Normalerweise wurde ich jeden Samstag im Waschhaus, wo auch die grosse Wäsche gemacht

wurde, in einem Zuber gebadet. Während dieser Reinigungsprozedur fragte ich meine Mutter, wohin Grossvater jetzt gehe. Ihre Antwort war kurz und bündig: «Is Chilegräbli».

Seit ich zur Schule ging, musste ich frühmorgens im Hort das Frühstück einnehmen. Im obersten Stock des Schulhauses Feldblumen, wo ich früher den Kindergarten bei Tante Olga besucht hatte, befand sich im offenen Treppenhaus ein Tisch, auf dem jeden Morgen ein Krug mit warmer Milch bereitstand. Zur Milch gab es Brot, von dem man sich abschneiden durfte, bis man satt war. Eine erwachsene Person war nicht anwesend. Die wenigen Mädchen, die zum Frühstück kamen, waren Schülerinnen der Oberstufe, die von mir bis zu einem bestimmten Tag kaum Notiz nahmen. Auf dem Tisch stand eine Büchse mit Eimalzin, aus der sich die Mädchen bedienten. Der mit jedem Tag stärker werdende Wunsch, meinen Löffel auch in diese Büchse zu tauchen, gab mir Mut und eines Morgens griff ich nach ihr. Mit einem heftigen Ruck entriss mir ein Mädchen die Büchse und fauchte mich an: «Die gehört uns.» Von diesem Tag an wollte ich nicht mehr im Schulhaus frühstücken.

Ich erinnere mich an das auf dieses Erlebnis folgende Gespräch in der guten Stube. Meine Mutter und Tante Julie sassen in den englischen Fauteuils und die Standuhr tickte unablässig. «Mädle», sagte meine Tante, «warum willst du da nicht mehr hingehen? Stell dir vor, wie viel Geld deine Mutter sparen und wie viele schöne Sachen sie dir dafür kaufen könnte.» Meine Mutter äusserte sich nicht und ich blieb stumm. Aber von nun an durfte ich das Frühstück daheim einnehmen.

Meine Mutter – alleinerziehend

In der Folge änderte sich unser Leben abermals gründlich. War es, weil der Grossvater, unser Brotgeber, gestorben war? War es, weil Tante Julie nun offiziell die Führung im Haus übernahm?

Auf alle Fälle sollte sich Martha nun auf die eigenen Füsse stellen. Das hiess, dass sie sich eine eigene Unterkunft und Arbeit suchen musste. Und so zog meine Mutter mit mir von Altstetten weg, weiter in die Stadt hinein. Das muss im Herbst 1939 gewesen sein. Am 1. September hatte Hitler-Deutschland Polen überfallen und tags darauf, am 2. September, war in der Schweiz die Mobilmachung ausgerufen worden. Da wohnten wir noch in Altstetten, und ich erinnere mich, wie meine beiden Onkel in die Scheune stürmten, wo ihr Militärzeug lagerte. Alles wurde an die Luft gehängt, sie mussten einrücken.

An der Bertastrasse fand meine Mutter ein günstiges Mansardenzimmer, das zur Wohnung einer jungen Familie gehörte. Das Ehepaar Müller hatte zwei kleine Kinder, die ich am Abend öfters hüten durfte. Manchmal auch am Wochenende, wenn die jungen Eltern zum Tanz gingen. Unser Zimmer war sehr geräumig, die Möblierung bestand aus dem ehemaligen Inventar des Eheschlafzimmers meiner Eltern. Gegessen wurde auf improvisierten Ablagen. In der Küche von Frau Müller konnte meine Mutter Tee kochen oder Milch wärmen. Waschen mussten wir uns allerdings mit kaltem Wasser an einem Waschbecken mit Wasserhahn unter dem Dach. Häufig gingen wir deshalb am Samstag ins Hallenbad, wo es warmes Wasser und Duschen gab. Im folgenden Sommer stellten wir auf der Dachterrasse Wäschezuber auf und wärmten darin das Wasser zum Baden. So verbrachten wir manche Sonntage mit der Familie Müller in luftiger Höhe.

Es muss nach der Mobilmachung gewesen sein, als mir meine Mutter einen Rock aus Stoff mit Schottenmuster und ein dunkelblaues Mäntelchen kaufte. In einem kleinen Laden für Wollwaren und Kinderkleider an der Bertastrasse hatte es in der Auslage gelegen. Meine Mutter begründete den Kauf damit, dass nun bald auch die Textilien rationiert würden und sie mich deshalb noch einkleiden wolle. Auch die Matrosenmütze mit dem roten Zottel bekam ich glei-

chentags, und so ausgestattet spazierte ich sonntags folgsam an ihrer Hand dem Utoquai am See entlang. Manchmal gingen wir auch über die Quaibrücke bis zur Vogelvoliere am Mythenquai. Ab und zu kam Frieda, eine Bekannte meiner Mutter, mit. In der Meinung, dass ich nicht zuhörte, sprachen die beiden Frauen über Friedas Kind, das nun etwa im gleichen Alter sein musste wie ich und das sie zur Adoption freigegeben hatte. Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, musste sie täglich in die Seidenzwirnerei von Meyer-Waespi & Cie., deren Fabrikgebäude beim Bahnhof Altstetten lag. Frieda war eine einfache, liebe Frau und ich mochte sie gerne. Sie tätschelte meine Hände und lächelte immer ein bisschen traurig.

Meine Mutter hatte noch eine andere gute Bekannte, die Frau Pfenninger. Sie war nach dem Tod von Mathilde oft nach Altstetten zu Besuch gekommen, doch war sie im Hause Dachslernstrasse 9 nicht gerne gesehen. Das hatte seine Gründe. Grossvater war ein rüstiger Witwer und nicht abgeneigt, nach dem Tod seiner zweiten Frau noch einmal das Glück im Ehestand zu suchen. Grossvater schien ein Auge auf Frau Pfenninger geworfen zu haben, was der ganzen Familie, ausser meiner Mutter, arg missfiel. Diese verwitwete Frau, die drei Kinder grossgezogen hatte, wurde der Erbschleicherei verdächtigt, und Onkel Hans, der älteste Sohn, vermutlich auch unter dem Einfluss seiner Frau und der erwachsenen Geschwister, die schon ihre Erbschaft davonschwimmen sahen, scheute sich nicht, Grossvaters geistige Zurechnungsfähigkeit anzuzweifeln. Er wurde zur Untersuchung in das Gerichtsmedizinische Institut aufgebeten; zu seinem Glück lautete der Befund, dass er noch «alle Tassen im Schrank» habe. Aus einer Ehe mit Frau Pfenninger wurde aber nichts.

Vermutlich war meine Mutter die Vertraute von Frau Pfenninger. Ging sie nachhause, begleiteten wir sie bis zur grossen Linde am «Häxewägli». Rund um den Stamm dieser Linde war eine Bank ange-

bracht, und darauf sassen die beiden Frauen oft lange in ihr Gespräch vertieft, von dem ich kaum etwas verstand. Meine Mutter war Frau Pfenninger wohlgesinnt und sah sie nicht als Erbschleicherin. Hinter dem Colosseum, im obersten Stock eines Mietshauses, wohnte die Witwe mit ihrer Tochter Irma, einer nicht mehr jungen Frau mit zündroten Haaren, und dort hatten meine Mutter und ich sie auch schon besucht. Ihr Mann soll als Kommunist mehrmals im Gefängnis gesessen haben, weshalb sie mit Waschen und Putzen die Familie durchbringen musste. Es ist naheliegend, dass mein Grossvater sie schon von früher kannte. Nicht weit von ihr entfernt, an der Zweierstrasse, wohnte Lydia, die Schwester von Grossvater. Lydia und ihre Schwester Sette, die Mutter von Traugott Vogel, die im Heuried wohnte, nannten wir Tanten, obwohl sie eigentlich Tanten meiner Mutter waren. Und da das Colosseum der Versammlungsort der Arbeiterbewegung war, ist es wahrscheinlich, dass es da gemeinsame Berührungspunkte gab.

Nun wohnten wir also an der Bertastrasse und ich ging in das Schulhaus Ämtler in die erste Klasse und besuchte den Hort. Meine Mutter arbeitete von acht Uhr früh bis nachmittags um zwei bei einer Familie Abegg in der Enge. Oben auf dem Hügel im Villenviertel bewohnten sie ein grosses Haus und pflegten einen gehobenen Lebensstil. Herr Abegg war Kinderarzt, von dem lobend gesprochen wurde, den ich aber nie gesehen habe. Meine Mutter war Spetterin und ihr Lohn betrug einen Franken in der Stunde. Das ergab einen täglichen Verdienst von sechs Franken. Die Zimmermiete bei der Familie Mül-ler betrug vierzig Franken im Monat.

Spetten war eine gute und nicht allzu anstrengende Arbeit. Spetten hiess aufräumen, Betten machen, Staub wischen, Geschirr abwaschen und auch Gemüse rüsten. Für die gröberen Arbeiten kam eine Putzfrau ins Haus. Gekocht hat Frau Abegg vermutlich selber. Fiel aus irgendeinem Grund die Schule aus, konnte mich meine Mutter

mitnehmen. Dann langweilte ich mich, half ein wenig beim Staubwischen und bewunderte die schönen Möbel und die herumstehenden Nippsachen. Ich erinnere mich an die Schale voller Früchte auf dem Esstisch, die wie zu einem Stillleben drapiert, kaum zum Essen gedacht waren. Sie gelüsteten mich, aber nicht einmal sie zu berühren hätte ich gewagt.

Dreimal täglich besuchte ich den Hort – zum Frühstück und nach der Schule um vier Uhr im Kindergartenhaus Wiedikon an der Zur Lindenstrasse, den Mittagshort in der Baracke im Ämtler. Zum Frühstück und zum Zvieri gab es Milch und Brot, so viel wir mochten. Zum Zvieri manchmal auch Äpfel. Das Mittagessen schmeckte mir immer. In grossen Kesseln wurde es von der Volksküche geliefert, und Frau Bugmann musste nur noch verteilen. Wir durften wählen: gross, mittel oder klein, wenn wir nicht hungrig waren oder etwas gar nicht mochten. Sie freute sich, wenn wir tüchtig assen und die Kessel leer waren, wenn sie wieder abgeholt wurden.

Das Kindergartenhaus Wiedikon war zu Beginn der Dreissigerjahre errichtet worden – ein heller und moderner Bau, das Mobiliar war kindgerecht, und überall roch es gut. Die Pavillonanlage gilt heute als Pionierwerk der architektonischen Moderne. Nach dem Essen machten wir die Aufgaben, dann durften wir spielen oder basteln. Es gab eine Vielfalt von Spielen auch im Freien, wo wir uns bei gutem Wetter auf der grossen Wiese tummeln durften. Ich ging gerne in den Hort, doch wäre ich oft lieber nachhause gegangen. Ich begriff nicht, warum das nicht möglich war. Meine Mutter arbeitete doch nur bis zwei Uhr nachmittags. Aber vermutlich wäre sie überfordert gewesen, wenn sie mich hätte beschäftigen müssen. In dem einen Zimmer gab es auch keinen Tisch, an dem es möglich gewesen wäre zu spielen. Die einzige Ablagefläche war die Marmorplatte der Kommode, aber da lagen andere Dinge. Und Spielsachen hatte ich auch kaum.

In den folgenden Sommerferien, es war das Jahr 1940 und ich war nun in der zweiten Klasse, meldete mich meine Mutter für den Ferienhort im Sihlwald an. Jeden Morgen fuhren wir mit der Sihltalbahn nach Langnau am Albis in ein Haus, das der Stadt Zürich gehörte. Tagsüber waren wir im Wald, bei schlechtem Wetter blieben wir im Haus und nach dem Mittagessen gab es «Liegi», verordnete Mittagsruhe. Abends fuhren wir wieder in die Stadt zurück. Ich erinnere mich gerne an diese Sommerferien, die einfach und wohltuend problemlos waren.

Fällt folgendes Ereignis noch in die zweite Klasse? Wir Mädchen hatten die Gewohnheit, uns in der Pause zu zweit an den Händen zu halten und in höchster Geschwindigkeit im Kreis zu drehen. Einmal liess mich ein Mädchen los, ich fiel rückwärts und schlug mit dem Kopf hart auf den Steinboden auf. Am Tag darauf hatte ich immer noch Kopfschmerzen, und meine Mutter ging mit mir in das Kinderhospital, wo eine Hirnerschütterung diagnostiziert und mir absolute Bettruhe verordnet wurde. Zur Beobachtung musste ich bleiben. Da lag ich nun in einem Saal mit mehreren anderen Kindern. Waren es zehn, vierzehn Tage? Am ersten Mittwochnachmittag kamen mich Tante Julie mit ihrer zweiten und jüngeren Schwester Urschi besuchen. Als sie wieder gingen, begann ich zu schreien und stand in meinem Bett auf. Ich erinnere mich heute noch an dieses Schreien – es muss fürchterlich gewesen sein. Ich wollte unbedingt heim gehen. Zur Strafe bekam ich Besuchsverbot, was sehr hart war. Ich weiss noch, wie ich am Mittwoch darauf vergeblich hoffte, dass sie wieder kämen.

Und dann wurde ich aus dem Spital entlassen. Ich durfte einige Tage zu Tante Anni und Onkel Franz, welche mit meiner um einige Jahre älteren Cousine Erika ein neu gebautes, kleines Einfamilienhaus am Waldrand von Altstetten bewohnten. Doch als meine Mutter mich abholen kam, machte Tante Anni beim Zvieri eine Bemerkung, die ich ihr übel nahm und zeitlebens nicht vergass. Ich hatte das dritte

Stück Brot mit Käse verlangt, worauf sie mit tadelndem Unterton bemerkte: «Hät das Chind en Appetit!» Ich war froh, mit meiner Mutter Weggehen zu dürfen. Tante Anni war Vegetarierin und hatte rote Haare. Tante Julie sagte, dass das von den vielen Rüeblü käme, die sie esse.

Hans und Franz hatten sich nach ihrer Rückkehr aus Kanada, vermutlich wegen ihren Frauen, entzweit. Die Frauen mochten einander nicht leiden und jetzt ging es um den Machtanspruch. Dies führte dazu, dass die beiden Frauen gegeneinander intrigierten. Es ging um das Erbe. Die acht Geschwister bezogen im einen oder anderen Lager Position. Die einen wollten Geld sehen und meinten, nun müssten Haus und Land endlich verkauft werden. Die andern vertraten die Meinung, dass die Bodenpreise – die schon von fünfzig auf dreihundert Franken pro Quadratmeter geklettert waren – noch weiter ansteigen würden und man darum noch zuwarten sollte. Nur meine Mutter verkehrte mit allen ihren Geschwistern und deren Angetrauten, doch Tante Julie stand ihr am nächsten, und mit ihr besprach sie ihre Alltagsorgen.

Nach Möglichkeit ging ich jeden schulfreien Nachmittag an die Dachslernstrasse. Mit dem Zweier-Tram fuhr ich nach Altstetten. Eine Fahrt kostete damals zwanzig Rappen, die ich meiner Mutter abbeteln musste. Im Laufe des Nachmittags kam jeweils Onkel Hans von der «Reise» zurück. Gut gelaunt schaute er in die Kochtöpfe. «Was meinsch, was eus ds Tanteli wider Feins gchochet hät?», sagte er dann zu mir und schnalzte mit der Zunge. Und tatsächlich kochte seine Frau mit Liebe und Hingabe, alles bereitete sie äusserst sorgfältig zu. Nach dem Essen packte Onkel Hans seine Reisetasche aus und legte seine Einnahmen auf den Küchentisch. Das war immer ziemlich viel Geld, doch Tante Julie meinte, wenn er einige Stündchen mehr arbeiten würde, könnte das noch viel mehr sein. Sie träumte, obwohl sie im eigenen Haus wohnte, von einem Bungalow – alles zu ebener

Erde gelegen. Ursprünglich war Onkel Hans gelernter Tapezierer und Polsterer von Beruf gewesen. Doch während des Krieges kam er durch einen Bekannten zu einem anderen Geschäft. In grossen Stahlfässern wurden ihm Wacholdersaft und Latwerge geliefert. Diese Produkte wurden in Büchsen zu einem Kilogramm abgefüllt und die vertrieb er im Kanton Zürich. Vorwiegend in den ländlichen Gegenden hatte er seine feste Kundschaft, bei der er gerne gesehen war. An bestimmten Tagen nahm er die Bestellungen auf, an anderen Tagen lieferte er die Ware. Während des Krieges bekam er nicht selten eine Speckseite. Die war immer willkommen, denn die Fleischzuteilung auf den Rationierungskarten war nicht üppig. Meine Mutter, die mit ihren knappen Einnahmen nicht in der Lage war, die Fleischmarken einzulösen, tauschte sie mit Tante Julie gegen Brotmarken.

Wenn ich nach Altstetten kam, fand ich Tante Julie oft im Keller, wo sie die glänzende Melasse abfüllte und die Büchsen mit Etiketten versah. Sie machte auch die Waren bereit, die mit der Bahn verschickt werden mussten, und schrieb die Rechnungen. Mit dem Leiterwagen gingen Onkel Hans und ich dann zum Bahnhof Altstetten, um die gut verpackten Büchsen per Bahn aufzugeben.

Politische Versammlungen

Im Hause an der Dachslernstrasse gab es dauernd Veränderungen. Tante Centa war nach kurzer, unglücklicher Ehe mit einem kommunistischen deutschen Emigranten mit Sack und Pack nach Altstetten gekommen. Sie lagerte in der Scheune ihre Aussteuer ein und deckte alles mit Tüchern zu. Centa war eine extravertierte, politisch aktive Person. Sie nahm viel Raum ein und prägte durch ihr Auftreten und ihre pointierten Stellungnahmen das häusliche Klima entscheidend mit. Sie verstand sich gut mit ihrem Schwager, Onkel Hans, der sie

gerne provozierte und scherzend Centus nannte. Der Umstand, dass sie sich mit einem italienischen Kommunisten – der sich von seiner in Mailand lebenden Frau nicht scheiden lassen konnte – eingelassen hatte und der nun auch ständiger Gast war, machte sie zusätzlich interessant. Sie rümpfte gerne ein bisschen die Nase über ihre ältere Schwester Julie, die ihre Tätigkeiten auf Haus und Garten beschränkte und kaum an politischen Veranstaltungen teilnahm. Kamen jedoch Genossen zu ernsthaften Gesprächen ins Haus, war auch Julie bereit, Tee und Kuchen aufzustellen. Je nach Situation benutzte sie das feine Geschirr ihrer Aussteuer und servierte in der guten Stube. Unter den Gästen waren die Kommunisten Bosshard (an dessen Vornamen ich mich nicht erinnere) und Hans Affeltranger sowie die Spanienkämpfer Johnny Linggi und Otto Brunner. Üblicherweise spielte sich der Alltag in der gemütlichen Wohnküche ab und abends in der «Hockstube», wo das Radio stand.

Nachdem meine Mutter und ich ausgezogen waren, liess Tante Julie ihre jüngste Schwester, die noch nicht zwanzig Jahre alte Urschel, aus Ulm kommen. Sie sollte anstelle meiner Mutter deren Halbgeschwistern, dem noch knapp minderjährigen Walther, dem noch in der Lehre stehenden Fredel und der noch jüngeren Margrith, den Haushalt führen. Nach kurzer Zeit und bevor Fredel in die Rekrutenschule einrücken musste, führte ihn Urschel, die nun Urschi genannt wurde, zum Standesamt. Margrith ging nach Abschluss der Volksschule in die Fabrik arbeiten und blieb bei dem jung vermählten Paar in der elterlichen Wohnung in Untermiete.

Im Haus an der Dachslerstrasse glaubte man an die Sowjetunion und hatte keine Zweifel an ihren Friedensabsichten. Jeden Abend versammelte sich die Familie vor dem Radio, um die Nachrichten zu hören. Wir Kinder mussten mäuschenstill sein, und Tante Centa zischte bei jedem Mucks und mahnte zum Schweigen. Es war der kalte Winter 1942, und die Deutschen lagen eingekesselt bei Stalingrad. Im Fe-

bruar 1943 dann brachte der Sieg der Roten Armee die Wende. Die Sowjetunion galt als Siegerin, und auch in bürgerlichen Kreisen war ihr Ansehen gestiegen. Für die Linke war der Kommunismus die Gegenkraft zum Faschismus und bot das Gegengewicht zur Alleinherrschaft des Kapitalismus. Vor diesem Hintergrund profitierte auch die Partei der Arbeit, die 1944 neu gegründet wurde, von einem gewissen Goodwill in der Bevölkerung.

Während des Krieges waren meine beiden Onkel eingeschriebene Mitglieder der illegalen Kommunistischen Partei und aktiv in der Solidaritätsorganisation Rote Hilfe. Im Haus Dachslernstrasse wurden Versammlungen abgehalten, die nicht den offiziellen politischen Ansichten entsprachen, und oft fanden fremdländische Gestalten für eine Nacht Unterschlupf. Hausdurchsuchungen frühmorgens waren keine Seltenheit. Die Bücherregale wurden nach illegalen Schriften durchsucht, kommunistische Literatur wurde beschlagnahmt. Aus Unkenntnis nahmen die Polizisten oft auch andere Literatur mit, was noch Jahre später zur allgemeinen Heiterkeit Anlass gab.

1940 verbot der Bundesrat die Kommunistische Partei, die Rote Hilfe und die Interessengemeinschaft der Spanienfreiwilligen. Kurz danach wurden meine beiden Onkel Hans und Fredel verhaftet und in das Bezirksgebäude gebracht. Ihre Frauen wurden mitverhaftet, aber gleichentags wieder entlassen. Die Männer blieben inhaftiert. Meine Tanten gingen jeden Dienstagnachmittag zu Fuss von Altstetten nach Zürich, um ihre Ehemänner zu sehen und ein «Fresspäckli» abzugeben. Eines Tages wurden sie frei gelassen. Hat es je eine Anklage oder einen Prozess gegeben? Im Familienkreis wurde darüber nicht gesprochen. Dennoch blieben die beiden Brüder meiner Mutter pflichtbewusste Schweizer, die mit Überzeugung Militärdienst leisteten.

Später, schon gegen Kriegsende, wurden Soldaten der Schweizer Armee im Hause einquartiert, und im Garten vor dem Waschhaus

wurde eine Soldatenküche eingerichtet. Mit dem Milchkesseli liessen wir uns aus der Gulaschkanone Suppe schöpfen, während Tante Julie in der guten Stube die Offiziere bediente. Sie scheute sich nicht, ihr gutes Service in Gebrauch zu nehmen. Für jedes Gedeck bekam sie fünfzig Rappen.

Im letzten Kriegsjahr brannte unsere Scheune an der Dachslernstrasse ab. Ich erinnere mich noch gut, wie die Flammen mitten in der Nacht zum Himmel hoch loderten. Die Tiere, die ein Altstetter Bauer jeweils nachts in der Scheune untergebracht hatte, konnten gerettet werden. Alles andere verbrannte, auch die Aussteuer von Tante Centa. Wo die zweistöckige Scheune gestanden hatte, war am anderen Morgen eine riesige Brandstätte und der Blick war frei den Rain hinunter ins Unterdorf. Eine Untersuchung wurde eingeleitet. Ob da vielleicht Brandstiftung vorliege? Doch nichts Schlüssiges kam zutage und die Versicherung musste bezahlen. Der Boden Ecke Dachslern-/Stampfenbrunnenstrasse wurde verkauft, und es entstand eine grosse Überbauung. Mit dem Geldsegen hielt bei uns die Moderne Einzug. Die alten Obstbäume wurden gefällt, Spalierobst gezogen und ein Rasen angelegt. Der Kiesweg rund um das Haus wurde mit pflegeleichten Steinplatten belegt, und beim Hauseingang entstand eine Pergola.

Trotz Spannungen nahm die Schweiz 1946 diplomatische Beziehungen zum kommunistischen Vielvölkerstaat Sowjetunion auf, und es bestand die Hoffnung auf eine relative Normalisierung. Der in den kommunistischen Ländern Osteuropas eingeführte Sozialismus war vor allem bei uns Linken die Verheissung auf eine weltweite Gerechtigkeit. In breiten Kreisen glaubte man an das Proletariat als geschichtsbewegende, revolutionäre Kraft. Doch der Kalte Krieg, der sehr bald einsetzte, veränderte das politische Klima radikal und verbreitete innert kurzer Zeit weit herum Angst und Misstrauen.

Heiri und Heireli

Nachdem meine Mutter nun einige Jahre allein gelebt hatte, äusserte sie eines Tages den Wunsch, sich wieder zu verheiraten. Sie war damals ungefähr fünfunddreissig Jahre alt, wollte wieder eine eigene Wohnung haben und ihr weiteres Leben nicht in einem Zimmer in Untermiete verbringen. Durch ein Zeitungsinserat lernte sie Heinrich Freund kennen und es kam – vorerst am Wochenende – Bewegung in unser eintöniges Leben. Wir machten Dampfschifffahrten auf dem Zürichsee und Ausflüge mit der Bahn. Und wir kehrten in der Gartenwirtschaft ein. Ich war begeistert über diese Abwechslungen und ich dachte, der Heiri müsse reich sein.

Es war im August 1941, als die Hochzeit stattfand und der Umzug nach Zürich-Unterstrass erfolgte. Die Adresse war vornehm und verriet nicht, dass wir im Soussol wohnten, wo es eng und feucht war. Das imposante gelbe Haus an der Turnerstrasse 1 hatte nach hinten einen Ausgang in einen grossen, wilden Garten, dessen Pforte aber immer geschlossen war. Auf der andern Seite, zur Strasse hin, ging es zu einem Platz, in den die Scheuchzerstrasse mündete, und von dort führte die Treppe den Sonntagsteig hinauf. Oben thronte die Kirche, allgegenwärtig mit ihrem regelmässigen Glockenschlag. Neben der Kirche stand das Schulhaus Scherr, wo ich nun zur Schule ging. Ich liebte meinen Schulweg. Jeden Morgen flitzte ich den Sonntagsteig hoch zum Schulhaus und nach der Schule rannte ich nachhause. Meistens schickte mich meine Mutter noch etwas einkaufen.

Meine Mutter blieb jetzt daheim und musste nicht mehr auswärts arbeiten gehen. Damals gab es in diesem bürgerlichen Wohnquartier weder einen Hort noch einen öffentlichen Mittagstisch für Schulkinder. Die Mütter waren selbstverständlich zuhause und stellten Mann und Kindern das Mittagessen auf den Tisch. Und so war es nun auch bei uns. Mir gefiel dieses neue Leben.

Drei Tage vor Weihnachten 1941 kam in der Frauenklinik mein Bruder Heireli zur Welt. Heiri war stolz, dass es ein Stammhalter war, und selbstverständlich bekam er den gleichen Namen wie sein Vater. Er war zwei Monate zu früh zur Welt gekommen und musste zunächst in den Brutkasten. Dreimal täglich pumpte meine Mutter die Milch ab und jeden Abend brachte ich diese noch lauwarme Muttermilch in einer verschlossenen Schoppenflasche in das Säuglingsheim am Haldenbach, wo die Frühgeburten aufgepäppelt wurden. Es war ein strenger, kalter Winter in diesem zweiten Kriegsjahr, und selbst auf den Strassen blieb der Schnee liegen. Abends glänzten die Tramschienen der Universitätsstrasse im Lichte der Strassenlaternen und die Räder der Trams quietschten in den Kurven. Nur selten war ein Auto unterwegs. Manchmal schneite es. Wenn ich die Augen zusammenkniff, glitzerten die lautlos tanzenden Schneeflocken wie kleine Sterne. Durfte ich meinen Bruder im Brutkasten sehen? Ich glaube schon, auf alle Fälle fühlte ich mich sehr wichtig durch diese mir anvertrauten Botengänge.

Es wurde Frühjahr und Heireli konnte nachhause geholt werden, worauf eine sehr schöne Zeit folgte. Der Kleine gedieh jetzt prächtig, und täglich nach der Schule spazierte ich mit ihm im altmodischen Kinderwagen zur Kirche fluntern. Wir besuchten Onkel Franz, der an der Hochstrasse in einer Firma für Gummiartikel als Prokurist tätig war. Er kam dann ins Freie, plauderte mit uns und schenkte mir einen Radiergummi oder einen Bleistift. Nie gab er mir das Gefühl, dass ich ihn bei der Arbeit störe. An der Siriusstrasse beim Tennisplatz machte ich regelmässig Halt und arretierte den Kinderwagen. Mir imponierten diese weiss gekleideten Tennisspieler, die sich für fünfzig Rappen in der Stunde von einem Balljungen die Bälle auflesen liessen. Immer hatte ich auch ein Buch bei mir. Heireli durfte ich nicht aus dem Wagen nehmen, und meistens war er auch zufrieden. Meine Mutter machte gerne den Haushalt. Sie sagte oft, sie wolle es nun auch ein

wenig schön haben, worunter ich mir nicht viel vorstellen konnte. Ich freute mich aber darüber, dass sie zuhause war wie die Mütter meiner Schulkameradinnen.

Heiri war ein findiger Kopf. Von Beruf Maschinenschlosser tüftelte er an kleinen und grösseren Erfindungen. An Ideen reich, konstruierte er die verschiedensten Gegenstände. Doch die Umsetzung schien jeweils mit Schwierigkeiten verbunden zu sein. Meine erste Erinnerung an seine wohl einfachste Erfindung ist folgende: Zwei Celluloidstreifen wurden übers Kreuz zusammengenietet, und es entstand ein kugelförmiges Gerüst. Darüber musste feine Stahlwatte gespannt werden, sodass das Gebilde zum Putzen von Kochtöpfen und anderen Gegenständen hätte verwendet werden können. Heiri, dem ich nie Vater sagen musste, motivierte mich zur Heimarbeit. Er versprach mir für jedes angefertigte Stück fünf Rappen. So füllte ich Schachtel um Schachtel mit dieser namenlosen Erfindung. Zu einem lukrativen Geschäft wurde sie nicht, und folglich erhielt ich auch den versprochenen Lohn nicht. Eine andere, anspruchsvollere Idee setzte er in Form eines Prototyps um. Er konstruierte eine elektrische Heizwand, die unseren in der Stube stehenden Holzofen ersetzen sollte. Wegen den nicht abgedeckten, glühenden Drähten blieb die Erfindung eine dauernde Gefahrenquelle. Doch der Ofen funktionierte und machte keinen Schmutz. Allerdings frass er ziemlich viel Strom.

Auf dem Platz gegenüber dem Haus Turnerstrasse 1, bei der Treppe zum Sonntagsteig, befand sich ein kleiner Milchladen, der auch andere Lebensmittel führte. Ich weiss nicht, ob meine Mutter noch anderswo einkaufte, aber nach der Schule um zwölf Uhr musste ich oft schnell ins «Lädeli», weil sie dort aufschreiben lassen konnte und erst am Zahhtag bezahlen musste. Doch eines Tages brachte Heiri keinen vollen Lohn mehr nachhause, worauf es einen Riesenkrach gab. Wie er sagte, hatte er seine Stelle gekündigt und eine Werkstatt gemietet, um vollzeitlich an seinen Erfindungen arbeiten zu können.

Nach seiner Meinung stand der Patentierung seiner neuesten Erfindung nichts mehr im Wege. Es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein.

Fünzig Jahre später wird mir mein Bruder sagen, dass er seinen Vater nicht so erlebt habe wie ich. Sozusagen als rechte Hand des Direktors der Kassenfabrik Union hätte er eine Anstellung bekommen. Er sei gerufen worden, wenn sich aus irgendeinem Grunde ein Kassenschrank nicht öffnen liess. Offensichtlich erfuhr er da die ihm zustehende Anerkennung. Dass er gute Arbeit leistete, glaube ich gerne, er war ein fähiger und begnadeter Tüftler. Und dass meine Mutter Haushaltungsgeld bekam, ist anzunehmen, mein Bruder erinnert sich jedenfalls nicht an Mangelsituationen.

Aber in jenem Winter 1941/42 waren wir vermutlich sehr arm. Jedenfalls meldete sich meine Mutter bei der Winterhilfe, und wir bekamen gut erhaltene Winterkleider und Schuhe. Eines Mittags nach der Schule steckte mir mein Lehrer ein Päckchen zu. Es waren drei frische Bratwürste aus der Metzgerei. Jakob Scherrer, mein Lehrer, war ein alter Mann mit weissem Bart und stand vor der Pensionierung. Vermutlich war er noch im Einsatz, weil die jüngeren Lehrer im Militärdienst waren. Bei jedem Wetter trug er seine schwarze Pelerine. Wenn ich mein Schulzeugnis aus jener Zeit anschau, in das er mit zierlicher, wie gestochen wirkender Schrift die Noten eingetragen hatte, sehe ich ihn noch vor mir, wie er vor der Klasse stand. Aus dem Zeugnis kann ich auch ersehen, dass ich bis Ende der dritten Klasse zu ihm in die Schule ging.

Dann war der Übertritt in die vierte Klasse fällig. Die Zuteilung erfolgte in das Schulhaus Huttenstrasse zu Heinrich Gisler. Das war ein Lehrer mit Humor. Er sammelte alte Uhren und brachte sie wieder zum Funktionieren. Einmal lud er die Klasse zu sich nachhause an die Röslistrasse ein. An den Wänden hingen lauter alte, tickende Uhren, deren Geschichte er uns liebevoll erzählte. Im Alter soll er eine

Sammlung dem Landesmuseum geschenkt haben. Ich ging jeden Tag gerne zur Schule. Unser Schulzimmer lag im obersten Stock, aber im fortgeschrittenen Alter konnte ich mich plötzlich nicht mehr entsinnen, ob es links oder rechts lag. Im Traum wurde mir dann klar, dass ich jeweils die Schulhaustreppe hoch in das rechte Schulzimmer gestürzt war. Ein Besuch im Schulhaus bestätigte mir dann die Richtigkeit meines Traumes.

An der Spyristrasse

Gleichzeitig mit dem Schulhauswechsel fand auch der nächste Umzug statt. Ich hatte mitbekommen, dass Heiri seit Monaten die Wohnungsmiete nicht bezahlt hatte. Meine Mutter ging nach Altstetten, in der Hoffnung auf einen Vorbezug ihres Erbes. Doch ihr Bruder Hans lehnte ab. Er war auf seinen Schwager nicht gut zu sprechen und nannte Heiri einen «Lumpenproleten» und Angeber. Für meine Mutter muss das schlimm gewesen sein, denn sie besass durchaus das, was man Klassenbewusstsein nannte. Sie fühlte sich der Arbeiterschaft verbunden und wies Heiri schroff zurecht, wenn er gegen alles wettete und unflätige Reden führte. Auch wenn sie sich politisch nur selten äusserte – es war klar, dass sie von der Kirche und dem Kapitalisten nicht viel hielt. Mit Heiri war sie deshalb dauernd im Clinch. Der schnödete über alles und lachte über sie.

Da die ausstehende Miete nicht bezahlt werden konnte, kam die Kündigung. Erstaunlicherweise brachte der Umzug an die Spyristrasse eine beachtliche Verbesserung der Wohnsituation. In einem alten Haus, ein wenig von der Strasse zurückgesetzt, bewohnten wir im zweiten Stock eine Wohnung mit drei Zimmern. Rechter Hand befand sich eine Schreinerei und zur Linken eine Bäckerei. Hatte ich schon die Turnerstrasse eine vornehme Adresse gefunden – im Vergleich zur Spyristrasse schnitt sie schlecht ab. Ich bekam ein eigenes

Zimmer. Ausser eines Bettes entsinne ich mich keiner Möbel, auch kann ich mich nicht mehr erinnern, wo ich an der Turnerstrasse geschlafen hatte. Vielleicht mit meinem kleinen Bruder in der Stube?

Nun war ich in der Mittelstufe und ich freute mich auf die Schule. Mein Schulweg führte mich über die Vogelsangstrasse, den Haldenbach hinunter in die Huttenstrasse, wo ich nach wenigen Minuten vor dem Schulhaus stand. Mein Schulzimmer war im obersten Stock.

Samstags, sonntags, oft auch abends ging Heiri in den Fröschengraben, ein alkoholfreies Café an der unteren Bahnhofstrasse. Wie er sagte, treffe er dort seine Kollegen, mit denen er seine Erfindungen diskutiere. Immer häufiger gab es jetzt Streit zwischen meinen Eltern, wobei es meistens ums Geld ging. «Du kannst ja nach Altstetten gehen», pflegte Heiri dann zu sagen, womit er auf das zu erwartende Erbe anspielte. Jeden Sonntag gingen meine Mutter und ich mit Heireli spazieren. Machten wir mit Heiri einmal einen Ausflug, gingen wir in eine Gartenwirtschaft, aber jedes Mal spielte sich die gleiche Szene ab. Er lief mit grossen Schritten voraus, und reklamierte meine Mutter, sagte er: «Mit eu chunt me ja niened hi», was offensichtlich in einem doppelten Sinne zu verstehen war. Bei schlechtem Wetter gingen wir auch ab und zu mit in den Fröschengraben. Meine Mutter unterhielt sich dann mit den Ehefrauen der Kollegen. Später ging sie nicht mehr hin, sie langweilte sich dort. Aber gleichzeitig bewunderte sie ihren Heiri, der in diesem Kreis Anerkennung und Anregung erhielt. Hatte ich meinen Sirup oder Most leergetrunken, ging ich mit meinem kleinen Bruder spazieren. Ich schob den Kinderwagen die an Sonntagnachmittagen wenig belebte Bahnhofstrasse hinauf bis zum See, und auf der anderen Strassenseite wieder hinunter. Zwischendurch bestaunte ich die Auslagen in den Schaufenstern – vor allem die schönen Kleider –, und natürlich hatte ich viele Wünsche.

In das Schulhaus Huttenstrasse ging ich drei Jahre, von der vierten bis zur sechsten Klasse. Eine unglaublich lange und rückblickend auch gute Zeit. Ich hatte drei Schulkameradinnen. Wir waren keine dicken Freundinnen, und als gute Schülerinnen standen wir in einem ständigen Wettbewerb miteinander. Ich war auch bei allen eingeladen gewesen, aber nicht oft. Auch hatten wir nicht den gleichen Schulweg. Sie wohnten oberhalb des Rigiplatzes in der vornehmeren Gegend von Oberstrass. Im Flur des Hauses, wo Heidi wohnte, hing ein grosses Löwenfell mitsamt dem ausgestopften Kopf. Ihr Vater war Afrikaforscher und häufig unterwegs. Der Vater von Susanne war Chefchirurg am Kantonsspital und die Mutter von Majo – hiess sie vielleicht Marie-Josée? – war Sängerin und Majo selbst wollte auch Sängerin werden wie ihre Mutter. Alle wohnten sie in einem eigenen Haus. Lebhaft kann ich mir noch das Innere der Häuser vorstellen, wie beeindruckt ich war von dem Reichtum, der da offensichtlich selbstverständlich war.

Nach der Schule um vier Uhr ging ich in der Bäckerei nebenan helfen. Frau Anliker, die Bäckersfrau, hatte mich gefragt, ob ich ein wenig die Kinder hüten wolle. Doch bald übertrug sie mir Arbeiten in der Bäckerei. Ich durfte die Brote in den Gestellen aufschichten, die Platten mit Patisserie nachfüllen und manchmal sogar bedienen. Gab es nichts dergleichen zu tun, musste ich die Rationierungsmarken, die beim Kauf von Brot und Backwaren abgegeben werden mussten, aufkleben. Es war mitten im Krieg und die meisten Lebensmittel waren rationiert. Die Märkli mussten täglich auf Bogen geklebt und an das Volkswirtschaftsdepartement geschickt werden. Ging ich abends nach Ladenschluss weg, bekam ich meistens einen Zweifpfunder unter den Arm geklemmt oder einige übrig gebliebene Wähenstücke. Ich hätte gerne ein Taschengeld verdient, und so habe ich mich einmal auf eine Zeitungsannonce hin gemeldet. Das war aber schon später, während der sechsten Klasse. Das Reformhaus Egli auf

der Münsterbrücke hatte eine Schülerin zur Mithilfe gesucht. «Studentenfutter», das heisst Haselnüsse, Sultaninen und Dörrfrüchte, musste in spitze Cellophanbeutel abgefüllt werden. Fünzig Rappen verdiente ich in der Stunde.

Mit dem Tram fuhr ich um vier Uhr nach der Schule bis zum Rathaus und um sieben Uhr wieder zurück zur Haltestelle Haldenbach. In zwei Stunden verdiente ich einen Franken, davon benötigte ich für das Tram zweimal zwanzig Rappen, den Rest hatte ich zur freien Verfügung. Das Reformhaus Egli war ein kurzes Intermezzo. An der Ecke Universitätsstrasse/Haldenbach gab es ein Comestibles-Geschäft mit verlockenden Auslagen. Schon lange hätte ich gerne eine dieser seltsamen, farbigen Früchte probiert, die mich auf dem Nachhauseweg jeden Abend gelüsteten. Irgendwann konnte ich nicht mehr widerstehen und kaufte mir zum stolzen Preis von vierzig Rappen eine dieser mir unbekanntenen südländischen Früchte, die den fremdartigen Namen Khaki trugen. Es war in der Vorweihnachtszeit und die Frucht, die draussen im Freien gelegen hatte, war kalt und schmeckte nicht besonders. Interessant fand ich ihr Innenleben und noch heute esse ich gerne Khaki, teils wegen dem Geschmack, aber auch wegen der Struktur des Fruchtfleisches.

Ich ging weiter in die Bäckerei Anliker, wo ich mit Naturalien entschädigt wurde, die zuhause sehr willkommen waren. Einige Male kam es vor, dass der Ausläufer frühmorgens nicht zur Arbeit erschien. Dann klingelte mich jemand aus dem Bett und ich half, vor der Schule die frischen Brötchen auszutragen. Die Route war weitläufig und die bestellten Brötchen, abgepackt in einem Papiersack, mussten in den Milchkasten oder vor die Tür der auf einer Liste notierten Häuser gelegt werden. Diese Tätigkeit brachte mich auf die Idee, ich könnte eine Zeitung austragen. Ich meldete mich bei einer Agentur und bekam gleich eine Route zugewiesen. Bis zur Tram-Endstation Fluntern ging meine Tour; es wurde Winter und frühmorgens war es noch dun-

kel und oft neblig. Die vielen Hunde, die mit lautem Gekläff die Villen bewachten, machten mir Angst, und schliesslich verzichtete ich auf diesen lukrativen Verdienst.

Zwei meiner Schulkolleginnen waren im Zürcher Schlittschuhclub. Vermutlich deshalb war das Eiskunstlaufen mein grösster Traum. Mit dem selber verdienten Geld kaufte ich mir ein Paar gebrauchte Schlittschuhstiefel. Ich hatte in der Zeitung ein Inserat gesehen; dass sie braun und nicht weiss waren, dämpfte meine Freude nicht. Ich investierte fünfundzwanzig Franken, ein Vermögen, und für den Rest meiner Ersparnisse erstand ich einen dunkelroten, flauschigen Kasak. Auf der Eisbahn Dolder meisterte ich meine Anfangsschwierigkeiten. Unermüdlich fuhr ich im Kreis herum – mit der Zeit schaffte ich sogar eine Drei und eine Acht. Meine Schulkameradinnen übten in kurzen, weiten Röcken – der eine hatte einen Besatz aus weissem Schwanenpelz am Saum – im abgesperrten Feld unter Aufsicht eines Eislauflehrers ihre Pirouetten und Figuren. Irgendwann erstand auch ich die Mitgliedschaft im ZSC und erhielt ein Abzeichen in Form eines Schlittschuhs, das ich von da an stolz am Kragen meines Kasaks trug.

Wenn ich die Zeit an der Spyristrasse in guter Erinnerung habe, dann deshalb, weil wir nahezu drei Jahre am gleichen Ort wohnten und ich die Mittelstufe von der vierten bis zum Ende der sechsten Klasse ohne Unterbruch in der gleichen Klasse im Schulhaus Huttenstrasse zubringen konnte. Das vermittelte mir ein Gefühl von Normalität und Geborgenheit, obschon zuhause die finanziellen Verhältnisse miserabel waren. Öfters musste ich mit einem Briefchen nach Altstetten zu Tante Julie und Onkel Hans, die dann nach dem Lesen desselben ein bedenkliches Gesicht und entsprechende Bemerkungen machten. Doch waren sie mehrmals bereit, die ausstehende Miete aus dem bevorstehenden Erbe meiner Mutter vorzuschüssen. War wieder einmal kein Bargeld für Lebensmittel im Haus, schickte mich meine

Mutter frühmorgens mit einem Gegenstand in die Pfandleihanstalt an die Löwenstrasse. Ich bekam jeweils wenige Franken, die ich schnell nachhause brachte. In der Zwischenzeit hatte meine Mutter eine Entschuldigung für mein Zuspätkommen in der Schule geschrieben. Mir war das sehr peinlich, obwohl Herr Gisler kaum etwas fragte und mir viel Wohlwollen entgegenbrachte. Ich war eine gute und auch fleissige Schülerin. In der sechsten Klasse gingen wir öfters in den Rechberg und zeichneten die Ornamente der schmiedeeisernen Tore. Das machte mir Spass und ich verfertigte darüber hinaus freiwillig weitere Zeichnungen in guter Qualität, sodass Herr Gisler mich im Zeugnis mit den Noten 5-6 und 6 belohnte. Ich vermute, dass ich diese Zeichnungen auch anfertigte, um dem Lehrer zu gefallen. Sein Lob tat mir gut.

Eines Tages war nichts Entbehrliches mehr zur Verfügung, das für die Pfandleihanstalt in Frage kam. Auch darum nicht, weil kaum jemals Geld vorhanden war, um die Gegenstände innerhalb der vorgeschriebenen Frist von drei Monaten wieder auszulösen. Wohl konnte man Verlängerung beantragen, was aber weitere Gebühren verursachte. Meine Mutter sagte, dass ich meine Schlittschuhstiefel hinbringen sollte. Ich weigerte mich und weinte, aber ohne Erfolg. So musste ich in der Pfandleihanstalt für meine geliebten Schlittschuhe fünf Franken entgegennehmen. Ob wir sie jemals wieder ausgelöst haben, weiss ich nicht mehr.

Einmal musste ich mein Zimmer räumen und mich in der Stube einrichten. Die Mutter von Heiri wollte auf unbestimmte Zeit bei uns wohnen; sie hiess Frau Widmayer, weil sie für kurze Zeit mit einem Deutschen verheiratet gewesen war. Sie kam von Ermatingen am Untersee, wo sie das bekannte Hotel Hirschen geführt hatte. Wir waren an einem Sonntag dorthin gefahren und hatten Fisch gegessen, serviert auf einer grossen, silbernen Platte. Der Grund für diese Reise war wohl gewesen, dass Heiri seiner Mutter seine zukünftige Frau

hatte vorstellen wollen. Auf mich damals noch nicht neunjähriges Mädchen machte alles einen sehr vornehmen Eindruck. Die weiss gedeckten Tische im Speisesaal waren mit sonntäglich gekleideten Menschen besetzt, die hier ihren Urlaub verbrachten oder anlässlich eines Ausflugs ihr Sonntagsmahl verzehrten. Meine Mutter war auch sichtlich beeindruckt.

Und nun kam diese Schwiegermutter zu uns. War es, dass ihre Pacht ausgelaufen war, oder gab es einen anderen Grund? Ich weiss es nicht. Sie kam mit dem Zügelwagen, der voller Möbel war. Sie möblierte unsere Wohnung, in der es bisher nur das Nötigste gab. Was nicht Platz fand, lagerte sie irgendwo ein. Fortan änderte sich unser Lebensstil. Diese Frau – die für mich nun die Grossmutter wurde und die ich gut leiden mochte – hatte klare Vorstellungen, wie ein Haushalt zu führen sei. Meine Mutter verlegte grössere Anstrengungen auf das Kochen, nur änderte sich punkto Geldmangels nichts, und Heiris Mutter konnte oder wollte finanziell nicht viel beitragen. Sie schenkte mir eine Schachtel mit farbigen Garnfäden und am Abend sassen wir am Stubentisch, wo ich mit einer feinen Häkelnadel für ein kleines Püppchen Kleidungsstücke häkelte. Das war wohl der Grund dafür, dass ich zu jener Zeit Handarbeitslehrerin werden wollte.

Heiri ging wie eh und je abends in den Fröschengraben. Seine Mutter fand das in Ordnung. Sie hielt ihn für etwas Besonderes. Ihr erster Mann, der Vater von Heiri, war bei der Firma Charmilles in Genf Ingenieur gewesen, wie sie sagte, ein brillanter Kopf, der es beruflich zu etwas gebracht habe. Dass er sie schon früh wegen einer anderen Frau verlassen hatte, schien sie ihm verziehen zu haben.

So wie die Grossmutter eingezogen war, zog sie wieder aus und nahm alle ihre Möbel mit. Unsere Wohnung sah wieder aus wie früher und ich bekam mein eigenes Zimmer zurück. Die Lage spitzte

sich zu. Es wurde zusehends mehr gestritten und immer ging es um das fehlende Geld. Meine Mutter befand sich in einer hoffnungslosen Lage. Doch Heiri lachte nur und liess sie schimpfen. Aber allmählich wurde klar, dass meine Mutter nicht mehr willens war, die steigenden Schulden zu berappen. Sie liess es zu, dass wir aus der Wohnung ausziehen mussten, und trennte sich offiziell von Heiri. Gut möglich, dass ein Gespräch mit ihrem Bruder Hans zu dieser Entscheidung geführt hatte. Ob sie auch den Glauben an Heiri und seine Erfindungen aufgegeben hatte, bezweifle ich.

Das war im Winter 1944. Ich ging in die sechste Klasse. Mein kleiner Bruder war vor Weihnachten drei Jahre alt geworden und musste, da meine Mutter nun erneut auswärts arbeitete, in ein Kinderheim. Ich zügelte mit meiner Mutter wieder an die Bertastrasse, wo sie sich auskannte und als Alleinerziehende ihre ersten Erfahrungen gemacht hatte. Diesmal war unser Unterschlupf ein grösseres Separatzimmer, und die Einrichtung bestand wie ehemals aus dem Eheschlafzimmer mit den beiden Betten, der Waschkommode und den beiden Nachttischen mit den Marmorplatten, die zu jener Zeit einen gewissen Status vermuten liessen. Meine Mutter liess ihnen besondere Sorgfalt angedeihen, wenn auch die eine Nachttischplatte durch eine Imitation ersetzt war, weil einmal mein Vater – wie meine Mutter mir öfters erzählte – darauf gestiegen war, um eine Glühbirne auszuwechseln.

Wir wohnten also wieder an der Bertastrasse und die verbleibenden Wochen bis zum Ende des Schuljahres fuhr ich jeden Morgen mit einem Tramabonnement des Schulamtes in der Tasche bis zur Tramhaltestelle Winkelried. Dort hastete ich die Treppe hoch ins Schulhaus Hutten, wo ich gerade noch vor dem Läuten der Schulglocke eintraf. Durch meinen Wohnortswechsel sah ich meine Schulkolleginnen nur noch während der Schulzeit. Auch waren sie vermutlich durch die Vorbereitungen für den Übertritt ins Gymnasium in Anspruch genommen. Der Abschied am letzten Schultag war dann kurz

und hart. Herr Gisler sagte zu mir: «Aus dir wird schon noch etwas werden.» Ich spürte das Wohlwollen, das mir dieser Lehrer entgegenbrachte, war aber unfähig, die Bedeutung seiner Bemerkung zu verstehen. Das Kapitel Oberstrass war abgeschlossen.

Es kam die Zuteilung in die erste Sekundarklasse im Schulhaus Wengi. Zürich-Aussersihl war ein klassisches Arbeiterquartier, in dem damals ein rauer Wind wehte. Die Knaben trieben Unfug und machten den Lehrern das Leben schwer. Ich ging nicht mehr gern zur Schule, selbst der Geruch im Schulhaus war mir zuwider. Eines Morgens, es war noch in der Probezeit, liess der Lehrer ein Mädchen nach vorne kommen und sagte, dass diese Schülerin sich nun verabschiede. Sie werde ein Kind bekommen und die Schule verlassen. Silvia Mastel war zwei Jahre älter als wir andern, also etwa fünfzehn Jahre alt. Ich sehe sie noch, wie sie vor der Klasse stand und herausfordernd lachte. Vermutlich aus Verlegenheit.

Barackenleben in Altstetten

Jeden Sonntag fuhren meine Mutter und ich ins Kinderheim nach Mettmenstetten im Knonauer Amt und gingen mit Heireli spazieren. Er war ein sanfter kleiner Bub mit blonden Locken. Der Abschied war immer tränenreich, und meine Mutter sagte dann jeweils, es sei nur vorübergehend. Eines Sonntags kam auch der alte Heiri mit. War vorgängig die Versöhnung erfolgt? Er versprach, für eine Wohnung zu sorgen, damit wir wieder zusammenziehen könnten. Tatsächlich dauerte es nicht lange und er bekam eine städtische Notwohnung angeboten. An der Luggwegstrasse in Zürich-Altstetten hatte die Stadt eine Siedlung mit Holzbaracken errichtet – gedacht als Notwohnungen für Familien mit Kindern. Es waren geräumige Holzhäuschen mit separatem Eingang für jede Partie. Man trat durch einen kleinen Flur

mit WC direkt in einen grossen Raum mit Küchennische, die mit einem Vorhang abgetrennt werden konnte. In diesem Raum stand auch ein Ofen zum Einfeuern und drei Türen führten in verschiedene Zimmer. Alles roch neu und angenehm nach Holz. Es war Frühsommer, als wir einzogen und der Gedanke, in Altstetten in der Nähe der Dachlernstrasse zu wohnen, erfüllte mich mit Freude. Mein Bruder kam wieder nachhause und besuchte im Schulhaus Kappeli den Kindergarten und den Hort. Vermutlich arbeitete Heiri wieder regelmässig. Ich kann mich allerdings kaum erinnern, dass er zum Essen anwesend war; wenn schon, dann nur kurz, um gleich wieder in die Stadt zu fahren, wie meine Mutter sagte, in seinen geliebten Fröschengraben. Einmal sagte sie zu ihm: «Ich glaube, du bisch mit em Fröschegrave verhüretet.»

Es war eine relativ friedliche Zeit und ich hatte das Gefühl, in einer normalen Familie zu leben. Zur Schule ging ich jetzt im Schulhaus Kappeli. Manchmal besuchte ich den Mittagshort, andere Male ging ich über Mittag nachhause. Ich war dann mit meiner Mutter allein, meistens hatte sie, wie sie sagte, schon gegessen und wärmte mir noch etwas auf.

Das Areal, auf dem die Baracken standen, erstreckte sich bis hinauf zur katholischen Kirche und war ein eigentliches Arme-Leute-Ghetto. Doch alle waren froh, ein Dach über dem Kopf zu haben. Mein kleiner Bruder hatte zahlreiche Spielkameraden, und so kam ich auf die Idee, diese Kinder am freien Samstagnachmittag einzusammeln und mit ihnen zu spielen. Ich denke, das war zu jener Zeit, als ich Kindergärtnerin werden wollte. Am Waldrand befand sich das Naturfreundehaus Eichbühl, in dem ich später ein und aus gehen sollte. Dorthin schleppte ich die Schar kleiner Kinder, deren Mütter froh waren um meine Initiative.

Im vierten, von uns nicht benutzten Zimmer unserer Baracke hatten sich Herr und Frau Glättli, ein älteres, ruhiges Ehepaar, eingemie-

tet. Frau Glättli ging wochentags arbeiten, am Samstag brachte sie einen Packen Schnulzenromane mit, die sie über das Wochenende verschlang. Meine Mutter las gerne die damals bekannten Kinderbücher, wie *Heidi* von Johanna Spyri und *Die Turnachkinder* von Ida Bindschedler. Eine besondere Vorliebe hatte sie für den Zürcher Schriftsteller Traugott Vogel, der ihr Cousin war. In seinen Romanen *Unsereiner* und *Leben im Grund oder Wehtage der Herzen* kam Autobiografisches vor, und meine Mutter fühlte sich an Tante Sette im «Hoiriet» (Heuried) erinnert. So war mir schon früh Unterhaltungslektüre zugänglich, die mich aber bald langweilte. In Umlauf waren damals die Schicksalsromane von Cronin. Die liebte ich. In der Regel ging es um existenzielle Fragestellungen – und letztlich um die moralische Frage des Überlebens der kranken Mutter oder ihres ungebohrenen Kindes. Überfordert, Stellung zu beziehen in diesen Konflikten, blieb ich jeweils in einem diffusen emotionalen Dilemma hängen. In der Schule stand uns auch die Bibliothek zur Verfügung, und so fand ich den Zugang zu anderen Büchern. Ich schwärmte für Madame Curie, die ihr Leben der Forschung gewidmet hatte, aber nicht weniger bewunderte ich den Urwalddoktor Albert Schweitzer.

Es war im Winter der zweiten Sekundarklasse, als wir in ein Skilager ins Naturfreundehaus Seegüetli nach Alt St. Johann im Toggenburg fuhren. Ich hatte noch nie auf Skiern gestanden und besass auch keine solchen, doch vom Sportamt der Stadt Zürich wurden die Bretter gratis zur Verfügung gestellt. Wir übten kurz nach unserer Ankunft am Hang vor dem Haus. Ich konnte noch nicht stemmen, fuhr geradeaus, immer schneller, bis ich durch einen aus dem Schnee herausragenden Gartenzaun gebremst wurde. Ich verspürte einen stechenden Schmerz im rechten Knie und konnte nicht mehr aufstehen. Im Schlitten wurde ich zum Arzt gefahren. Dieser Sturz hatte mich lahmgelagt und verhalf mir nun zu einem komfortablen Aufenthalt im

Hotel. Mit einer Kollegin, die ebenfalls verunfallt war, teilte ich im Hotel Sternen in Unterwasser ein Doppelzimmer. Wenn wir etwas brauchten, durften wir klingeln, und der Kellner kam und fragte nach unseren Wünschen. Wir hatten Zeit zum Lesen, und ab und zu kamen Schulkameradinnen uns besuchen. Die Tage vergingen im Nu, und mit der Klasse zusammen fuhren wir am Ende der Woche nach Zürich zurück. Im Hauptbahnhof stand das Krankenauto bereit, das mich zur genauen Abklärung ins Kantonsspital, die heutige Universitätsklinik, brachte. Ich musste zur Beobachtung im Spital bleiben und empfand mich als Mittelpunkt dieses aufregenden Spitallebens. Immer wieder kamen in der Ausbildung stehende Assistenzärzte oder Studenten an mein Bett, und während ich den Hergang des Sturzes schilderte, drückten sie an meinem Knie herum. Die Diagnose war nicht klar. Meniskus? Sollte man operieren? Die Ärzte einigten sich auf eine vorläufige Diagnose: Seitenbandläsion, das heisst Bänderzerrung. Das Bein wurde in Gips gelegt, und nach einigen Tagen wurde ich entlassen. Der Umstand, dass ich wöchentlich zur Kontrolle ins Spital musste, gab mir die Möglichkeit, meinen langweiligen Schulalltag zu unterbrechen. Frau Jucker, unsere kleine, energische Lehrerin, akzeptierte meine Entschuldigungen; sie stutzte wohl, wenn ich an den Prüfungen nicht anwesend war, aber nachholen musste ich nie etwas. Herr Oberholzer, der Parallellehrer, schien mein Wegbleiben kaum zur Kenntnis zu nehmen.

Als der Gips entfernt wurde, stellte ich fest, dass die Muskulatur des Oberschenkels stark geschwunden war. Eines Tages stolperte ich bei Schnee und Matsch über den Trottoirrand, was erneut eine langwierige Behandlung notwendig machte. In der Zeit spielte sich mein Leben über Monate hauptsächlich im Spital ab. War ich in der Schule, fühlte ich mich nicht eigentlich dazugehörig, obschon mich die Mädchen oft unterhakten. In einer langen Kette durchliefen wir den Pausenplatz hin und zurück, hin und zurück.

Daheim war alles eintönig. Meine Mutter hatte in der Nähe des Schulhauses Kappeli in einer Kartonagenfabrik zu arbeiten begonnen. Doch nach wenigen Tagen drückte sie mir frühmorgens einen Zettel in die Hand, den ich dem Vorarbeiter abgeben müsse. Sie blieb der Arbeit fern und entschuldigte sich wegen Kopfschmerzen. Aber auch tags darauf ging sie nicht mehr hin. Das Zusammensein und Schwatzen mit anderen Frauen mochte sie nicht. Sie blieb gerne für sich allein zuhause. Wie sie den Tag verbrachte? Sie sagte, sie habe immer etwas zu tun, es werde ihr nie langweilig. Sie las gerne. Ein Telefon hatten wir damals nicht, auch kein Radio. Kam ich von der Schule heim, wollte sie mit mir plaudern, wozu ich aber selten Lust verspürte. Ich sagte, dass sie mich bei den Schulaufgaben störe, was sie unbeeindruckt zur Kenntnis nahm. Sie fand es selbstverständlich, dass ich eine gute Schülerin war, und wenn Tante Julie sagte: «Du hast aber Glück mit deinem Mädle», nickte sie bescheiden und freute sich. Ich erinnere mich nicht, dass meine Mutter einmal in die Schule kam, weder zu einem Examen noch aus einem andern Grund. Sie unterschrieb die Zeugnisse und war, so vermute ich, stolz auf ihre Tochter.

Die Streitereien mit Heiri hörten nicht mehr auf und immer ging es ums Geld. Es war nun auch klar, dass es keinen Vorbezug mehr auf das Erbe gab, und so war bei uns dauernd Schmalhans Küchenmeister. Oft mischte ich mich in den Streit ein und sagte Heiri «alle Schande». Darauf lachte er nur – er nahm weder mich noch meine Mutter ernst. Offensichtlich war er der Überzeugung, dass wir nicht fähig wären, seinen Genius zu erkennen. Meine Mutter hielt immer zu mir und nahm mich in Schutz – obwohl ich auch sie oft mit bösen Worten angriff. Ich konnte nicht verstehen, warum sie diese Misere akzeptierte und nie wirklich aktiv wurde.

Die schulfreien Nachmittage verbrachte ich an der Dachslernstrasse. Tante Julie hatte immer Zeit für mich, und wenn um zwei Uhr

Onkel Hans von der «Reise» zurück kam, gab es etwas Gutes zu essen. Häufig kam Tante Urschi, die Frau von Fredel, vom unteren Stock herauf in die gemütliche Küche zu einem Schwatz. Dabei waren ihre Kinder: meine Cousine Katja, geboren 1943 kurz nach der Schlacht von Stalingrad, weshalb sie zur Erinnerung an den Sieg der Roten Armee über das faschistische Deutschland ihren russischen Namen bekam. Hinter ihr trippelte der um zwei Jahre jüngere Bruder Edwin. Sein Name sollte an einen im Krieg gefallenen Bruder der drei deutschen Schwestern erinnern. Abends kehrte mein Cousin Hans, der inzwischen Schreinerlehrling bei der Möbelfabrik Maerki-Pabst war, von der Arbeit zurück. Oft hatte er Rechenaufgaben für die Berufsschule, die damals noch Gewerbeschule hiess, zu lösen, was ich für ihn erledigte. Und nach Feierabend erschien auch Tante Centa, worauf das Gespräch hitziger wurde und in der Regel in eine politische Debatte mündete. Ihre Überlegenheit aufgrund ihrer Berufstätigkeit und ihres gewerkschaftlichen Engagements spielte sie ihren beiden Schwestern gegenüber gerne aus. Doch liessen sich weder Tante Julie noch Tante Urschi verunsichern. Sie waren mit ihrem Hausfrauendasein vollends zufrieden – wohl wissend, dass sie im Haus die Zügel in den Händen hielten. Manchmal erschien auch Margrith, die jüngste Schwester meiner Mutter, die nach den obligatorischen Schuljahren in der Fabrik Standard Telefon und Radio in Wollishofen arbeiten ging. Knapp vierzig Jahre später sollte mit der Roten Fabrik die Alternativkultur in diese Gebäude einziehen.

Warum eigentlich hatte Margrith keine Berufsausbildung gemacht? Onkel Hans war der Halbbruder von Margrith und ihr Vormund. Hatte er sich nicht darum bemüht, dass sie eine Lehre machen konnte? Ich selber wurde nun immer häufiger gefragt, was ich denn werden wolle. Tante Centa lamentierte, dass es eine Schande sei, dass ich nicht weiter zur Schule gehen könne und nun nach der dritten Sekundarklasse eine Lehre machen müsse.

Tante Julie hatte gelesen, dass beim Post- und Telegrafenamnt die Möglichkeit zur Anlehre bestehe, bei der man vom ersten Monat an einen rechten Lohn verdiene.

Zusehends intensiver wurde meine Zukunft besprochen. Ich wusste gar nicht, ob ich Lust hatte, auf einem Post- und Telegrafenamnt zu arbeiten. Und der Gedanke an eine kaufmännische Ausbildung schreckte mich ab. Durch mein – wegen der Behandlung des Skiunfalls – häufiges Fehlen in der Schule hatte ich den Besuch bei der Berufsberatung verpasst. So hatte ich keine Ahnung, was für Möglichkeiten mir überhaupt offenstanden.

Einstieg bei der EMPA

Wegen meiner Spitalaufenthalte war mein Traumberuf zu dieser Zeit Ärztin. Moralische Vorstellungen und Ideale aus Cronins Frauenromanen mögen da mit im Spiel gewesen sein. Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich nun die Flucht nach vorne antreten und selber die Initiative ergreifen musste. Ich hatte erfahren, dass im Spital medizinische Laborantinnen ausgebildet würden und dass für diese Ausbildung ein Professor Heierle zuständig war. Als ich wieder zur Konsultation in die Chirurgische Abteilung musste, fragte ich mich durch und liess mich bei diesem Professor anmelden. Ich war fünfzehn Jahre alt und hatte keine Ahnung, wie man ein solches Gespräch führt. Meine Fragen waren offenbar klar, und ich bekam die gewünschten Auskünfte. Medizinische Laborantin konnte man nur werden über eine schulische Ausbildung, die im Spital angeboten wurde. Drei Jahre dauerte sie, und das monatliche Schulgeld betrug fünfhundert Franken. Vermutlich habe ich gesagt, dass das für mich nicht in Frage komme, denn Professor Heierle informierte mich über die Ausbildung zur Chemielaborantin. Da bestehe die Möglichkeit einer dreijährigen Lehre mit gleichzeitigem Besuch der Berufsschule. Der Professor verabschiedete mich sehr herzlich, er lobte meine Initiative und

wünschte mir viel Glück. Wenn auch enttäuscht über die Informationen, so war ich doch mächtig stolz, dass ich so viel hatte erfahren können.

Ich vermute, dass ich an der Dachslernstrasse nichts von diesem Gespräch erzählte, weil ich befürchtete, meine Pläne würden als Flausen abgetan. Musste ich ins Kantonsspital zur Kontrolle, fuhr ich mit dem Poly-Bähnli vom Central hoch zur Eidgenössischen Technischen Hochschule. Dort an der Leonhardstrasse lagen auch die Gebäude der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt EMPA, die zur ETH gehörten, und dort hatte ja mein Grossvater während dreiunddreissig Jahren bis zu seiner Pensionierung als Materialprüfer gearbeitet. Unten im Erdgeschoss standen die Betonprüfmaschinen. Meine Mutter hatte mir einmal das Fenster gezeigt, wo Grossvaters Arbeitsplatz gewesen war. Zudem kannte ich Fotos, die ihn bei der Arbeit zeigten.

Inzwischen hatte ich einen Entschluss gefasst. Ich spazierte die Leonhardstrasse hinauf an der EMPA vorbei und malte mir aus, wie ich nach der Konsultation im Spital in das Prüflabor gehen und nach dem Chef fragen würde. In Gedanken spielte ich durch, was da alles schiefgehen könnte, aber gestärkt durch die Erfahrung bei Professor Heierle nahm ich meinen Mut zusammen und riskierte das Unterfangen. Ich kehrte nach dem Spitalbesuch zur EMPA zurück und stieg die grosse Treppe zum Hauptgebäude empor. Im Innern fand ich mich zurecht und fand das Prüflabor für Beton. Ich war schon ein wenig unsicher, als ich mich den dort anwesenden Männern vorstellte und erzählte, dass mein Grossvater Johann Hug hier gearbeitet habe. Doch die Reaktion war freudiges Erstaunen, zwei der älteren Männer hatten Grossvater noch gekannt. Einer sagte: «Kommen Sie, ich bringe Sie zu Professor Brandenberger.»

Er führte mich in den ersten Stock in das Büro des Direktors. Dieser war sichtlich überrascht und sagte, wie er meinen Grossvater ge-

schätzt habe und wie er sich freue, seine Enkelin kennenzulernen. Er führte mich durch verschiedene Labors, stellte mich älteren Mitarbeitern vor, von denen er annahm, dass sie meinen Grossvater noch gekannt hatten. Nach diesem Rundgang gingen wir wieder in sein Büro, und ich legte den Grund meines Besuches dar. Ich wollte wissen, ob ich an der EMPA Laborantin werden könnte. Und das schien überhaupt kein Problem zu sein. Professor Brandenberger sagte, sie hätten immer wieder freie Lehrstellen und es wäre ihm eine Ehre, die Enkelin des Herrn Johann Hug selig in Ausbildung zu nehmen.

Das sagte er wirklich. Noch konnte man nicht ahnen, von welcher Seite er sich einige Jahre später zeigen würde. Ich weiss nicht mehr genau, wie wir verblieben. Vermutlich musste ich noch mit den Schulzeugnissen vorbei. Später wurde ich dann im Labor Herrn Dr. Ruf, meinem Chef im ersten Lehrjahr, vorgestellt. Stolz verliess ich die EMPA und ging geradewegs an die Dachslernstrasse, um die Neuigkeit zu verkünden. Es gab ein Riesenhallo. Das hätten sie mir nun wirklich nicht zugetraut! Die ganze Familie war stolz auf den alten Hug, der offensichtlich einen guten Ruf hatte. Meine Mutter war verwundert, irgendwie auch froh, doch nahm sie es gelassen. Ich war mächtig stolz, schien mir doch, dass ich die Weichen gestellt und einen wichtigen Schritt in die Selbständigkeit getan hatte.

Meine Ausbildung war das Beste, was mir in meiner damaligen Lebenssituation widerfahren konnte. Bisher bestand die Welt für mich wie für die meisten Leute aus vier Elementen: Luft, Feuer, Wasser und Erde. Nun musste ich die vierundneunzig Elemente des periodischen Systems auswendig lernen. Ich begann die Lehre, die drei Jahre dauerte. Nach jedem Jahr wechselte ich das Labor und den Chef. Im ersten Jahr arbeitete ich im Treibstofflabor, wo die Benzinproben von Shell, BP und andern Firmen eingingen. Es musste ihr spezifisches Gewicht geprüft werden, der Siedepunkt und vor allem ihre Klopfestigkeit, das heisst ihre Oktanzahl. Wichtig war auch die

Menge der Rückstände, die im Vergaser zurückblieb; die wurde durch die Bestimmung des Aschegehalts ermittelt. Ich lernte exakt arbeiten und säuberlich Protokoll führen. Wir hatten das Emserwasser, den aus der Holzverzuckerung gewonnenen Ersatztreibstoff, regelmässig zur Prüfung. Aber die Oktanzahl war zu gering, und darum war der Treibstoff nur als Notlösung brauchbar. Im zweiten Lehrjahr wechselte ich ins Heizöllabor. Da untersuchten wir die leichten Dieselöle, die mittelschweren Heizöle sowie die stinkenden schwarzen Erdöle. Das waren Produkte von relativ jüngeren Formationen und sie kamen aus den Ölfeldern der russischen Stadt Baku am Schwarzen Meer. Im dritten und letzten Lehrjahr musste ich mich mit Schmiermitteln und Fetten sowie Paraffinen vertraut machen. Alles waren Kohlenwasserstoffprodukte, Derivate einer zukunftssträchtigen Chemie – die in den Fünfzigerjahren zur Herstellung von Kunststoffen führte.

Und ich bekam erstmals Lohn: Hundert Franken im ersten, zweihundert Franken im zweiten und dreihundert Franken im dritten Lehrjahr. Vom ersten Arbeitstag an war ich Fräulein Messikommer, wurde mit Sie angesprochen und sehr zuvorkommend behandelt. Gleichzeitig lernte ich neue, mir bisher unbekanntere Umgangsformen, die ich teils unnötig fand, dann aber doch akzeptierte. Ich war stolz auf meinen neuen Status und gab mir alle Mühe, die anspruchsvolle Arbeit zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten auszuführen. Manchmal trieben wir im Labor allerdings auch Schabernack. In ein Becken, gefüllt mit Wasser, warfen wir ein Klümpchen reines Natrium. Das vollführte einen wilden Tanz, bis es Funken speiend verglühte. Einmal erschien in der Tür Professor Brunner, der Abteilungsvorsteher. Ohne ein Wort an uns zu richten verliess er das Labor und massregelte unseren direkten Chef, Dr. Jaccard, bei dem wir uns dann entschuldigten.

Jeden Morgen fuhr ich mit dem Zug von Altstetten zum Hauptbahnhof Zürich und stieg zu Fuss den Leonhardsteig zur EMPA hoch.

Das Geld war knapp. Ein Labormantel kostete schon damals neunundzwanzig Franken. Einen Tag in der Woche hatten wir Berufsschule. Rechenschieber, Bücher und sonstiges Schulmaterial musste ich selbst berappen. Ein komplettes Mittagessen war unerschwinglich, meistens war ich stier. In der Kantine gab es megagrosse Nussgipfel für fünfundzwanzig Rappen. Als der Preis auf dreissig Rappen erhöht wurde, starteten wir Schüler mit einer umfangreichen Unterschriftensammlung eine Protestaktion. Genützt hat es allerdings nichts.

«Mit uns die neue Zeit» – die Naturfreunde

Schon zur Zeit der Sekundarschule war ich Mitglied der Jugendgruppe des «Touristenvereins» Die Naturfreunde geworden. Wöchentlich trafen wir uns in der Jugendstube des Naturfreundehauses Eichbühl am Waldrand von Altstetten. Mit von der Partie waren Arlette, meine Jugendfreundin, Bruna und deren Schwester Gigi – die so schüchtern und farblos war, dass ich mich nur undeutlich an sie erinnere. Dölf, Günther und Edi, der schon ausgelernt hatte, über zwanzig Jahre alt war und unbedingt heiraten wollte. Er fragte uns Mädchen direkt, eine nach der andern, doch keine hatte ähnliche Absichten. Wir waren jung, alle noch in der Ausbildung – im Sturm und Drang der Entwicklung und voller Begierde, das Leben kennenzulernen. Öfter erschienen neue Leute, um bald wieder von der Bildfläche zu verschwinden. Ein Kern von etwa zwölf Verschworenen blieb konstant und nahm verantwortungsbewusst am Vereinsleben der Naturfreunde teil.

Günther war der Initiativste der Gruppe. Er spielte Handharmonika und hatte Visionen und Utopien, wie die Welt zu verbessern wäre. Unsere Gruppenabende waren angefüllt mit Diskussionen, Singen und dem Entwerfen des Tourenprogramms. Klar waren wir gegen das Rauchen, gegen den Genuss von Alkohol wie auch gegen Exzesse

jeglicher Art. Wir waren eine engagierte Jugendgruppe, und bei der Sektion Altstetten, der wir angehörten, waren wir gut angeschrieben. An den Wochenenden unternahmen wir Wanderungen in das nahegelegene Albishaus oder auf den Hohenstein am Üetliberg, wo die Naturfreundesektion Altstetten das Teehüsli bewirtschaftete. Bis 1909 war es vom sozialistischen Abstinentenbund als Waldschenke betrieben worden. Als die Forstabteilung der ETH das Gelände übernahm, wurde die Schenke nicht mehr geduldet. 1930 wurde das Häuschen den Naturfreunden geschenkt, und diese versetzten es auf die andere Seite des Platzes, wo seither müden Üetliberggängern für wenig Geld ein heisser Punsch oder Tee angeboten wird.

Arlette und ich gingen oft schon samstags hoch. Beim Bäcker mussten wir die «Biberli» und andere eingepackte «Zwänzgerstückli» abholen, die wir dann am Sonntag verkauften. Auch musste der Vorrat an Teebeutelchen und Punsch aufgefüllt werden. Im Rucksack trugen wir alles hoch. Der Vater von Arlette, von Beruf Bijoutier, war vor dem Krieg, als sie noch klein war, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Ihre Mutter führte das Bijouteriegeschäft weiter und heiratete später einen Berufskollegen ihres verunglückten Ehemannes. Die Schwester von Arlette war einige Jahre älter und bereits selbständig. So wurde Arlette wie ich in relativer Freiheit und unbeaufsichtigt erzogen.

Arlette und ich schlossen uns einander spontan an und hatten immer genügend Gesprächsstoff. Wir schmiedeten Pläne und malten uns aus, wie wir nach beendeter Ausbildung an den Persischen Golf auswandern würden, nach Kuwait oder Abadan. Dort war das Ölfieber ausgebrochen, es wurde nach Erdöl gebohrt, und verschiedenste Fachleute waren sehr gefragt. Doch bevor wir Konkretes in die Wege leiteten, spürte ich meine Unfähigkeit, derartige Abenteuer einzugehen. Gingen wir ins Teehüsli auf dem Hohenstein, schliefen wir auf

dem Zwischenboden und schwatzten bis tief in die Nacht. Bei jedem Geräusch hatten wir panische Angst. Fröhlichmorgens, wenn der Spuk vorbei war, holten wir Wasser am Brunnen und heizten ein – bereit für die ersten Wanderer, die ein heisses Getränk wollten.

Die Ferien im Sommer 1948, ich war im ersten Lehrjahr, verbrachten wir oberhalb von Chur im Naturfreundehaus Brambrüesch. Noch bis 1950 hatten wir Lehrlinge einen gesetzlich geregelten Ferienanspruch von lediglich zwei Wochen jährlich. Und diesen galt es zu nutzen. Auf der Alp führten wir ein einfaches Leben, Suppe und Tee kochten wir im Kochkessel im Freien. Die Milch holten wir beim Bauern nebenan und die nötigen Lebensmittel unten im Dorf. Abends sassen wir vor dem Haus und sangen:

«Wenn wir schreiten Seit an Seit
und die alten Lieder singen,
und die Wälder widerklingen, fühlen wir, es muss gelingen.
Mit uns zieht die neue Zeit,
mit uns zieht die neue Zeit.»

Und mit diesem Wahlspruch der Naturfreunde fühlten wir uns tatsächlich als Vorläufer einer neuen Zeit. Wir verachteten den konventionellen bürgerlichen Lebensstil und erlebten in der Begegnung mit der Natur und Gleichgesinnten euphorische Glücksmomente. Unser Naturfreundelied aber, das wir besonders mochten, lautete:

«Wir wandern in die Berge,
hinaus in die Natur,
das gibt uns Kraft und Stärke
auf einer solchen Tour.
Wir singen frohe Lieder,
in Einigkeit stets treu,
es schallt ins Tal hinunter
ein kräftiges ‚Berg frei!‘.»

So sangen wir uns frei und fühlten uns in der Natur verbunden in Freundschaft und Solidarität. Die Historikerin Beatrice Schumacher schrieb 2005 in ihrem Buch zum 100-Jahr-Jubiläum der Naturfreunde Schweiz, *Berg frei – die proletarische Eroberung der Freizeit*, dass «die Naturfreundebewegung im frühen 20. Jahrhundert jung und in ihrem Anspruch revolutionär war».

Den revolutionären Anspruch pflegten die Naturfreunde mehr oder weniger bis Ende der Vierziger-, Anfang der Fünfzigerjahre. Dann gerieten sie während des Kalten Krieges unter starken öffentlichen Druck. Sie galten als kommunistisch unterwandert, und ihre Aktivitäten wurden von der Bundespolizei überwacht. Später wurden die kommunistischen Mitglieder dann aus der Landesleitung ausgeschlossen. Wir bei den Jungnaturfreunden nahmen dies allerdings nicht als politische Unterwanderung wahr. Wir pflegten den Kontakt mit anderen Jugendgruppen, luden linke Referenten ein und waren offen für neue Ideen. Die stärkste Affinität entstand zur Freien Jugend Zürich, die auch immer wieder politische Aktionsprogramme für Jugendliche lancierte. Aus Überzeugung nahmen wir daran teil und schlossen uns 1949 der FJ an.

Einige Monate vorher hatten wir Albi Siegrist, den Präsidenten der FJ Zürich, für einen Vereinsabend der Naturfreunde-Jugend in Altstetten zu einem Vortrag eingeladen. Er gefiel mir sehr und beeindruckte mich auch durch sein gescheitertes Referat. Als er mir später aus dem Militärdienst im Unterengadin eine Ansichtskarte schickte, war ich verwirrt. Erwartete er vielleicht ein Soldatenpäckli?

Reise nach Wien

Wie war der Wunsch entstanden, Handharmonika spielen zu lernen? Eigentlich gehen die ersten Versuche auf die sechste Klasse zurück. Ich hatte damals eine Handorgel gemietet und für kurze Zeit ging ich

wöchentlich in die Musikschule Spahni am Schaffhauserplatz. Während der Lehre kaufte ich später eine Handorgel und zahlte diese in monatlichen Raten ab. Sicher hat Günther mich zum Üben angespornt und zum Beitritt in den Arbeiterhandharmonikaclub Freundschaft motiviert. Sein Vater war Präsident des Clubs, und sein älterer Bruder Heini spielte ein chromatisches Akkordeon. Jeden Mittwochabend probten wir im Café Boy, das eine Anlaufstelle der Linken war. Der Wirt hiess Winiger und war auch Präsident der sozialdemokratischen Kreispartei 4. In der Pause und nach der Probe spielten wir Tischfussball. Günther imponierte mir mächtig mit seinen Weltverbesserungsutopien, und ich lieh ihm gerne mein Ohr. Nach den Proben fuhr wir zusammen mit dem Tram nach Altstetten, und oft standen wir bis nach Mitternacht an der Tramhaltestelle und schwatzten.

Der Handharmonikaclub nahm viel Zeit in Anspruch. Im Frühjahr spielten wir sonntags in den Höfen der Wohnbaugenossenschaften und gingen anschliessend von Tür zu Tür und sammelten für unsere Vereinskasse. Die Leute freuten sich über das Morgenkonzert und gaben gerne einen Batzen. Diese wurden dann für die Vorbereitungen zur Abendunterhaltung, die alljährlich im Albisriederhaus stattfand, verwendet. Frau Saladin, die Mutter von Günther und Heini, war Wienerin und künstlerisch begabt. Sie konnte singen und tanzen und entsprechend gestaltete sie den unterhaltenden Teil der jährlichen Veranstaltung. Anlässlich einer Aufführung von *Heinzelmannchens Wachtparade* musste ich im Tanzschritt die Blumen aus dem Korb werfen. Sicher war ich nicht die ideale Besetzung für diese Rolle, neben Frau Saladin kam ich mir linkisch und «gstabig» vor.

Am 1. Mai marschierten wir als Arbeiterhandharmonikaclub Freundschaft im Umzug mit. Unser Dirigent hatte den «Freundschaftsmarsch» komponiert, den wir auswendig spielten. Wir Frauen trugen einen dunkelblauen Rock, die Männer eine dunkelblaue Hose

und alle ein weisses Hemd oder eine weisse Bluse mit roter Krawatte. Zum traditionellen Bild gehörten die Postangestellten, die Pöstler sowie die im VPOD, dem Verband des Personals öffentlicher Dienste, organisierten Angestellten der VBZ, der Verkehrsbetriebe der Stadt Zürich. Die Trämli waren in unterschiedlichen Korporationen zusammengeschlossen und erschienen in imposanter Uniform. Der Arbeiterradfahrerbund war ebenfalls zahlreich vertreten und mit ihren Einrädern leistete eine Gruppe einen artistischen Beitrag. Mit dabei war auch immer die Schalmeienmusik. Alle hatten wir die rote Nelke und den 1.-Mai-Bändel angesteckt. Diese galten als Symbol der Zugehörigkeit zur internationalen Arbeiterbewegung.

Schon früher war der 1. Mai für uns Kinder an der Dachslernstrasse jeweils ein besonderer Tag gewesen. Wir trugen Sonntagskleider und spielten schon morgens vor dem Gartentor auf der Strasse. Genossinnen und Genossen kamen vorbei. Gret Linggi, die Frau von Johnny Linggi, der später freiwillig auf der Seite der Republikaner in Spanien kämpfte, brachte die Maibändel und die roten Nelken. Gret war auch zuständig für die Verteilung des *Vorwärts*, des damals täglich erscheinenden Organs der Partei der Arbeit. Und einmal im Monat kam sie, um das Geld für das Zeitungsabonnement einzukassieren. Gret war eine junge, attraktive Frau mit Kurzhaarschnitt. Bubi-kopf sagte man, und es bedeutete dasselbe wie emanzipiert. Oft trug sie eine weisse Bluse. Durch ihr selbstsicheres Auftreten und ihre klare Sprache blieb sie mir als emanzipierte Frau und Genossin in Erinnerung. Im Sommer des Jahres 1949 standen wieder vierzehn Tage Ferien bevor. Arlette, die eine kaufmännische Lehre absolvierte und eine gute Velofahrerin war, machte den Vorschlag, ihre Verwandten in Wien zu besuchen. Der Plan wirkte fantastisch – warum sollte ich nicht mitfahren? Arlettes Schwester überliess mir ihr altes Fahrrad, das wir mit silberner Farbe aus der Dose auffrischten. Da ich zum ersten Mal über eine längere Strecke auf dem Fahrrad fuhr, musste

ich lernen Links- und Rechtskurven zu nehmen und die Tramschienen quer zu traversieren. An einem Sonntag absolvierten wir eine Testfahrt an den Zugersee. Am Abend spürte ich meinen Hintern kaum mehr, doch unser Plan nahm zusehends Gestalt an. Wir kauften uns blaue Arbeiter-Überhosen, die man damals noch nicht Jeans nannte, nähten den Hosenschlitz zu und krepelten die Hosenbeine bis zu den Waden hoch. Aus geblütem Kräuselkrepp, einem praktischen Baumwollstoff, nähten wir Oberteile und weil die Hose nicht nach Mass sass, banden wir ein rotes Tuch um die Taille.

An einem Sonntagvormittag im Juli 1949 starteten wir. Da ich auf dem Fahrrad noch unsicher war, hatte Arlette die Velotaschen voll gepackt, sodass ich nur leichtes Gepäck unter den Gepäckträger klemmen musste. Bis Buchs und über die Grenze ins Vorarlbergische kamen wir zügig voran. Da die Passstrasse über den Arlberg jedoch zu steil war – mein Fahrrad hatte nur drei Gänge –, nahmen wir ab Bludenz den Zug bis nach Innsbruck. Wir machten eine Stadtbesichtigung und bestaunten das Wahrzeichen der Stadt, den Prunkerker «Goldenes Dachl». Dann suchten wir eine Schlafgelegenheit. Wir fuhren zum Bahnhof, wo eine Notschlafstelle errichtet war. Für wenige Schillinge wurde uns eine Liege zugewiesen und wir deckten uns mit einer schmutzigen Woldecke zu. Schlaf war uns aber nicht vergönnt, denn schon bald begannen wir zu kratzen und zu schimpfen. Fluchtartig verliessen wir diese von Ungeziefer verseuchte Unterkunft. Es war zwischen zwei und drei Uhr früh, als wir die Fahrräder durch die Maria-Theresia-Strasse stiessen und überlegten, wo wir den Rest der Nacht zubringen könnten. Es waren keine Menschen unterwegs. In einer Hausnische machten wir Halt und richteten uns, der Situation entsprechend, gemütlich ein. Es war Hochsommer und die Nacht war mild. Gegen fünf Uhr morgens entdeckte uns ein Schutz-

mann, der Patrouille machte. Höflich wies er uns darauf hin, dass es nicht gestattet sei, hier im Freien zu nächtigen, und dass wir diesen Platz unverzüglich zu verlassen hätten. Unterdessen dämmerte es und wir bestiegen unsere Fahrräder.

Das Wochenende war nun vorbei, auf der Strecke Innsbruck-Salzburg herrschte reger Verkehr, und die Autos überholten uns pausenlos. Da hielt ein Lastauto an, und der Chauffeur fragte, ob wir nicht mitfahren wollten. Und ob wir wollten. Und so sassen wir nun oben auf der Ladebrücke, auf der sonst Backsteine transportiert wurden. Die Sonne brannte heiss und der aufgewirbelte feine Backsteinstaub vermischte sich mit der durch die Wärme schmierig gewordenen silbernen Farbe meines Fahrrades. Bis Linz konnten wir mitfahren.

In Linz war damals die Grenze zwischen dem amerikanischen und dem russischen Sektor. Die russischen Soldaten bestaunten unsere Schweizer Pässe und klopfen uns freundschaftlich auf den Hintern. Immer wieder wurden wir angehalten und fotografiert. Einige einheimische Passanten wollten wissen, ob wir denn keine Angst hätten. Wir waren furchtlos und uns der Gefahren, denen wir uns aussetzten, nicht bewusst.

In Linz verbrachten wir die Nacht. Auf der Donau, erfuhren wir, gebe es ein blockiertes Schiff, das nicht nach Wien in den russischen Sektor fahren könne und vorübergehend als Hotel diene. Also gingen wir hin und belegten für wenig Geld eine Kabine. Es war vielleicht Mitternacht, als an die Türe geklopft wurde und eine forsche Männerstimme unsere Pässe verlangte. Schlaftrunken öffneten wir, zeigten unsere Pässe, die von unserem Gegenüber, einem österreichischen Offizier in weisser Uniform, ernsthaft geprüft wurden. Der Mann hielt die Hand an die Mütze und gab die Pässe zurück. Im Auftrag des Kapitäns müsse er ausrichten, dass wir oben im Salon zu einem Gespräch erwartet würden. Im Trainingsanzug folgten wir, dachten, dass es sich um etwas «Administratives» handeln müsse. Im Salon emp-

fang uns der Kapitän, ein schmucker, älterer Mann mit Bart – ein Kapitän wie aus dem Bilderbuch. In seiner Gesellschaft befanden sich einige weiss gekleidete Offiziere in angetrunkenem Zustand. Sie empfingen uns höflich, luden uns zum Trinken ein und erzählten sich in ihrer Umgangssprache weitere Geschichten, die wir wegen dem Dialekt, aber auch wegen unserer Schlaftrunkenheit schlecht verstanden. Die Mannschaft schien sich zu langweilen, es ging offensichtlich um Geselligkeit und Abwechslung. Möglich, dass die Männer unser jugendliches Alter erkannten, sie blieben höflich und gaben sich nicht einmal Mühe, uns in ihr «Gespräch» einzubeziehen. Für Arlette und mich wurde die Situation trotzdem ungemütlich, das Gelage schien kein Ende zu nehmen. Unter dem Tisch pressten wir die Knie aneinander, warfen uns heimliche Blicke zu und überlegten fieberhaft, wie wir der Situation entrinnen könnten. Irgendwann sagte eine von uns beiden, sie müsse zur Toilette. Der Weg dahin wurde uns gezeigt – wir gingen zur Toilette und schlichen mit klopfenden Herzen weg in unsere Kabine. Wenig später polterte es an die Tür, wir hielten den Atem an und gaben keinen Laut von uns. Später, als es wieder ruhig war auf dem Schiff, packten wir leise unsere Sachen zusammen und verliessen die Kabine. Wir schlichen durch das Schiff, nahmen unsere Fahrräder und gingen unbehelligt von Bord. Erst im Nachhinein realisierten wir, dass uns auf dem Schiff kein einziger anderer Gast begegnet war.

Die Hauptstrasse in Richtung Wien war schnurgerade und unsere Velos rollten fast von selbst. Euphorisch beschlossen wir, einen Abstecher in die Wachau zu machen. Die Bauern waren bei der Aprikosenernte und versorgten uns mit reifen, köstlich schmeckenden Marillen. Gegen Abend kamen wir in der kriegsversehrten Stadt an. Der Stefansdom, das Wahrzeichen von Wien, war arg beschädigt und komplett eingerüstet. Die Bevölkerung sammelte unter dem Motto «Einen Schilling für den Steffel». Arlette hatte die Adresse ihrer Verwandten, die in einem Aussenquartier wohnten und uns erwarteten.

Sie hiessen uns willkommen, freuten sich sichtlich über den Besuch aus der Schweiz und führten uns in die Stadt und in den «Heurigen». Arlette und ich konnten nicht recht froh werden beim Anblick der vielen zerstörten Häuser und der Trümmer. Unsere Gastgeber aber waren heiter und zu Festen aufgelegt. Das konnten wir beide, die wir den Krieg nicht miterlebt hatten, kaum verstehen. Vielleicht aber wollten ihre Verwandten sich auch erkenntlich zeigen, da sie während des Krieges sogenannte «Liebesgabenpakete» aus der Schweiz bekommen hatten.

Arlette kannte ihre österreichischen Verwandten kaum und lernte nun ausser den Tanten zahlreiche Cousinen und Cousins väterlicherseits kennen. Wir konnten die Gastfreundschaft nur wenige Tage geniessen. Uns bangte, wenn wir an die Heimfahrt dachten. Wir entschieden uns darum, den Zug zu nehmen. Jede von uns hatte einhundert Franken in der Tasche und bisher nur wenig davon verbraucht. Wir kauften eine Fahrkarte und bestiegen im Westbahnhof den Zug nach Zürich. Wir waren vollends zufrieden, dass unsere abenteuerliche Reise, ohne nennenswerte Blessuren zu hinterlassen, beendet war. Meines Fahrrades, nun reif für den Schrott, war ich allerdings überdrüssig geworden. Nach einer unruhigen Nacht im Zug kamen wir am andern Morgen im Zürcher Hauptbahnhof an.

Auszug von zuhause

Arlette begleitete mich auf meinem Heimweg nach Altstetten, wo mir ein grosser Schock widerfuhr. In unserer Barackenwohnung an der Luggwegstrasse wohnten fremde Leute. Ich traute meinen Augen nicht und vergewisserte mich, ob ich beim richtigen Nummernschild eingetreten war. Zwei Wochen war ich weg gewesen, und ich verstand nicht, was da passiert sein konnte. Ich ging zur Nachbarin, die mir ausrichtete, dass meine Eltern umgezogen seien in eine Notunter-

kunft an die Gotthardstrasse, oben beim See. So fuhren Arlette und ich – in banger Erwartung – wieder in die Stadt zurück.

War es Gotthardstrasse Nummer 69? Da stand eine Baubaracke auf freiem Platz in vornehmer Umgebung zwischen der Tödi- und der Beethovenstrasse, hinter dem Kongresshaus. Ich fand meine Mutter in der Gemeinschaftsküche, in die sich mehrere Frauen teilten. Sie war dabei, dem kleinen Heireli einen Brei zu kochen. Dieser Anblick: Meine Mutter, die da den Brei kocht, unaufgeregt, als ob alles so sein müsste, gab mir ein momentanes Gefühl der Beruhigung, der Normalität. Wir folgten ihr in ein Zimmer voller Möbel, Betten. Ich hatte nicht gewusst, dass der sicher bescheidene Mietzins für die Barackenwohnung an der Luggwegstrasse wieder über längere Zeit nicht bezahlt worden war, und natürlich wusste ich auch nicht, dass eine Androhung auf Ausweisung bestanden hatte. Was dachte nur meine Mutter? Hoffte sie auf ein Wunder? Ihre Gelassenheit, ihr Fatalismus war für mich nicht nachvollziehbar. Hilflosigkeit, Wut, Verzweiflung, Mitleid und auch ein Gefühl von diffuser Verachtung empfand ich für sie, die diese Realität akzeptierte und sich in der Abhängigkeit von diesem Mann arrangierte.

Ich schlief eine Nacht an der Gotthardstrasse. Am Montagmorgen kam mich eine Fürsorgerin der Vormundschaftsbehörde abholen und fuhr mit mir nach Gais im Kanton Appenzell, wo ich drei Monate in einem Erholungsheim der Stadt Zürich verbrachte. Auslöser dafür war ein Arztbesuch und ein Röntgenbild gewesen, das einen Schatten auf der Lunge zeigte. Dieser stammte vermutlich von einer nicht ausgeheilten Brustfellentzündung, die es nun auszukurieren galt.

Die Arbeit im Labor – mit den flüssigen Treibstoffen wie Bleibenzin und anderen gifthaltigen Stoffen – machte es notwendig, dass wir täglich drei Deziliter Milch tranken. Das war in der Nachkriegszeit, als die Milch zu Beginn noch rationiert war. Vom Bund bekamen

wir sie verordnet und auch subventioniert. Darüber hinaus wäre eine gesunde Ernährung notwendig gewesen und da meine Mutter diese nicht gewährleisten konnte, hatten wir öfters heftigen Streit.

Während der Zeit in Gais nahm mein Vormund mit meinem Vater Kontakt auf. Der schrieb mir, wie er und seine Frau sich freuen würden, wenn ich nach meinem Aufenthalt zu ihnen käme. Kurz nach der Scheidung von meiner Mutter hatte sich mein Vater mit einer Frau verheiratet, die ein Mädchen, ein Jahr älter als ich, in die Ehe brachte. Tante Centa, die während der Zeit der Scheidung zu meinem Vater gehalten und den Kontakt zu ihm nicht abgebrochen hatte, erzählte mir später wiederholt, wie er gesagt habe, dass er sich eine Kugel durch den Kopf jage, wenn er mich vom Gericht nicht zugesprochen bekäme. Ich war damals ungefähr vier Jahre alt und kenne die Geschichten nur vom Hörensagen.

In Gais erholte ich mich. Geregelter Tagesablauf, regelmässiges gutes Essen, frische Luft. Ich bekam Briefe aus dem Labor, von meinen Tanten – mit meiner Mutter war der Kontakt gänzlich unterbrochen. Und dann kam ein Brief von meinem Vater. So geschah es, dass ich nach meinem Kuraufenthalt abgeholt wurde und an der Soldanellastrasse in Zürich-Altstetten einzog – zu meinem Vater und seiner Frau und seiner Tochter Susi, in das kleine, schmucke Einfamilienhaus mit dem gepflegten Vorgarten. Es folgte eine problemlose, entspannte Zeit. Ich lernte ein einfaches, biederes Familienglück kennen, das mir bisher fremd gewesen war und das ich geniessen konnte. Abends sassen wir in der Stube, mein Vater las die Zeitung. Oder er hörte Radio. Susi und ich nähten und strickten. Ich machte Aufgaben für die Berufsschule.

Susi war rothaarig und ihre Haut war voller Sommersprossen. Beide hatten wir Schuhnummer vierzig und ich gab ihr meine roten, zu grossen Halbschuhe und sie mir dafür ihre braunen mit «Chässohle» (Rohgummisohlen). Das war der freundschaftlichste Akt, an

den ich mich erinnere. Ob Susi noch in der Ausbildung war? Sie hatte Schneiderin gelernt und handwerklich war sie sehr geschickt. Sonntags gingen wir «en famille» spazieren, oftmals in den Schrebergarten am Letzigraben, den mein Vater intensiv bearbeitete. Nach der Arbeit ging er täglich am Letzigraben vorbei und brachte Gemüse, Beeren und manchmal auch Blumen nachhause. Es war mir schon aufgefallen, dass Susis Mutter befürchtete, ihre in die Ehe mitgebrachte Tochter könnte durch meine Anwesenheit zu kurz kommen. Begründet war diese Angst aus meiner Sicht kaum. Mein Vater wirkte glücklich mit seinen beiden Töchtern und immer war er guter Laune. Im Keller hatte er eine Werkstatt eingerichtet, da bastelte er oder flickte unsere Schuhe. Mit seiner Frau verstand er sich sehr gut. Sie war eine liebevoll sorgende Mutter, die gerne kochte und zur Sache schaute. Sie schätzte die Arbeit meines Vaters, und was er aus dem Garten brachte, verarbeitete sie zu wohlschmeckenden Gerichten.

Da gab es aber einen Konflikt, den ich nicht hatte einschätzen können. Die Frau meines Vaters ging gern zur Kirche und da mein siebzehnter Geburtstag eben vorbei war, fand sie es an der Zeit, dass ich konfirmiert würde. Diese Absicht hatte ich nie gehabt, ich war ja auch nicht getauft und im Hause Dachslernstrasse waren wir aus Tradition Atheisten. Ich merkte aber, dass es ihr Freude machen würde und eigentlich hätte ich ihr auch gerne den Gefallen getan. Nun war es aber so, dass ich leidenschaftlich gerne in die Jugendgruppe zu den Naturfreunden ging und die Frau meines Vaters, der ich nun auch Mutter sagte – weil sie das so wollte und ich ihr auch dankbar war –, fand, dass sich die Naturfreunde nicht mit der Kirche vertragen würden und ich mich für das eine oder andere entscheiden müsse. Sie machte einen Vorschlag, den ich grosszügig fand und auch unbelastet akzeptierte. Sie wollte einen ihr bekannten Pfarrer einladen, dass der mit mir spreche. Sie und mein Vater wollten beim Gespräch zugegen sein, sich aber nicht einmischen.

So geschah es auch. Den Pfarrer habe ich in guter Erinnerung. Er liess mich reden und offenbar vertrat ich meine Ansichten so überzeugend, dass er akzeptierte, was ich vorbrachte. Und so war es klar, dass meine Wahl zugunsten der Naturfreunde ausfiel. Das nun hatte meine Stiefmutter offensichtlich nicht erwartet, wohl auch nicht, dass der Pfarrer nicht wenigstens versuchen würde, mich für die Konfirmation umzustimmen. Sie muss sehr enttäuscht gewesen sein, was denn vermutlich der Anlass war für eine Neubeurteilung meiner Person. Ich erinnere mich nicht, dass mein Vater sich geäussert hat.

Nun hing der Haussegen schief. Meine Stiefmutter wirkte traurig und mein Vater bedrückt. Doch ging der Alltag weiter bis zu jener Nacht, als ich am Schlafzimmer meines Vaters und seiner Frau vorbei zur Toilette musste. Ich hörte Stimmen und horchte. Ich glaubte nicht recht zu hören, als meine Stiefmutter zu meinem Vater sagte, ich wäre einfach verdorben und hätte halt eine schlechte Erziehung gehabt. Was er daraufhin erwiderte, verstand ich nicht. Um mir Gewissheit zu verschaffen, schlich ich noch mehrmals nachts vor die Schlafzimmertüre, um ihrem Gespräch zu lauschen. Nur einmal noch hörte ich, wie sie über mich sprachen. Nun war ich sicher, mich nicht getäuscht zu haben, und fasste einen Entschluss. Ich würde mein Köfferchen packen und das Haus eines Abends nach sechs Uhr verlassen. Genau zu einem Zeitpunkt, in dem ich meinem Vater im Hausflur noch begegnen würde.

Und so geschah es. Wir trafen uns bei der Haustüre und ich sagte ihm, dass ich das Gespräch zwischen ihm und seiner Frau belauscht und gehört habe, wie sie schlecht über mich gesprochen habe, obwohl sie mir gegenüber doch liebevoll und aufmerksam aufträte. Mein Vater fand keine Worte. Er unterdrückte das Weinen und liess mich gehen. Meine tiefe Abneigung gegen das biedere Familienglück in schmucken Einfamilienhäusern hat vermutlich hier ihre Wurzel.

Kommt dazu noch der Duft von Suppe und gekochtem Gemüse, muss ich fliehen. Es klingelt bei mir und ich rieche kleinbürgerliche Wohlständigkeit und Falschheit.

Mein Vater

Erst viele Jahre später drängte dieser Teil meiner Lebensgeschichte zur Aufarbeitung. Ein Telefonanruf im April 1977 war Anlass dazu. Ich kam zur Wohnungstüre herein und hörte eine meiner Töchter reden: «Ja, ich weiss halt nöd, wänd Sie nöd grad sälber mit ere rede, nei, sie isch grad cho, sie schtaht jetzt grad näbed mir.»

Ich nahm den Hörer: «Ja?»

Eine ruhige, sympathische Stimme fragte zögernd: «Sind Sie nöd d Tochter... wüessed Sie, ich bin d Frau vo Ihrem Vater und ich han dänkt, jetzt mues ichs doch emal probiere, Sie sind doch sini einzigi Tochter...»

Ein innerer Vorhang ging in mir hoch. Ein Bild jagte das andere. Ich versuchte den Worten zu folgen, was mir kaum gelang, denn ich war weit weg. Wann hatte ich meinen Vater das letzte Mal gesehen? War das an der Soldaneilastrasse gewesen, 1949 vielleicht, im Treppenhaus, als ich abends mit meinem Kofferli das Haus verliess?

«Ja...», sagte ich ins Telefon, «ich bin die Tochter, Sie sind also die Frau meines Vaters?» Die Frau meines Vaters... das war nicht mehr die Frau, die ich damals gekannt hatte. Seine damalige zweite Frau war gestorben, noch nicht alt, aber wie ich gehört hatte, war sie krank gewesen. Daraufhin soll er wieder geheiratet haben. Aber auch mit seiner dritten Frau soll er nicht viele Jahre zusammengelebt haben, denn auch sie war ihm weggestorben. Und später, im fortgeschrittenen Alter, hatte er offenbar noch ein viertes Mal geheiratet. Und mit dieser Ehefrau sprach ich nun.

Während ich zu überlegen versuchte, wie alt mein Vater nun wohl sein könnte – wann wurde er überhaupt geboren und wann hatte er Geburtstag? –, hörte ich die nicht unsympathische Stimme aus dem Hörer: «Es geht ihm gar nicht gut und man muss jetzt mit allem rechnen. Ich hätte Sie sonst bei der amtlichen Aufnahme im Krankenhaus angeben müssen, aber ich sagte mir, ghaue oder gstoche, jetzt probiere ich es einfach.» Ich fragte dümmlich: «Wie geht es denn meinem Vater? Ist er krank?» Fetzen eines Traums hingen in meinem Kopf, die ich in ein Bild bringen wollte. Dem Traum vorangegangen war einige Abende vorher ein Gespräch mit einer meiner nun schon bald erwachsenen Töchter. Während dem Abtrocknen hatte sie unvermittelt gesagt: «Warum besuchst du eigentlich nie deinen Vater?» Ich war überrumpelt: «Wie? Ach so, ja weisst du, ich habe eigentlich keine Veranlassung dazu.» Daraufhin meine Tochter: «Aber du könntest ja trotzdem einmal hingehen.» «Ja natürlich könnte ich das, vielleicht gehe ich auch einmal.» Wieder meine Tochter: «Schliesslich ist er doch unser Grossvater, und wir möchten ihn auch kennenlernen und...» «Also bitte, bitte, jetzt hör auf, weisst du, verstehst du?» Ich sagte noch allerlei, was erklärend sein sollte, merkte, dass es sinnlos war und nichts erklärte. Wie könnte es auch? Aber dieser Anspruch, den Grossvater kennenzulernen ... Wo mir nicht einmal die Gelegenheit gegeben war, meinen Vater kennenzulernen.

Ich lauschte weiter in den Hörer, fragte, ohne es eigentlich wissen zu wollen: «Was fehlt ihm denn?» Diese Frage schien sie zu erstauen. «Wissen Sie, er hat Krebs, und ich möchte ihn zuhause behalten, ich war ja früher auch im Pflegeberuf tätig, aber das ist so eine Sache, wenn er dann keine Luft mehr bekommt und man ihn zum Arzt bringen muss. Der Arzt macht ja keine Hausbesuche mehr. Heute Mittag habe ich gerade die Medikamente geholt und der Arzt hat gesagt, dass er notfalls schon kommen würde.»

«Ja», stammelte ich, unschlüssig. Nur widerwillig liess ich mich auf dieses Gespräch ein... «Ich denke (wie heisst sie nur?) Susi wird auch regelmässig vorbeikommen.» Für diese Tochter und dem Frieden zuliebe hatte er ja mich aufgegeben. «Ach die», sagte die Frau am anderen Ende des Drahtes, «die kommt nur Geld holen.» Ich versuchte mich zu erinnern: «Was macht sie denn, wissen Sie, ich habe ja keine Ahnung. Ich meine, einmal gehört zu haben, sie habe ein Kind.» Ich fühlte mich elend, so fragend. Sie wirkte erstaunt, dass ich nicht im Bilde sei. Ja, den Peter habe sie, uehentlich, der sei jetzt neunzehneinhalb und mache eine Lehre in Bülach. Jetzt müsse er sich stellen und nächstes Jahr in die Rekrutenschule. «Ja, wissen Sie», erzählte sie drauflos, «die Susi ist einfach nicht gesund; sie hatte eine Unterleibsoperation gehabt und musste bestrahlen. Dabei wurde auch noch ein Auge in Mitleidenschaft gezogen. Jetzt geht es nicht mehr in ihrem Beruf als Schneiderin. Wissen Sie, ich habe ja nie genau erfahren, wie das gewesen war früher; er war ja eher verschlossen und hat nie viel erzählt. Aber wie ich das sehe, war seine damalige Frau eifersüchtig auf Sie und hatte Angst um ihr Susi.»

Ich glaubte, nicht recht zu hören. Ich wurde ganz aufgeregt und gesprächig. Ich erzählte ihr die Episode meines Weggehens, als ob ich nur darauf gewartet hätte, einmal darüber zu reden. Ja, ja, so etwas hätte sie sich gedacht, sagte sie. Ich fühlte mich eigenartig erleichtert. Da gab es eine mir bisher fremde Person, die sich mit mir beschäftigte – und der ich aus dem Zusammenhang herausgerissen eines meiner traurigsten Erlebnisse erzählte – und die das einfügen konnte in ihre Vorstellungen und Vermutungen, ohne zu zweifeln. «Wissen Sie», erzählte sie weiter, «wir hatten es ja recht zusammen, ich kann nicht klagen. Ich bin ja nun auch schon das dritte Mal verheiratet. Mein erster Mann ist fünf Wochen nach der Hochzeit an einer Hirnhautentzündung gestorben, von einem Tag auf den anderen. Stellen Sie sich das vor! Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Ich war dann neun-

zehn Jahre lang Witfrau, aber wissen Sie, wie das ist, wenn man nach der Arbeit nachhause kommt und die Schwester meint, man müsse noch die Hühner füttern und überall zupacken. Und dann so als ledige Tante hat man einfach immer für alle da zu sein. Ja also», sagte sie sichtlich ermüdet, «jetzt bin ich froh, dass ich das gemacht habe, und wenn er erwacht, sage ich es ihm und dann sage ich ihm einen Gruss von Ihnen und dänn wämmer luege.» Ich fragte noch, ob ich meinen Vater besuchen dürfe, und bedankte mich dafür, dass sie mich angerufen hatte.

Ich besorge einen grossen Blumenstrauss und fahre ins Zürcher Oberland in die Nähe von Seegräben. «Hei, was, du?», stösst mein Vater überrascht hervor, wie er aus dem Mittagsschlaf erwachend mich auf dem Fauteuil neben seiner Chaiselongue sitzen sieht. «Hei... wie oft habe ich mich während der Nächte, in denen ich wach lag, gefragt, ob es noch ein Wiedersehen geben könnte.» Unpathetisch, als ob diese Frage ihn auch im Schlummer begleitet hätte, sagt er dies. Ruckartig will er sich erheben, Empfindungen, Erinnerungen, hindern ihn: «Die Hedy war es, jawohl die Hedy (die Frau seines Bruders Jean, die aus Leipzig kam), die will mich zur Unperson machen. Sieben Jahre ist es her, an der Beerdigung von Schang, sie kam nicht, um mir die Hand zu geben. Du bist zu mir gekommen und hast mir die Hand gegeben (ich erinnere mich nicht), aber sie, sie hat sich abgewandt. Auch wenn ich viermal geheiratet habe, ich gehöre nicht zum Abschaum der Menschheit, ich habe mich behauptet, jawohl, behauptet habe ich mich und ehrenwert durchgebracht. Ich war kein fauler Siech, ich habe gearbeitet. Als Adolf (sein anderer Bruder) aus der Fremde kam, da hat die Mutter ihm Geld gesteckt; Marthe, deine Mutter, hat gerätscht, der Hedy und dem Schang. Da war der Teufel los. Und später ging der Streit ums Häuschen. Wie ekelhaft sie es betrieben haben. Nei, nei, nei und nonemal nei... ! Da sind Sache ggange, du häsch kei Ahnig!»

Seine Hände gestikulieren in der Luft, unterstreichen die Rede. Die Heftigkeit des Ausbruchs verblüfft mich – dieses eingefallene Gesicht, der ausgemergelte Körper. Erwartungen, die ich offensichtlich an diesen Besuch geknüpft hatte, treten in den Hintergrund. Eigentlich hätte ich gerne etwas über meinen Vater erfahren, über meine Mutter, ihre Ehe. Ich werde müde und verspüre eine grosse Hilflosigkeit. Wo bleibe ich? Er erzählt, als ob wir dauernd miteinander im Gespräch gewesen wären. Die Familiengeschichte ist mir unbekannt, für ihn scheint sie nicht bewältigt zu sein und die Situation hat etwas Dramatisches. Aus dem grossen Schrank im Schlafzimmer holt er eine Schachtel, in der alte Fotos aufbewahrt sind. Wir sitzen zusammen am Stubentisch und schauen sie an, mit einer Vertrautheit, als ob wir uns vor einer Woche das letzte Mal gesehen hätten. Gegen Abend wird mein Vater dann müde und ich gehe, verspreche ihm, bald wiederzukommen. Das war Ende April 1977.

Kurze Zeit nach diesem Besuch ist mein Vater gestorben. Ich besuchte ihn noch einmal im Spital, doch da war er sehr schwach und nicht gesprächig. Seine Frau schickte mir später ein Paket mit einigen persönlichen Andenken. Das Familienbüchlein, aus dem ich ersehen konnte, dass er am 10. Januar 1899 geboren war. Dass er sich mit meiner Mutter am 24. Mai 1928, drei Tage nach ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag, in seinem Geburtsort Wängi hatte trauen lassen. Neben diesem Eintrag steht unter Bemerkungen: «Durch rechtskräftiges Urteil des Bezirksgerichtes Zürich vom 17. Dezember 1936 sind die nebenbezeichneten Eheleute gänzlich geschieden worden.»

Am 20. Dezember 1930 war ihr erstes Kind Robert zur Welt gekommen. Laut Familienbüchlein starb es am 19. Januar 1931. Wie meine Mutter mir erzählte, hätte das Kind nicht getrunken, es wäre lebensschwach gewesen. Eineinhalb Jahre später, am 3. August 1932, kam dann ich zur Welt. Ich rechne aus, dass meine Eltern achteinhalb Jahre verheiratet waren und ich bei der Scheidung knapp viereinhalb

Jahre alt war. Das stimmt mit meinen gefühlsmässigen Erinnerungen überein. Im Paket lagen zudem zwei Agenden aus den Jahren 1976 und 1977, also aus den zwei letzten Lebensjahren meines Vaters. Protokollartig gibt es da tägliche Eintragungen. Zur Hauptsache über das Wetter, den Zustand des Gartens und die verrichteten Arbeiten. Ganz selten etwas Persönliches. Doch am 24. April 1977 ist zu lesen: «Nach 14 Uhr, Vreni war am Tisch bis gegen 17 Uhr. Sie hat mir keinen guten Eindruck gemacht. Lügen wie früher?»

Ich traue meinen Augen nicht. Wie kann ich mit dieser Geschichte umgehen? Das geht unter die Haut. Da hatte ich doch kaum Gelegenheit gehabt, zu meinem Vater eine Beziehung aufzubauen. Abgesehen von den ersten viereinhalb Lebensjahren, in denen ich offensichtlich durch seine Gegenwart und Fürsorge geprägt wurde. Die Vertrautheit, die ich bei meinem Besuch empfand, erkläre ich mir durch die emotionale Zuwendung, die ich als kleines Kind erfuhr. Während meines Aufenthalts bei ihm und seiner zweiten Frau habe ich meinen Vater auch zuwendend erlebt. Arbeitsam und tüchtig und im persönlichen Umgang immer gut gelaunt und fröhlich. Meine Mutter aber hatte gesagt, er sei cholerisch und einsilbig gewesen. Das mag zur Zeit ihrer Ehe so gewesen sein. Tatsache ist, dass er nach der Scheidung von meiner Mutter drei Ehen geführt hatte. Vermutlich war er harmoniebedürftig und bereit, alles zu geben für ein trautes Familienleben. Es macht den Anschein, dass er nicht allein leben konnte und dass es nicht seine Stärke war, mit Konflikten umzugehen. Seine Fähigkeit zur Wahrnehmung anderer, seine soziale Kompetenz schien nicht optimal entwickelt. Da verliess er sich offensichtlich auf seine Frauen. Und das hatte seinen Preis, das Schicksal fasste ihn entsprechend an.

Bin ich gekränkt oder nur erstaunt über sein undifferenziertes Urteil? Wohl beides. Bei meinem dreistündigen Besuch während seiner Krankheit wirkte er gelöst und glücklich. Kaum war ich weg, musste

er den Eintrag in seine Agenda gemacht haben. Was kann ihn nur bewogen haben, mich alter Lügen, deren ich mir nicht bewusst bin, zu bezichtigen? Ich kann mir erklären, dass er das Bild, das seine zweite Frau von mir gezeichnet hatte, internalisiert haben musste. Nur so konnte er sein Verhalten vor sich rechtfertigen. Dass er aber dieses Bild über Jahrzehnte unverändert bewahrte, finde ich schon erstaunlich. Tatsächlich schien er überzeugt, dass ich bedingt durch eine schlechte Erziehung einen schlechten Charakter hätte.

Hatte ich als Kind meinen Vater vermisst? Habe ich mir Gedanken über ihn gemacht? Bis zu meinem siebten Lebensjahr war ich in der Grossfamilie an der Dachslernstrasse aufgehoben. Und hier ist ein grosser Teil meiner Sozialisation passiert. Dass wir unser schönes Heim gegen ein Mansardenzimmer eintauschen mussten, fand ich damals ungerecht. Aber nie brachte ich diese Veränderung in irgendeiner Weise mit meinem abwesenden Vater in Zusammenhang.

Nun kam nach seinem Tod eines Tages noch ein Paket. Es enthielt den in Zeitungspapier eingewickelten Revolver. Dieser habe auch im Kasten unten gelegen und sie wisse nicht, was sie damit machen solle, schrieb die Witwe meines Vaters. Das war nun also der Revolver, mit dem er sich hatte erschiessen wollen, falls er mich bei der Scheidung nicht zugesprochen bekam. Wie als Beweis der Liebe meines Vaters zu mir hatte Tante Centa davon erzählt. Ich betrachte die wenigen Fotos, die mit den Schriften in der Schachtel liegen. Mein Vater, kurzärmlig und mit Hosenträgern, auf einer Steintreppe in seinem Garten sitzend. Da fällt mir ein, dass er mich, wenn ich ihn – was nur selten geschah – zufällig sah, an Charlie Chaplin erinnerte. Mit seinem kleinen schwarzen Schnurrbart, hinten auf dem Auto des Abfuhrwesens stehend, winkte er mir zu. Er hielt sich jeweils mit nur einer Hand fest und schwenkte den Körper nach aussen. Wenn er mich sah, lachte er – offensichtlich freute er sich. Ich war jeweils verlegen, wusste nicht,

wie ich mich verhalten sollte. Zu einem Gespräch kam es nicht, denn immer waren das nur kurze Momente – das Auto fuhr weiter. Ich erinnere mich nicht, im Laufe der Schuljahre einmal mit ihm gesprochen zu haben.

Doch da gab es eine Situation, einen Vorfall, der durch einen Traum wieder den Weg in mein Bewusstsein fand. Es muss nach der Scheidung gewesen sein. Mein Vater hatte laut Gerichtsurteil das Besuchsrecht erhalten und anscheinend war er schon wieder verheiratet. Er wohnte im Erismannhof. Das musste im Jahre 1937 gewesen sein, ich war damals etwa fünf Jahre alt. Nun war es Sonntagabend und das meinem Vater zustehende Wochenende mit mir war zu Ende. Fredel, der jüngste Bruder meiner Mutter, kam mich abholen und ich weigerte mich, mitzugehen. Ich hatte mit Susi gespielt, anscheinend war es ein gemütlicher Sonntag gewesen. Ich sass meinem Vater auf den Knien – wir hörten Radio – und ich wollte bleiben. Fredel zog unverrichteter Dinge ab und bald darauf erschienen zwei Polizisten, die mich an die Dachslernstrasse, wo ich mich eigentlich zuhause fühlte, zu meiner Mutter zurückbrachten. In der Folge gab es eine gerichtliche Verfügung, die meinem Vater das Besuchsrecht entzog. Ich habe diese Akten nie gesehen. Meine Mutter bewahrte das Scheidungsurteil im verschlossenen Schrank auf, später war es nicht mehr auffindbar. Es war ihr wichtig, unschuldig geschieden worden zu sein. Zu jener Zeit war das wichtig. Geschieden sein bedeutete für eine Frau gesellschaftliche Ächtung, schuldig geschieden sein hatte einen noch grösseren moralischen Makel.

Auf einem Foto sitze ich als Säugling auf dem Schoss einer alten, schwarz gekleideten Frau. Daneben steht meine junge Mutter in einem Schürzenkleid. Die alte Frau war die Mutter meines Vaters, also meine Grossmutter, geboren 1860. Bei der Geburt ihres vierten Kindes, meines Vaters, muss sie also bereits neununddreissig, und bei meiner Geburt 1932 zweiundsiebzig Jahre alt gewesen sein. Auf ei-

nem anderen Foto, am Webstuhl, wirkt sie um weniges jünger. Dass auch die Frauen in die Fabrik arbeiten gingen, war zu jener Zeit üblich. Die Textilindustrie war die wichtigste Erwerbsgrundlage, an der alle sozialen Schichten teilhatten. Trotzdem deutet der Umstand aber daraufhin, dass die Familie auf den Verdienst angewiesen war.

Mein Vater hatte eine Schwester und zwei Brüder. Zusammen kauften sie den Wilhof im thurgauischen Wängi, wo sie daraufhin wohnten. Und um dieses Haus ging später der Streit, der meinen Vater bis zu seinem Tod umtrieb. Nach dem Tod seines Vaters wurde die betagte Mutter durch die Tochter betreut, die ebenfalls mit ihrem Ehemann auf dem Wilhof wohnte. Adolf, der älteste Bruder meines Vaters, der im Ausland gewesen und in den Genuss einer kaufmännischen Ausbildung gekommen war, artikulierte als Erster den Verdacht, dass sich die Schwester, die wie ihre Mutter Louise Pauline hiess, bereichern könnte. Der Streit nahm einen kleinlichen Verlauf und gipfelte in der Auseinandersetzung um den Verkaufspreis des Hauses. Wie aus den Briefen mit dem Notar hervorgeht, vermittelte mein Vater selbstlos und hilflos. Es scheint, dass er immer eher Opfer als Täter war. Oder vielleicht doch Täter, bedingt durch Unterlassungen, die ihn in der Konsequenz einholten?

In den Jahren 1915 bis 1917 hatte mein Vater im Zürcher Oberland eine Lehre als Wagner gemacht und dann auch kurze Zeit auf diesem Beruf gearbeitet. Mit dem Aufkommen des Autos in den Dreissigerjahren gab es aber kaum noch Arbeit und er verliess das Zürcher Oberland. Er fand in der Kibag Zürich eine Anstellung als Hilfsarbeiter. Die noch erhaltenen Lohntüten aus braunem Packpapier belegen, dass es hiess den Gürtel enger schnallen. Bei einem Stundenlohn von einem Franken und fünfundzwanzig Rappen betrug ein Zahltag, zum Beispiel für die Zeit vom 1. bis zum 15. Mai 1939, für 82½ Stunden Arbeit einhundertdrei Franken. Nach dem Abzug von

elf Promillen für die Unfallkasse blieben noch hundertzwei Franken. Die AHV existierte damals noch nicht. Das ergab einen monatlichen Verdienst von etwas mehr als zweihundert Franken. Davon hätte er vierzig Franken Alimente an meine Mutter bezahlen müssen.

Anlässlich der Scheidung im Dezember 1936 war dieser Betrag gerichtlich festgelegt worden. In Anbetracht des Verdienstes war das viel und wie die Zahlungsbefehle belegen, konnte mein Vater seinen Verpflichtungen nicht nachkommen. Ein Bündel Akten sind das Resultat dieses erfolglosen Papierkrieges. Gewissenhaft wurden die Kosten für Schreibgebühren und die auflaufenden Zinsen zur Schuld dazugerechnet. Im Oktober 1938 kam es erstmals zur Pfändung. Das gesamte Wohnungsmobiliar, das angeblich der neuen Ehefrau gehörte, wurde auf 576 Franken geschätzt und laut Pfändungsurkunde des Betreibungsamtes Zürich 4 lagen keine weiteren pfändbaren «Fahrhabegegenstände» vor. Tatsache ist, dass meine Mutter in der Folge von der Stadt Zürich die monatlichen Alimente bevorschusst bekam und mein Vater diese bis über mein zwanzigstes Lebensjahr hinaus der Stadt zurückbezahlen musste.

Von der Familie meines Vaters wusste ich nicht viel. Dass es den traditionellen, jährlichen Messikommer-Tag gab, an dem man sich bei einer bestimmten Eiche, der «Messikommer-Eiche», in Seegräben traf. Meine Mutter und ich haben daran nie teilgenommen. Wohl war mir bekannt, dass mein Vater stolz war auf seine Herkunft und nicht erstaunt stelle ich fest, dass er 1955 die Subskription des Stammbaumes finanziell unterstützt hat. Aus diesem Stammbaum kann ich ersehen, dass die Ahnenfolge bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückgeht.

Die Beschäftigung mit diesem Buch weist mir den Weg zu meinen Wurzeln, es stärkt den Boden unter meinen Füßen und vermittelt ein Gefühl des Dazugehörens zu dieser Vaterwelt. Bisher hatte ich mich ausschliesslich als Mutter-Tochter empfunden – aus der Sippe Hug,

die einst von den Hugenotten abstammte. Nun aber bin ich da aufgeführt: schwarz auf weiss in einer langen Kette von Vorfahren gleichen Namens.

Der Stammvater soll ein Heini Mesicon gewesen sein, dessen Wiege auf dem Lehenhof in Seegräben stand. Drei Söhne soll es da gegeben haben, die drei verschiedene Zweige im Stammbaum bilden. Ich entstamme dem Zweig von Seegräben. Aber wie ist das nun? Dieser Zweig bricht mit mir und meiner Cousine ab. Und warum? Wir haben geheiratet und einen anderen Namen angenommen. Somit sind wir für den Stammbaum null und nichtig geworden. Wie wäre es, wenn wir unsere Kinder unehelich geboren hätten und diese den Namen der Mutter weitertragen würden? Würden diese Kinder, Mädchen wie Knaben, den Namen Messikommer weitertragen und für würdig befunden, im Stammbaum aufgeführt zu werden? Dieses patriarchale System scheint mir fragwürdig und trotz den interessanten Einsichten in die Wurzeln meiner Herkunft habe ich Zweifel an der Verlässlichkeit dieser Vaterwelt.

Erwachsenwerden

Nachdem ich die Soldaneilastrasse verlassen hatte, ging ich direkt an die Dachslernstrasse. «Mädle», sagte Tante Julie, «nun bleibst du bei uns.» Tante Centa hatte sich wieder verheiratet und war weggezogen. So war in der Wohnung auf der mittleren Etage ein Zimmer frei. Onkel Hans schlug Nägel in die Wände und hängte für mich Bilder auf. Tante Julie bemerkte erstaunt, das hätte er bei seinem Sohn nie gemacht. Frühmorgens gab es dick bestrichene Butterbrote und Ovomaltine. Für den Imbiss über Mittag packte mir meine Tante mit Wurst belegte Brote ein. Sie kaufte weissen Baumwollstoff und nähte mir Labormäntel für die Arbeit, die dank der Qualität des Stoffes, ohne gestärkt zu sein, von selbst standen. Doch dem Einfluss der Sä-

ren und Basen widerstanden sie trotzdem nicht. Jeder Spritzer frass ein winziges Loch in den weissen, dicht gewirkten Stoff.

Für mich war es eine sorgenfreie Zeit. Nur am Sonntagvormittag wäre ich lieber im Garten gewesen – mein Cousin Hans und Onkel Fredel schossen mit dem Flobertgewehr auf Spatzen –, ich musste aber in der Küche helfen. Mit dem Wiegemesser Peterli, Schnittlauch und Zwiebeln hacken, den Salat rüsten, und was es dergleichen mehr zu tun gab. Tante Julie sah da ihre Chance, mich, wie sie sagte, in der Küche nachzunehmen. Das Essen war immer ein Ereignis. Waren es die Knödelsuppe oder die selbst zubereiteten Ravioli – Onkel Hans lobte seine Frau, zu der er gerne Weib sagte, mit den Worten «besser als en unflätige Tritt is Füdli». Mein Cousin und ich bekamen jeweils einen Tropfen Rotwein ins Mineralwasser und nach dem Essen sassen wir häufig noch lange und gemütlich beisammen. Tante Julie hatte die Gewohnheit, die Fleischknochen säuberlich abzuknabbern, während Onkel Hans von seinen Abenteuern in Kanada erzählte. Wie sie auf dem Frachter mit bescheidenem Essen hätten vorliebnehmen müssen. Ob wir dächten, in Kanada hätte man auf sie gewartet? Mitnichten. Nachdem sie auf verschiedenen Farmen schwere Arbeit verrichten mussten, wäre ihm, Hans, das Glück hold gewesen und er hätte die Anstellung als Tellerwäscher im Hotel gefunden. Seinen Bruder Franz habe er in sein Zimmer geschmuggelt und ihm ab und zu ein Brötchen aus der Hotelküche gebracht. Und gleich nach der Ankunft des Schiffes in Haifax sei ein Händler auf sie zugekommen und hätte gerufen: «Swiss watch, you like a Swiss watch?» Da konnte er lachen.

Auch aus seiner Jungburschenzeit erzählte er gerne. 1906 hatten sich die Jungburschen – hervorgegangen aus den Jungsozialisten – zum Verband Schweizerische Jungburschen formiert. Sie kämpften für einen demokratischen Sozialismus und waren gegen jeglichen Militarismus. Ihr Programm forderte Bildung der Mitglieder und bessere Bedingungen für Lehrlinge. Die Bewegung wurde sehr stark und

1913 konnten die Jungburschen in Zürich ein eigenes Sekretariat errichten. Zu ihrem Sekretär wählten sie Willi Münzenberg, der 1910 nach Zürich gekommen war und sich den Jungburschen angeschlossen hatte. Münzenberg wurde später in der Weimarer Republik zum kommunistischen Medienzar. Aber damals war Willi noch ein verrückter Kerl, der die jungen Menschen zu begeistern vermochte. Es muss in den Kriegsjahren gewesen sein, als mein Onkel, zurück aus Kanada, bei den Jungburschen aktiv war. Und aus jener Zeit stammte auch die Freundschaft zwischen ihm und Willi.

Willi Münzenberg lud Onkel Hans später, das war dann schon in den Zwanzigerjahren, mit dem Flugzeug zu sich nach Berlin ein. Und so hörten wir auch diese Anekdote immer wieder gerne: Wie er Willi nirgends gesehen habe auf dem Flugplatz Tempelhof – und wie der sich hinter der schwarzen Limousine mit Chauffeur versteckt und so seinen Jugendfreund aus Zürich zum Narren gehalten habe.

Onkel Hans erzählte, wie schwierig es jeweils war, ein Versammlungsort für die Zusammenkünfte zu finden. Er berichtete, wie sie in der Eintracht am Neumarkt Lenin lauschten, der versuchte, unter den Jungburschen Anhänger für seine Ideen zu finden. Mit dabei war auch Fritz Platten, der empfänglich war für Lenins Pläne und seine radikalen Ansichten. Er ging denn auch in die Geschichte ein als Organisator jenes plombierten Eisenbahnwaggons, der Lenin 1917 von Zürich nach Petrograd (Sankt Petersburg) brachte. Platten fühlte sich der Revolution verbunden; er wurde ein Weggefährte Lenins und rettete diesem anlässlich eines Attentats in Petrograd das Leben. Reisen nach Russland und die Turbulenzen in seinem politischen Leben bestärkten ihn 1923 in seiner Absicht, in der Sowjetunion zu bleiben. Es reifte in ihm der Plan, mit verschiedenen Schweizern zusammen im revolutionären Russland Projekte in Angriff zu nehmen.

1918 war sein Sohn Fritz Platten junior in Zürich zur Welt gekommen. Die Mutter war Olga Kalinska, die kurz nach der Geburt freiwillig aus dem Leben schied. Vor seiner Auswanderung übergab Fritz Platten seinen Sohn dem Genossen Willi Trostei, der Sekretär der Internationalen Roten Hilfe war. Das Ehepaar Willi und Bertha Trostei wohnte an der Schindlerstrasse, in der Nähe der Krone Unterstrass, in Zürich. Auf der gleichen Etage wohnte die Familie Lehmann. Einer der Söhne war Walti Lehmann, Jugendgenosse und Mitglied der Freien Jugend. Seine Mutter Hilde kannte ich aus dem Schwimmclub der Freien Sportler. Im Hallenbad übten wir allwöchentlich «Figurenlegen», was heute Synchronschwimmen genannt wird.

Zu Beginn der Zwanzigerjahre funktionierten die Kontakte zwischen Moskau und Zürich noch, doch nach dem Tod Lenins im Jahre 1924 verschlechterten sich die Beziehungen. 1931 reiste Platten zum letzten Mal in die Schweiz. Die erste Mitteilung über seine Verhaftung erschien in der Schweiz 1939. Obschon Platten 1937 seinen «früheren trotzkistischen Fehlern» abgeschworen hatte, wurde er aus der Partei ausgeschlossen. Trotz Interventionen führender Genossen – selbst der sozialdemokratische Zürcher Stadtpräsident Emil Klöti verwendete sich für ihn – war nichts über seinen Verbleib in Erfahrung zu bringen. Wie sich später herausstellte, wurde Platten nach seiner Verhaftung 1938 vor ein Militärgericht gestellt und kam in den Gulag. Nach mehr als zwei Jahren Lagerhaft in Archangelsk wurde er erschossen.

Als Willi Trostei 1942 starb, war Fritz Platten junior vierundzwanzig Jahre alt. Mehrere Male ging er in die Sowjetunion, um nach seinem Vater zu forschen. Es ist zu vermuten, dass er durch den frühen Tod seiner Mutter und das Verschwinden seines Vaters traumatisiert war. Ich lernte Fritz Platten junior erst spät – schon in vorgerücktem Alter – an Veranstaltungen kennen. Bis zu seinem Tod im Jahr 2004 war er auf der Suche nach der Wahrheit über den Tod seines Vaters.

1994 erschien Peter Hubers *Stalins Schatten in der Schweiz*. Durch den Zugang zum Kominternarchiv in Moskau brachte er Licht in die Zeit der «Säuberungen» unter Stalin Ende der Dreissiger-, Anfang der Vierzigerjahre. Es wurde bekannt, wie viele von denen, die als Freiwillige in die Sowjetunion ausgewandert waren, um am Aufbau der sozialistischen Gesellschaft mitzuarbeiten, durch Erschiessen liquidiert worden waren. Es geht aus diesen Quellen aber auch hervor, dass die führenden Genossen der PdA wie Edgar Woog und andere über die Stalinschen «Säuberungen» im Bild waren.

Es waren anregende Stunden nach dem sonntäglichen Mittagessen an der Dachslernstrasse. Und bevor Onkel Hans sich zum Nickerchen zurückzog, ging er an den Bücherschrank und holte für meinen Cousin und mich ein politisches Buch heraus, das wir unbedingt lesen sollten. So zum Beispiel eine Biografie von Lenin oder die von seinem alten Bekannten, dem deutschen Revolutionär Max Hölz, mit einer Widmung für meinen Onkel auf der Innenseite. Für mich waren diese Bücher meistens zu schwierig und mein Cousin interessierte sich zu jener Zeit sowieso nur für Westergeschichten und Karl May.

Meine Woche hatte einen geregelten Ablauf. Am Mittwochabend ging ich in die Probe des Handharmonikaclubs Freundschaft und anschliessend direkt nachhause. Gerne hätte ich jeweils die weisse Chemisebluse angezogen, aber da war Tante Julie unerbittlich. Diese blieb dem Sonntag und öffentlichen Veranstaltungen vorbehalten, und damit basta. Ich war nun im dritten Lehrjahr. Die Berufsschule schaffte ich ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Da ich in einem organischen Labor arbeitete, drängte es sich auf, dass ich mich vertiefter in die organische Chemie, die Kohlenwasserstoffchemie, einarbeitete. Dr. Jaccard, mein Vorgesetzter in diesem letzten Lehrjahr, war ein sehr geduldiger Lehrer. Es war ihm wichtig, dass ich einen guten Abschluss machte, und so erklärte er mir immer wieder die komplizier-

ten Formeln und stöchiometrischen Zusammenhänge. Aber oft waren meine Gedanken nicht bei der Sache, und meine Konzentrationsfähigkeit liess zu wünschen übrig. Dauernd entdeckte mein Lehrmeister Lücken, die geschlossen werden sollten.

Die Idylle an der Dachslernstrasse wurde jäh zerstört. Tante Centa, nun war sie wieder verheiratet, kam oft zum Tee und zum Klatsch. Eines Nachmittags – ich hatte Angina und musste das Bett hüten – belauschte ich unfreiwillig ein Gespräch zwischen meinen Tanten. Es war ein offenes Geheimnis, dass mein Onkel immer wieder fremdging und vorübergehend sexuelle Beziehungen zu anderen Frauen pflegte. Die verbriefte Ehe verstand man als Einrichtung des bürgerlichen Staates und fand sie eigentlich überflüssig. Der Sozialismus sah den Menschen als soziales Wesen, auch propagierte er Lebensfreude und Lebenslust. Es ging um ein kollektives Experiment im Hinblick auf den künftigen Sozialismus. Nur war es so, dass vorwiegend die Männer von diesem «Recht auf freie Liebe» Gebrauch machten. Die meisten Ehefrauen fühlten sich der Treue verpflichtet und litten unter den Eskapaden ihrer Ehemänner. Von einigen Frauen in der Partei wusste man, dass sie leicht zu haben waren, und entsprechend wurden sie von den anderen Genossinnen verachtet. Onkel Hans machte aus seiner Gesinnung keinen Hehl, und wenn Tante Julie wieder einmal traurig und wortkarg durch das Haus schlich, meinte er nur: «S Tanteli isch wider verschnupft, aber das wird sich scho gä.»

Nun setzte Tante Centa ihrer Schwester den Floh ins Ohr, dass mein Onkel ein Auge auf mich geworfen habe und ich gefährdet sei. «Julie», sagte sie, «das wirst du doch nicht zulassen, du musst sofort Abhilfe schaffen.» Kurze Zeit darauf nahm mich meine Tante zur Seite und teilte mir unter vier Augen ihre Befürchtungen mit. Bisher eher ahnungslos, hatte ich dem Thema Sexualität nicht die angemessene Beachtung geschenkt. Wie nun aber meine Tante sagte, dass wir eine Lösung finden müssten und es vielleicht doch besser wäre, wenn

ich wieder zu meiner Mutter ginge, wurde die Lage bitter ernst.

Frau Affeltranger, eine ältere Genossin, die im Hause ein und aus ging, fand die Situation grotesk. Im Einverständnis mit Tante Julie machte sie mir einen praktischen Vorschlag. Sie rechnete aus, dass mir bis zur Abschlussprüfung noch sechs Monate blieben und dass ich bis dahin in Ruhe arbeiten und mich vorbereiten müsste. Sie habe ein freies Zimmer, und ich könnte bei ihr wohnen und essen. Wenn ich dann meinen Abschluss in der Tasche habe und verdiene, könne ich ihr die Kosten für den Unterhalt nachträglich zurückzahlen. Und so kam es, dass ich wieder meine Sachen packte und mich an einem neuen Ort einrichtete. Frau Affeltranger war eine vernünftige Person, die mit beiden Füßen auf dem Boden und ohne Illusionen im Leben stand. Sie war früh Witwe geworden und lebte mit ihrem einzigen Sohn zusammen.

Es blieb mir ein Geheimnis, ob sie mit diesem Angebot eine Hoffnung verband. Sie wäre gerne Grossmutter geworden, aber ihr Sohn, zu jenem Zeitpunkt siebenundzwanzig Jahre alt, schien keine Lust auf eine feste Beziehung zu haben. Ob sie mich als zukünftige Schwiegertochter ins Auge gefasst hatte? Wie dann aber ihre Spekulation aufging und tatsächlich ein Liebesverhältnis zwischen ihrem Sohn und mir entstand, reagierte sie widersprüchlich und mit Eifersucht.

Die dreitägige Abschlussprüfung machte ich beim Kantonschemiker an der Fehrenstrasse. In einem spannungsfreien Arbeitsklima führte ich die mir aufgetragenen Arbeiten ohne Pannen aus. Die Prüfungsergebnisse waren zur Zufriedenheit aller über Erwarten gut. Und so hatte ich einen weiteren wichtigen Meilenstein in meiner Entwicklung zur Selbständigkeit hinter mich gebracht. Ich blieb nun als Laborantin chemisch-technischer Richtung an der EMPA tätig. Monatlich verdiente ich dreihundertundfünfzig Franken und konnte meine Schulden bei Frau Affeltranger in Raten abtrottern.

Mit meiner Tante habe ich auch später nie über diese Zeit gesprochen. Warum eigentlich nicht? Manès Sperber sagte einmal, dass «das Bedürfnis zu vertrauen gebieterischer sein kann als die Begier, die Wahrheit zu erkennen». Das trifft, meine ich, insbesondere für die Jugend zu. Wie könnte ein junger Mensch sonst wachsen und erstarren, hätte er nicht vertrauenswürdige Vorbilder? Gedanken habe ich mir schon gemacht über die erwachsenen Menschen. Pauschalisierend fand ich die meisten ungerecht und egoistisch. Ich war bereit, Naturkatastrophen zu akzeptieren – hatte aber Mühe mit dem Unglück, das von Menschen verursacht wurde und eigentlich nicht sein müsste. Später lernte ich die Grenzen, die uns auch persönlich gesetzt sind, differenzierter zu sehen.

Als ich den ersten Monatslohn in den Händen hielt, mietete ich ein Zimmer in den Zwischenbächen, praktisch am Waldrand von Altstetten. So war ich nahe beim Naturfreundehaus Eichbühl, wo ich mich geistig beheimatet fühlte. In einer neu erstellten Siedlung bewohnte ich bei einem jung vermählten Ehepaar das dritte Zimmer einer Dreizimmerwohnung. Es war mit gänzlich neuen Hochglanzmöbeln ausgestattet und jeden Tag machte mir Frau Räss das Bett und arrangierte auf der Kommode meine Toilettensachen nach ihrem Gusto. Mit dem Fahrrad kam ich abends nach Altstetten, und je nach dem Zustand meines Geldbeutels leistete ich mir im alkoholfreien Restaurant des Frauenvereins ein Abendessen. Es gab das billigere für einen Franken neunzig und das teurere mit besserem Fleisch für zwei Franken zehn. Meistens musste ich mich bescheiden.

In der Küche durfte ich Wasser kochen – und so bereitete ich häufig Tee zu, kaufte Brot und Streichwurst, die mich aber teuer zu stehen kam. Mit dem Messer klaubte ich jeweils die cremige Masse aus ihrer Hülle, und eines Abends – ich weiss nicht, wie das geschah – spickte so ein hellbeiger, fettiger Klumpen an die helle Tapete. Beim Auszug nach drei Monaten stellte mir Frau Räss die Rechnung für

eine Bahn neue Tapete. Es ging um knapp zwanzig Franken, die ich nicht bereit war zu bezahlen. Sie ging zum Friedensrichter und bekam Recht. Ich mag Streichleberwurst noch immer, doch seit mir ihre Tücken bekannt sind, begegne ich ihr mit Vorsicht.

Es war nur ein kurzes Intermezzo bei dem jungen Ehepaar Räss in den Zwischenbächen, denn zusehends orientierte ich mich mehr nach der Stadt und immer häufiger besuchte ich im Volkshaus die Veranstaltungen der Freien Jugend Zürich. So mietete ich nahe beim Volkshaus ein Mansardenzimmer. Von Tante Julie erhielt ich eine alte Couch und eine rote Plüschdecke. Die Decke wollte sie aber bald wieder zurück, weil sie sie für Erlo brauchte, den deutschen Schäferhund mit Stammbaum, der neu an der Dachslernstrasse Einzug gehalten hatte. Dass die nun ein Loch hatte und ein bisschen versengt war, freute sie gar nicht, auch konnte sie nicht verstehen, was ich mit ihr gemacht hatte. Das kam einfach so: Auf dem Zimmer hatte ich einen Spirituskocher aufgestellt, auf dem ich mir Süppchen und andere kleine Mahlzeiten zubereitete. Das Wasser musste ich vom Waschbecken auf dem Dachboden holen und wie ich einmal bei offenem Fenster ins Zimmer zurückkam, loderte das Feuer in die Höhe. Geistesgegenwärtig warf ich die Plüschdecke darauf, um das Feuer zu ersticken. Das gelang, aber die Plüschdecke war nicht mehr ganz dieselbe wie vorher.

TEIL II

Aufbruch und Kalter Krieg

Weg von hier!

Albi und ich hatten 1953 geheiratet, jetzt schreiben wir das Jahr 1955. Nun sind wir frei und ohne politische Verpflichtungen. Wir können gehen, wohin wir wollen. Wir werden auswandern. Schon lange spielen wir mit diesem Gedanken. Ernsthaft haben wir es uns noch nicht überlegt, vielleicht auch nicht so recht daran geglaubt, dass wir es schaffen würden. Also auswandern. Aber wohin?

Im Geschichtsunterricht hatten wir von der Hungersnot in Europa und den verschiedenen Auswanderungswellen im 19. Jahrhundert gehört. Auch bekannt war uns, dass in den Zwanziger- und Dreissigerjahren des 20. Jahrhunderts junge Schweizer in die Sowjetunion ausgewandert waren, um am Aufbau des Sozialismus mitzuwirken. Dann der Exodus der politisch und rassisch Verfolgten, die nach der Machtergreifung der Nazis Deutschland verliessen. Diese Auswanderungen waren auf wirtschaftliche Not, Verfolgung oder politische Überzeugung zurückzuführen.

Keiner dieser Gründe trifft für uns zu. Wir gehen freiwillig, aus purer Neugier, ja aus Abenteuerlust. Klar haben wir Gründe, die unsere Auswanderung recht fertigen: Die Schweiz ist uns zu eng und das kapitalistische Denken zu dominant. Alles Tun muss sich lohnen – ausschliesslich zur Vermehrung des Wohlstandes. Wir haben diese satte, selbstgerechte Haltung, die wenig Platz für Toleranz im Umgang mit Andersdenkenden zulässt, immer verabscheut. Auch haben

wir keine Lust auf ein konformes, bürgerliches Familienleben. Wir sind neugierig und wissensdurstig und wir wollen wissen, wie es sich leben lässt in einem anderen Land, das weit weg liegt von der Schweiz.

Es ist Sonntag und wir haben eine Filmmatinee über Brasilien gesehen. Benommen treten wir aus dem Kino Cinébrief in die gleissende Mittagssonne. Unter dem starken Eindruck der vielen Bilder – Menschen verschiedenster Hautfarben und Aufnahmen einer üppigen, unkontrolliert wuchernden Natur – schauen wir uns an. Albi sagt: «Gehen wir nach Brasilien?» Ich nicke zustimmend. Der Vater von Albi, der mit dabei ist, lacht verwundert. Und so haben wir den Entschluss gefasst.

Eigentlich wollten wir schon lange ins Ausland gehen. Wir hatten im Mai 1953 geheiratet, weil ich zum ersten Mal schwanger war. Nachdem die Schwangerschaft nicht erfolgreich verlief, schien die Realisierung unserer Pläne nur noch eine Frage von Zeit und Ort. Eine frühere Möglichkeit, ein Jahr in Paris zu arbeiten, hatte sich zerschlagen. Ein Gehalt von siebenhundert Franken monatlich hätte für uns beide nicht ausgereicht zum Leben und die Chance, für mich eine Arbeitsbewilligung als Laborantin zu bekommen, war verschwindend klein.

Der eigentliche Grund für das Hierbleiben zu jenem Zeitpunkt war aber ein anderer gewesen. Albi fand damals, dass wir die Freie Jugend nicht im Stich lassen konnten. Als verantwortungsbewusster Präsident der Zürcher Sektion der sozialistischen Jugendorganisation hatte er entsprechende Verpflichtungen übernommen. Nun hatte sich da aber einiges grundlegend geändert. Nicht, dass wir es müde gewesen wären, unsere politischen Utopien weiter zu leben und für sie einzustehen. Aber dieser zunehmende rigide Druck und die sektiererische Entwicklung innerhalb der Organisation waren wir nicht mehr bereit auszuhalten. So beschlossen wir, unsere individuellen Utopien zu realisieren.

Seit 1954 waren wir frei. Albi hatte das Amt als Sektionspräsident

niedergelegt. Wir begannen Informationen zu sammeln. Neuerdings ganz andere. Wir wollten nach Brasilien auswandern, die weite Welt kennenlernen. Das brasilianische Konsulat hatte eine Liste der für ein permanentes Visum notwendigen Dokumente zusammengestellt. Vorerst galt es ein Antragsformular ausführlich nach Vorlage des Konsulates zu beantworten. Nebst den üblichen Formalitäten, wie gültiger Reisepass, amtlicher Geburtsschein und amtlicher Zivilstandsausweis, war auch der Name des Vaters und der Mutter gefragt. Alles musste im Original belegt und als Kopie eingereicht werden.

Es musste der Zweck der Reise angegeben werden, und wenn die Reise geschäftlich erfolgte, musste die Firma genannt werden, in deren Auftrag man reiste. Im Falle einer Niederlassung wollte das Konsulat wissen, was man im Lande zu unternehmen gedenke. Ein Auszug aus dem Strafregister, ausgestellt durch das Schweizerische Zentralpolizeibüro in Bern, wurde verlangt. Gefordert war auch ein Leumundszeugnis, ausgestellt durch die Polizei des Wohnortes – lückenlos für die letzten fünf Jahre. Zudem waren noch die Pockenimpfung und ein Gesundheitsattest vorgeschrieben.

Wir füllten Formulare aus – in französischer und portugiesischer Sprache. Wir waren gefordert und wir begannen zu planen. Wir fanden eine Lehrerin, die Portugiesisch unterrichtete und uns wöchentlich eine Privatstunde erteilte. Sie war eine zierliche, unscheinbare Person und kam aus Lissabon. Wenn sie sprach, plätscherten die Worte wie weicher Gesang über uns hinweg, sang sie ein «fado», ein portugiesisches Volkslied, entrückte sie uns in fremde Gefilde. Die Grammatik aber gestaltete sich schwierig. Wir mussten Vokabeln auswendig lernen, konjugieren, deklinieren und die verschiedenen Zeiten lernen. Wir waren mit Eifer dabei, denn wir sahen unsere Portugiesischkenntnisse als unabdingbare Voraussetzung für das Bestehenkönnen im fernen Brasilien.

Wir sparten und rechneten und immer wieder machten wir Kas-
sensturz. Am Ende des Monats legten wir unseren Lohn auf den Kü-
chentisch und begannen zu zählen. Albi unterliess – so schwer es ihm
fiel – den Kauf von Büchern und Schallplatten. Auch brachte er mit
dem Zahltag keine Pralinen und keine *Annabelle* mehr nachhause.
Doch auf die liebe Gewohnheit, am Samstagabend ins Kino zu gehen,
mochten wir nicht verzichten. Wir waren «Stammgäste» im neu er-
öffneten Studio 4 an der Nüscherstrasse, wo das Neuste vom Neuen
an Filmkunst gezeigt wurde.

Auch den Besuch im Café Select, wo wir über Mittag regelmässig
einige der Genossinnen und Genossen trafen, mochten wir nicht mis-
sen. Allerdings leisteten wir uns nicht mehr Rösti mit Spiegelei, wir
begnügten uns mit einer «Ovi». Albi nahm Kontakte auf zu den
Schweizer Firmen Luwa und Sulzer, die Niederlassungen in Rio de
Janeiro und Sao Paulo hatten. Zu erwarten war ein mehrjähriger Ver-
trag bei geringem Anfangslohn und gesichertem Aufstieg. Doch dies
entsprach nicht unseren Vorstellungen. Da wir nicht die Absicht hat-
ten, uns auf mehrere Jahre festzulegen, konnten wir uns zu keinem
Entschluss durchringen. Es blieb bei den Gesprächen, und wir kamen
überein, ohne Arbeitskontrakt zu reisen und die Verhandlungen in
Brasilien weiterzuführen. Dieser Entscheid sicherte uns die Unabhän-
gigkeit, die allerdings mit einem finanziellen Risiko verbunden war.
Doch wir fühlten uns frei.

Wir hatten in Erfahrung gebracht, dass Kühlschränke und Elek-
trogeräte in Brasilien begehrte Mangelware waren und zu guten Prei-
sen verkauft werden konnten. Mit dem permanenten Visum wäre man
zur Einfuhr des Hausrates berechtigt gewesen. Um unsere knappe
Reisekasse aufzubessern, erwogen wir, mit dem gesparten Geld einen
Kühlschrank und Elektrogeräte anzuschaffen, die wir dann in Brasi-
lien verkaufen würden. Ein Bekannter von Freunden, der schon viele
Jahre in Brasilien lebte, schrieb uns, dass wir mit einem Auto einen

«Bombengewinn» erzielen könnten. Doch in Anbetracht unserer bescheidenen finanziellen Verhältnisse mussten wir auf einen solchen Autohandel verzichten.

Einer vom Konsulat beigelegten Wegleitung für die Mitnahme von Umzugsgut (und eventuell einem Auto) konnten wir ausserdem entnehmen, dass alle als Umzugsgut auf einer Liste aufgeführten Waren mindestens sechs Monate vor Antritt der Reise im Besitz des Einreisewilligen sein mussten und nur für den persönlichen Gebrauch in Brasilien und nicht zu Handelszwecken verwendet werden dürfen. Zudem müssen diese Liste sowie die Handelsfakturen (für das Auto) notariell und von der zuständigen staatlichen Behörde beglaubigt sein und in fünffacher Ausfertigung vorliegen. Erschlagen ob der vielen Bedingungen – die, wie wir hörten, im Prinzip alle zu umgehen gewesen wären –, begannen wir, Termine zu vereinbaren.

Bei Dr. Holzhammer an der oberen Bahnhofstrasse, dem Vertrauensarzt des brasilianischen Konsulats, musste die medizinische Untersuchung und die Pockenimpfung durchgeführt werden. Alles wurde im ärztlichen Zeugnis, das auch seinen Preis hatte, eingetragen. Dann gab es noch eine weitere Formalität zu erfüllen, die im Antragsformular nicht vermerkt war. Jede in Brasilien einreisende Person musste sich zuhause des Konsulats über ein Bankkonto in der Höhe von fünftausend Franken ausweisen. Dies war die Garantie, dass man nicht als mittelloser Einwanderer dem Staat zur Last fallen würde.

Albi hatte eine einfache Idee, die uns amüsierte und, da sie sich sogar realisieren liess, zuversichtlich stimmte. Von der Zürcher Kantonalbank liess er sich unsere Ersparnisse auf seinen Namen bestätigen. Dann hob er sie ab und legte sie auf einer anderen Filiale der Kantonalbank auf ein neues Konto und auf meinen Namen an. So hatten wir zwei Bestätigungen; die eine lautete auf fünftausendfünfhundert, die andere auf viertausendneuhundert Franken. Auf dem Papier

waren wir nun stolze Besitzer von über zehntausend Franken, und der Formalität war Genüge getan.

Wir erkundigten uns nach möglichen Schiffspassagen und wurden bei den britischen Royal Mail Lines fündig. Deren Ozeanliner Alcantara lag im Hafen von Southampton vor Anker. Der Preis pro Person für eine Überfahrt nach Brasilien in einer Innen-Doppelkabine der dritten Klasse betrug 245 Dollar. Das war teuer und entsprach damals mehr als einem Monatslohn. Wir entschieden uns aber trotzdem für diese Variante, da wir uns vor der Einschiffung einen Aufenthalt in Paris und London leisten wollten.

Bis wir ans Packen denken konnten, waren noch weitere Hürden zu nehmen. Die Anträge für das permanente Visum waren unterwegs. Bei der Bundespolizei in Bern hatten wir einen Antrag auf einen Auszug aus dem Strafregister gestellt. Dieser wurde uns umgehend zugestellt. Wie erwartet hatten wir keinen Eintrag. Das Gesuch für das Leumundszeugnis hatten wir bei der Gemeinde, der Stadt Zürich, beantragt und bekamen zur Antwort, dass es uns nicht erteilt werde. Ohne Begründung. Wir waren konsterniert. Ohne dieses Zeugnis hatten wir in Brasilien keine Chance auf eine permanente Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung.

Wie konnte das möglich sein? Wohl waren wir Mitglieder der Freien Jugend gewesen. Doch waren unsere Aktivitäten legal und wir bewegten uns nicht in einem rechtsfreien Raum. Die FJ war eine gesamtschweizerische Organisation der kommunistischen und sozialistischen Jugendbewegung, die nach dem Krieg 1946 neu gegründet worden war. Sie hatte damals den ursprünglichen Namen der Sozialistischen Jugend aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg übernommen. Mit der Namensänderung auf FJ glich sie sich in Namensgebung der Freien Deutschen Jugend (FDJ) der DDR an.

Albi wandte sich an den Zürcher Stadtpräsidenten Emil Landolt, der als gütiger Stadtvater bekannt war. Albi wurde denn auch zu einem Gespräch eingeladen, doch dieses verlief unverbindlich. Mit dem Hinweis, dass er nicht zuständig sei und dass die Zuständigkeit bei der Kantonspolizei liege, verabschiedete ihn der Stapi. Albi kam von diesem Gespräch enttäuscht und niedergeschlagen zurück. Ich war aufgebracht und meldete mich beim Chef der Kantonspolizei an der Zeughausstrasse an. Als ich eintrat, sass er hinter einem grossen Schreibtisch und erklärte, dass er nicht verpflichtet sei, Auskünfte über die Ablehnung zu geben. Der Polizeipräsident gab sich betont höflich und meinte, dass ich mir die Gründe wohl selber zurechtlegen könne.

Dem Protokoll des Nachrichtendienstes der Kantonspolizei, das ich viel später in den Staatsschutzakten vorfand, konnte ich Folgendes entnehmen: «Siegrist Albert hat beim Polizeikommando für sich und seine Frau um ein politisches Führungszeugnis nachgesucht, das er für die Ausreise nach Brasilien benötige. Albert und Verena Siegrist sind seit 1949 als sehr aktive Kommunisten bekannt. Bis 1954 wirkte Albert Siegrist als Präsident der FJ Zürich. Meinungsverschiedenheiten über taktisches Vorgehen mit dem FJS-Sekretär Ueli Kägi führten zu seinem Rücktritt als Präsident der FJ und damit zur Distanzierung vom Kreis Kägi & Konsorten. In ideologischer Hinsicht blieb er aber linientreu. Er ist auch bis heute Abonnent des *Vorwärts*: Das politische Führungszeugnis wurde deshalb für Siegrist abgelehnt.»

Stapi Landolt hatte sich vor dem Besuch von Albi mit dem kantonalen Polizeidirektor in Verbindung gesetzt, und – so der Wortlaut des Protokolls – «die kurze Orientierung [hatte] den Stadtpräsidenten insoweit befriedigt, dass er Siegrist hinauskomplimentieren konnte mit dem Hinweis der Unzuständigkeit und allfälliger Weiterempfehlung an den kantonalen Polizeidirektor.» Das Protokoll ist in einem

Ton abgefasst, als würde von einem gelungenen Streich berichtet, auf den die beiden Herren ziemlich stolz waren.

Meine Nachfrage beim Bundesamt für Justiz hat Folgendes ergeben: «Der Begriff des politischen Führungszeugnisses» ist uns nicht bekannt. Das Leumundszeugnis ist im Bundesrecht nicht definiert. Es ist den Kantonen, teilweise auch den Gemeinden vorbehalten, zu definieren, wie der gute Leumund einer Person bescheinigt wird [...]. Das Leumundszeugnis wird bisweilen (und je nach Inhalt) auch als polizeiliches Führungszeugnis bezeichnet.» Vermutlich also ein peinlicher Verschreiber des Nachrichtendienstes. Ein «politisches Führungszeugnis» gab es sehr wohl – zum Beispiel bei den Nazis!

Diese Geschichte erinnerte mich an einen früheren Besuch im Jahr 1951 beim Stapi. Anlässlich des Jubiläums 650 Jahre Zürich war ein grossartiges Zürifäscht organisiert worden. Unter der Ägide des Vereins Ferien und Freizeit verkauften wir Jugendlichen Züritüechli und Schoggitaler. Der Erlös war für den Bau des Zürcher Jugendhauses bestimmt, auf das die Zürcher Jugend dann noch dreissig Jahre warten musste. Sämtliche Vereine machten mit und selbst die Mittelschüler bekamen am Samstagvormittag frei. Mit jugendlichem Elan gingen wir an die Arbeit und erzielten ein ausgezeichnetes Ergebnis. Es lief so gut, dass wir – eine Delegation als Vertretung der Zürcher Jugend – vom Stapi Landolt zu einem Besuch eingeladen wurden. Er fand schöne Worte und lobte unseren Einsatz für die gute Sache.

Die gute Sache war das Jugendhaus gewesen, das schon seit vielen Jahren als Forderung im Raum stand. Das Geld, eine knappe Million Franken, blieb dann aber auf einem Konto liegen und gab noch zu reden. Viel Wasser lief die Limmat hinunter, bis man sich auf ein Konzept einigen konnte und das Drahtschmidli (heute Dynamo), das nur bedingt den Vorstellungen der Jugend entsprach, eröffnet werden konnte.

Erfahrungen im Kalten Krieg

Ich war im Winter 1950 der Freien Jugend Schweiz (FJS) beigetreten. An den Wochenenden gingen wir, wie wir damals sagten, «auf Fahrt», das heisst auf Wanderungen. Wir zogen singend – begleitet von einer oder mehreren «Chlampfen» (Gitarren) – von einer Tramendstation aus zu einer Hütte, wo wir Unterschlupf fanden und kochten. Das übliche Essen war «Bircherschlamm», der zur Hauptsache aus Milch und Haferflocken bestand. Das kostete kaum etwas und gab uns Kraft für unsere sportlichen Wettkämpfe. Wenn es kalt war, gab es Suppe. Am Abend diskutierten wir aktuelle Themen oder hörten uns den Vortrag eines Genossen an. Am späten Sonntagnachmittag ging es dann wieder zur nächsten Bahn- oder Tramstation und zurück in die Stadt.

Wir waren eine heterogen zusammengesetzte Gruppe Jugendlicher, die sich in einem Klima der Freundschaft unter Gleichgesinnten zusammenfanden. Das Verbindende war die Auflehnung gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem und die daraus resultierende Ellenbogengesellschaft. Wir teilten alle untereinander die Utopie von einer gerechteren Welt. Einige Genossen und Genossinnen kamen, wie wir damals sagten, aus dem bürgerlichen Milieu. Andere waren Studenten. Alle aber vollzogen wir die Ablösung vom Elternhaus. Die FJ war das Gefäss, in dem die Sozialisation stattfand und wo wir den Prozess des Hineinwachsens in die Erwachsenenwelt mehr oder weniger unbeschadet vollziehen konnten.

Das disziplinierte, aber auch fröhliche Leben in dieser Organisation gefiel mir sehr. Der rege Gedankenaustausch und die engagierten Meinungsäusserungen öffneten mir neue Horizonte. In regelmässig stattfindenden Versammlungen und Sitzungen betrieben wir politische Schulung. Es wurden Vorträge gehalten, Biografien gelesen und zusammengefasst, auch politische Ereignisse diskutiert und interpretiert. Ein Teil der Mitglieder waren sogenannte Funktionäre, die sich

regelmässig an Schulungskursen und Funktionärsversammlungen trafen. Funktionär konnte man durch besondere Leistungen werden oder durch den Besuch bestimmter Schulungskurse. Ein Element der politischen Bildung war die «Parteischule», eine Einrichtung der Partei der Arbeit; sie stand unter der Leitung des prominenten Marxisten Konrad Farner. Ich erinnere mich, wie stolz ich war, als ich für die Parteischule vorgeschlagen wurde, und mit welcher grosser Aufmerksamkeit ich Farners Ausführungen über den Historischen Materialismus folgte. Neben Hegel lieferten die vier Klassiker Marx, Engels, Lenin und Stalin die Grundlagen. Genosse Fritz Heel vermittelte die ökonomischen Grundlagen des Marxismus. Es ging darum, die «Welt zu erkennen» und eine Analyse der Ökonomie des Kapitalismus vorzunehmen. Das Ziel war eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse – eine gerechte, klassenlose Gesellschaft.

Wir lernten aus dem *Kommunistischen Manifest* von Marx und Engels die Unterteilung in materialistische und idealistische Philosophie. Für die Materialisten sind die materiellen Verhältnisse primär, der Ursprung von allem. Daraus folgerte Marx: «Das Sein bestimmt das Bewusstsein.» Die Idealisten hingegen vertraten die Auffassung, dass die Idee der Ursprung sei und das Sein sekundär. Folglich bestimme das Bewusstsein das Sein des Menschen. Konrad Farner war ein brillanter Redner, der uns zu fesseln verstand und die schwierige Materie anschaulich vermittelte. Mit Marx waren wir der Meinung, dass das Problem des Bösen ausschliesslich als Reflex der sozioökonomischen Verhältnisse zu sehen sei.

Diese mechanistische, kausal bestimmte Dialektik vernachlässigte den «subjektiven Faktor», die Tatsache, dass der denkende Mensch Ideen produziert, die auf den Ursprung, das materialistische Sein einwirken und ein neues Bewusstsein hervorbringen.

Diese Vernachlässigung des «subjektiven Faktors» war eine Katastrophe, die wir damals noch nicht erkannten. Wohl sprachen wir auch vom Menschen als dem Autor und Akteur der Geschichte, doch eine anthropologische Geschichtsinterpretation war uns fremd. Das Menschenbild bei Marx führte in eine Sackgasse und die Marxsche Anthropologie bedurfte einer Aufarbeitung. Diese leisteten später die Neomarxisten der Frankfurter Schule wie Horkheimer, Adorno, Marcuse.

Wir aber waren damals in dem überkommenen marxistischen Geschichtsdeterminismus «verhaftet», der an sich etwas Fatales hatte. Er vermittelte, dass alles Geschehene durch Ursachen eindeutig bestimmt sei, und suggerierte, dass eine gerechte Gesellschaft nur über den Klassenkampf und die Errichtung des Sozialismus entstehen könne. Somit war unser Ziel klar die Revolution, die zu einer klassenlosen Gesellschaft führen würde. Aufklärung war geboten und mit teilweise missionarischem Eifer schulten wir unsere Überzeugungskraft.

Es war trotz allem eine anregende, fruchtbare Zeit, die unser Denken und Fühlen gänzlich bestimmte. Wir waren überzeugt, dass es nicht ausreichte, die Welt zu erklären, sie musste umgestaltet werden.

Die politische Entspannung nach dem Krieg war nur von kurzer Dauer gewesen. Die Propaganda des Kalten Krieges begann zu behaupten, dass die Sowjetunion einen Angriff auf Westeuropa vorbereite. Umgekehrt wuchs auch die Angst vor einem Angriff auf die Sowjetunion und viele Intellektuelle und Kulturschaffende reagierten mit einem Aufruf zum Kampf gegen die Kriegsgefahr. Dieser Aufruf fand ein starkes Echo und führte im April 1949 zur Einberufung des Weltfriedenskongresses in Paris. Obschon prominente Persönlichkeiten den Kongress unterstützten – so kreierte Picasso zu diesem Anlass seine berühmte Friedenstaube –, versuchte die französische Regierung den Kongress zu stören oder zu verhindern und verweigerte vie-

len ausländischen Delegationen die Einreise. Der Weltfriedenskongress wurde dennoch zu einem Erfolg. Die Arbeit wurde danach durch ein ständiges Komitee weitergeführt, das im Oktober des gleichen Jahres in Rom und im Dezember in Paris tagte. Ein weiteres Treffen folgte im März 1950 in Stockholm. Von dort erging der Ruf zur Sammlung von Unterschriften für das weltweite Verbot von Atomwaffen.

In Wien tagte am 10. und 11. Juni 1950 der Erste Österreichische Friedenskongress. Die Absicht war, Schritte zu unternehmen gegen eine atomare Aufrüstung und schliesslich ein Verbot von Atomwaffen zu erwirken. Der Kongress im Juni war ein Höhepunkt der Friedensbewegung, die sich trotz Verleumdungen und Polizeimassnahmen zu einer Massenbewegung entwickelte.

Bis zum September 1949 war die USA die einzige Macht gewesen, die über Atomwaffen verfügte. Führende Politiker hatten erklärt, dass sich Situationen abzeichnen, in denen der Einsatz dieser Waffen notwendig sein würde. Die weltweite Mobilisierung der Friedensbewegung war eine direkte Reaktion auf die bedrohliche Entwicklung der internationalen Lage und die reale Gefahr eines Atomkrieges. Bis zum Wiener Friedenskongress im Juni 1950 waren beim österreichischen Friedensrat, der die Aktion koordinierte, 450'000 Unterschriften zusammengekommen und bis zum Ende der Unterschriftensammlung im November waren es knapp eine Million, nämlich 995'000.

Die Antiatombewegung war auch in der Schweiz sehr stark. Bereits 1946 hatte sich der populäre Ständerat Traugott Wahlen dafür ausgesprochen, die Verwendung der Atomtechnologie für Kriegszwecke zu ächten – ihre friedliche Nutzung allerdings befürwortete er. Diese Doktrin galt für die ganze Zeit der Fünfziger- und frühen Sechzigerjahre. Die meisten Zeitungen griffen die sich entfaltende Friedensbewegung an und riefen zu einem Boykott der Unterschriftensammlung auf. Trotzdem hatten schweizweit 250'000 Personen

den Stockholmer Appell des kommunistischen Weltfriedensrates für ein Verbot aller Atomwaffen unterschrieben.

Viele Frauen leisteten als Friedensaktivistinnen ihren Beitrag. Auch die Freie Jugend der Schweiz hatte beschlossen, den Stockholmer Appell zu unterstützen. Es war ein guter Einsatz, von dem wir überzeugt waren und der weltweit über die linken Kreise hinaus Beachtung fand. Erst 1958 dann gründeten pazifistische kirchliche Kreise die Schweizerische Bewegung gegen die atomare Aufrüstung. Es war eine Reaktion auf den Bundesrat, der 1957 Atomwaffen für die Schweiz gefordert hatte. Im Jahr 1962 lancierte die Bewegung eine Atomwaffenverbotsinitiative, die zur Abstimmung kam und vom Volk mit 62,5 Prozent Neinstimmen abgelehnt wurde. Dieses Abstimmungsergebnis rief zwar einen grossen Frust hervor, mobilisierte aber das kreative Potenzial der Initianten. Es wurden neue Organisationsformen entwickelt und seit den Sechzigerjahren organisierte die Schweizerische Bewegung die alljährlichen Ostermärsche gegen die atomare Aufrüstung.

Seitens der Friedensaktivisten musste viel Überzeugungsarbeit geleistet werden. Ende Juni 1949, zwei Wochen nach dem Wiener Friedenskongress, hatte der Koreakrieg begonnen. Präsident Truman erklärte, dass die USA nun auch militärische Unterstützung für Frankreich in Vietnam, für den Kuomintang auf Taiwan und gegen die linke Huk-Guerilla auf den Philippinen leisten würde. Damit kündigte sich an, dass Ostasien für die nächsten Jahrzehnte zum Kampfschauplatz der grossen militärisch-ideologischen Blöcke werden würde. Die Gefahr eines Atomwaffeneinsatzes, der zu einem neuen Weltkrieg führen konnte, war zum allgegenwärtigen weltpolitischen Thema geworden.

Rückblickend auf die damalige Friedensbewegung ist festzustellen, dass ein neues Element in die internationale Politik eingeführt worden war: die öffentliche Meinung, die sich konsequent und mit

Ausdauer für Frieden und Abrüstung einsetzte. Die Erkenntnis, dass es um Existenzfragen der Menschheit geht, setzte sich durch, und die Überzeugung, dass die Entscheidungen nicht den Staatsmännern und dem Militär überlassen werden durften, wuchs. Damals wurde der Grundstein für die Antiatombewegung gelegt. Eine Bewegung, die bis heute unabhängig von der politischen Gesinnung das Ziel einer friedlichen und lebenswerten Welt verfolgt. Der Kalte Krieg ist zwar ein Schreckgespenst der Vergangenheit geworden. Die politischen Verhältnisse haben sich geändert, ebenso die gesellschaftlichen Werte und Organisationsformen. Trotzdem sind wir moralisch verpflichtet, uns weiterhin einzumischen.

Auch wir in der FJ waren damals zu dieser Einmischung bereit. Wir FJler hatten ein kleines Plakat gestaltet, nicht grösser als ein A4-Blatt, das in einer Nacht-und-Nebel-Aktion in der ganzen Stadt auf Plakatsäulen geklebt wurde. Bei anbrechender Dunkelheit zogen wir in kleinen Gruppen los, eingedeckt mit einem Paken Flugblätter, einer Büchse Kleister und einem Pinsel. Es muss gegen Mitternacht gewesen sein – wir hatten auf dem Helvetiaplatz gerade das letzte Flug angebracht –, als eine schwarze Limousine neben uns hielt und zwei Herren mit einem scheinfreundlichen «Guten Abend» ausstiegen. Die Kleisterbüchse flog weg, Albi und Walti Lehmann flitzten über den Helvetiaplatz in Richtung Bezirksgebäude, die beiden Polizisten in Zivil hinterher. Ich blieb wie erstarrt stehen und sah dann, dass die Verfolger meine Kollegen nicht einholen konnten und zurückkamen. Da lief ich los in die noch belebte Langstrasse. Ich rannte in der Mitte der Strasse, um den flanierenden Menschen auszuweichen. Ich stürzte, stand auf und rannte weiter – in die Arme eines direkt auf mich zukommenden Passanten, der mich festhielt, bis die Polizisten ihres Amtes walten konnten. Diese packten mich an den Handgelenken und schleiften mich zum Auto, das uns zum nahegelegenen Polizeiposten bei der Langstrasse-Unterführung brachte.

Das Verhör dauerte bis zum Morgen. Immer und immer wieder wurde ich nach Namen von Personen gefragt, die mich zu dieser Aktion angestiftet hätten. Ich schwieg und wurde am frühen Morgen entlassen. Dies mit dem Hinweis, dass ich bis zum Mittag die Möglichkeit habe, vorbeizukommen und auszupacken. Falls nicht, würden sie sich genötigt sehen, meinen Arbeitgeber zu benachrichtigen. Ich überlegte, ob ich direkt ins Labor gehen sollte, es hätte auf acht Uhr gerade noch gereicht, doch ich entschied mich für meine Mansarde. Eigentlich hatte ich gehofft, dass mich einer der Genossen besuchen käme, was aus Gründen der Sicherheit aber nicht geschah. Es war doch anzunehmen, dass ein Herr in Zivil meinen Hauseingang an der Rotwandstrasse überwachte. Ich verspürte ein starkes Bedürfnis nach Geborgenheit, legte mich ins Bett und dachte über das Erlebte nach.

Am späten Nachmittag erhielt ich ein Telegramm. Es war eine Einladung zu meinem Vorgesetzten Professor Brandenberger für den folgenden Tag. Das Gespräch dauerte nicht lange. Nach wenigen Minuten war ich fristlos entlassen. Der Direktor der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt bedauerte, dass der Enkelin des Herrn Hug selig, der dreiunddreissig Jahre an der EMPA gearbeitet hatte, sagen zu müssen. Aber beim Bund könnten keine Leute beschäftigt werden, die sich «politischer Umtriebe» schuldig machten. So war damals die Sprachregelung.

Noch wusste ich nicht, dass der angesehene Direktor der EMPA, Professor Ernst Brandenberger, ein veritabler Frontier war. Im Ergänzungsband zu *Die unheimlichen Patrioten* von Jürg Frischknecht, Peter Haffner, Ueli Haldimann und Peter Niggli wird Ernst Brandenberger als Gauführer im Kanton Zürich und Mitglied der Landesleitung der Nationalen Front aufgeführt. Nach seinem Tod würdigte die *Neue Zürcher Zeitung* in einem Nachruf die Verdienste dieses Mannes – im Speziellen auch die Verdienste um die Landesverteidigung. Seine früheren politischen Tätigkeiten wurden verschwiegen. Und auch im

Historischen Lexikon der Schweiz werden die braunen Seiten Brandenbergers konsequent ausgespart.

Ich wurde mit einer Verfügung des Polizeirichters gebüsst und musste eine geringe Busse entrichten. Als Begründung steht im Polizeibericht, dass die Verzeigte in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober 1951 gemeinsam mit zwei Männern Wahlpropagandazettel an Kandelaber und Hauswände geklebt habe, welche Handlungen als «Unfug an öffentlichem und privatem Eigentum» zu qualifizieren seien. Zudem habe sich die Fehlbare bei ihrer Arrestation bei der Post am Helvetiaplatz gegen die einschreitenden Polizisten, vor denen sie zuvor die Flucht ergriffen habe, zur Wehr gesetzt, indem sie sich unter anderem durch Schlagen und Fusstritte freizumachen versucht habe.

Das Vergehen war nicht gravierend genug für einen Eintrag im Strafregister. Und auch in den Staatsschutzakten ist die Mitteilung der Stadtpolizei an den Arbeitgeber nicht erwähnt. Diese war auch nicht rechtens gewesen, sondern lediglich übliche Praxis im politisch aufgeheizten Klima des Kalten Krieges. Berufsverbote gegen Mitglieder der Partei der Arbeit und andere Linke und Kampagnen für die Nichtwiederwahl von politisch aktiven Lehrkräften waren zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches. Im Bürgertum herrschte eine paranoide Angst vor der kommunistischen Unterwanderung unseres Landes. Die Verschlechterung der Beziehungen zur Sowjetunion trug dazu bei, die Wahnvorstellungen des Westens zu verstärken. Das politische Klima jener Zeit ist heute auch für mich nur noch schwer nachvollziehbar.

Wie Arthur Miller später in seinem Buch *Zeitkurven. Ein Leben* schrieb, hatte sich in den USA eine unausgesprochene Untergrundmentalität ausgebildet. Es grassierte die Hetze gegen liberal gesinnte Zeitgenossen, Künstler und Intellektuelle. In der Öffentlichkeit progressiv auftretende Personen hatten sich vor dem «Ausschuss gegen antiamerikanische Umtriebe» zu verantworten. Im Herbst 1950 hatte der US-Senat das antikommunistische Gesetz des Senators Joseph

McCarthy angenommen. Ein Gesetz, das die Ermittlung gegen Personen zuliess, die der «Sympathie für den Kommunismus» verdächtigt wurden. Dem US-amerikanischen Vorbild folgend haben die helvetischen Behörden von 1948 bis 1951 eine ähnliche Richtung eingeschlagen.

Unter dem Motto «Die Zürcher Polizei schützt Franco» hatte die Freie Jugend am 21. Mai 1951 zu einer Veranstaltung in den Weissen Saal des Volkshauses eingeladen. Edi Burlet, ehemaliger Spanienkämpfer und damals Mitglied der PdA-Geschäftsleitung, referierte zum Thema «Spaniens Arbeiter streiken» und stellte die Frage: «Wer ist in der Schweiz am Franco-Regime interessiert?» Unter den Zuhörern waren Edgar Woog, Hans Anderfuhren, Ueli Kägi und weitere Funktionäre der PdA.

Albi eröffnete als Präsident der Freien Jugend Zürich den Anlass mit einem Begrüssungsvotum. Er nahm Bezug auf die Ereignisse des 1. Mai an der Genferstrasse, wo eine FJ-Delegation beim spanischen Generalkonsulat eine Protestnote abgegeben hatte. Er verurteilte den massiven Polizeieinsatz und die anschliessenden Verhaftungen. Anschliessend kam er auf die Streiks der Arbeiter in Spanien zu sprechen, welche er als Kampf des von den Faschisten unterdrückten und ausgebeuteten Spanien schilderte. Burlet befasste sich in seinem Referat mit der Haltung des Bürgertums und des schweizerischen Bundesrates zum Regime Francos. Er erinnerte daran, dass der Bundesrat die Franco-Diktatur als erstes Land auf der ganzen Welt anerkannt hatte. Noch während des Bürgerkrieges sei in der Schweiz auf Spanienkämpfer Jagd gemacht worden. Burlets Fazit war, dass Spanien in Bälde in das kommunistische Lager einschwenken werde. Um dies zu untermauern, erzählte er von dem kürzlichen Kongress der Kommunistischen Partei Italiens in Livorno. Die ganze Stadt sei mit roten Fahnen beflaggt gewesen, was beweise, dass die Bevölkerung Italiens nach wie vor treu zum Sozialismus stehe.

Im Anschluss an das Referat von Genosse Burlet berichtete eine junge Frau über ihre 1.-Mai-Erlebnisse vor dem spanischen Konsulat. Ihren Ausführungen zufolge sollen in den hintersten Reihen des Demonstrationzuges eine Anzahl Polizisten in Zivil mitmarschiert sein; und zwar so, dass die Demonstranten beim Aufschliessen richtig in die Klemme gerieten. Und das sei dann der Anlass für die Schlägerei gewesen. So habe sie gesehen, wie die Polizisten zu viert einen Demonstranten in einen Hinterhof schleppten und dort übel zusammenknüppelten.

Es hätte eine friedliche Nachdemo zum 1. Mai werden sollen, wie sie eigentlich seit Jahren üblich war. Albi und ich standen etwas abseits an der Genferstrasse, als plötzlich ein Handgemenge entstand. Kurze Zeit später schlugen uniformierte Polizisten mit Knüppeln auf die wehrlosen Demonstranten ein und nahmen Verhaftungen vor. Konsterniert und hilflos schauten wir dem Treiben zu.

Gelegenheitsjobs

Für mich persönlich hatte eine schwierige Zeit begonnen. Ich suchte eine neue Stelle als Laborantin und schrieb Bewerbungen, auf die ich nur Absagen erhielt. Einmal wurde ich zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Der Chef der Firma sagte mir, dass er bei Professor Brandenberger Referenzen eingeholt und dieser ihm von meinem politischen Engagement berichtet habe. Er riet mir, mit meinem ehemaligen Chef zu sprechen, da meine Bewerbungen chancenlos bleiben würden. Ich nahm allen Mut zusammen und meldete mich bei Brandenberger. Doch der erklärte mir, dass er sich zu dieser offenen Information verpflichtet fühle. Die Situation war völlig blockiert und lähmend für mich.

Es ging gegen Weihnachten. Das Warenhaus Jelmoli suchte Aushilfsverkäuferinnen. Ich bewarb mich und wurde eingestellt.

In der Spielwarenabteilung wurde ein Extrastand mit Kasperli-Figuren und Plüschtieren aufgebaut. Diese beliebten «Steiff – Knopf im Ohr» waren nicht billig, doch der Verkauf lief gut. Die Arbeit war lähmend langweilig und um die Zeit zu vertreiben, improvisierte ich nachmittags ab und zu ein kleines Theater. Das kam bei den Kindern und ihren Müttern gut an und machte auch mir Spass. Der Abteilungsleiter lobte mich, doch der Lohn blieb karg und an Weihnachten fand dieser Gelegenheitsjob seinen Abschluss.

Nun war ich wieder arbeitslos. Ich musste dringend Geld verdienen. Es fehlte mir sowohl die Zeit als auch die Zuversicht, um aussichtslose Bewerbungen zu schreiben. Hinter dem heutigen Gebäudekomplex der Tamedia, am Rande des damals freien Werdplatzes befand sich das Restaurant Werd. Frau Hüni thronte an der Kasse hinter dem Buffet, als ich das Speiserestaurant betrat. Am nächsten Tag konnte ich im Service beginnen. Ich war nicht gänzlich unerfahren. Bei meiner Stiefgrossmutter, die nach dem Auszug bei uns an der Spyristrasse im Kanton Thurgau gewirkt hatte, durfte ich während meiner Sekundarschulzeit oft aushelfen.

Nun führte mich meine Arbeitskollegin Lineli, eine ältere, zierliche Serviererin, in den Arbeitsalltag ein. Mit den schwer beladenen Tablettts kurvte sie zwischen den Tischreihen hindurch. Ich zweifelte, ob mir das je gelingen würde. Die Arbeit war kein Honigschlecken. Was der Gast bestellte, musste in die Kasse getippt werden; den Bon, der herauskam, nahm Frau Hüni entgegen. Sie hatte den Überblick und spiesste die Bons auf einen dicken Nagel neben der Kasse. Die Bestellungen mussten wir am Buffet aufgeben, Getränke konnten wir sogleich entgegennehmen, die Speisen wurden in der Küche bestellt. Um Mitternacht war Polizeistunde, und wenn alle Gäste gegangen waren, mussten noch die Stühle auf die Tische gestellt und die Gläser abgewaschen werden. Dann kam die Abrechnung und sozusagen die

Stunde der Wahrheit. Frau Hüni zählte die auf den Bons aufgeführten Beträge zusammen und forderte sie von uns ein. Es durfte keiner verloren oder vergessen gehen. Es lag an uns Serviererinnen, den auf dem Bon vermerkten Betrag beim Gast einzukassieren. Hatten wir einem Gast etwas nicht verrechnet oder sonst einen Fehler gemacht, ging das zu unseren Lasten. Einen festen Lohn gab es nicht, das Trinkgeld war unser Einkommen. Und jeden Abend gab es irgendeine Überraschung, die mich «Lehrgeld» kostete.

Alles in allem aber verdiente ich gut. Von dem, was in meiner Tasche blieb, zählte ich jeweils hundert Franken als Wechselgeld für den nächsten Tag heraus. Spät nach Mitternacht verliessen wir das Restaurant. Freitags wurde es in der Regel noch später. Da probte im hinteren Saal die Polizeimusik und anschliessend ging es hoch zu und her. Die Bewilligung zur Verlängerung der Polizeistunde schrieben sich die Herren gleich selber. Frau Hüni war guter Laune, denn für sie stimmte die Kasse, und auch Lineli und ich kamen nicht zu kurz. Frau Hüni schaute streng darauf, dass die Männer uns nicht belästigten. Fragen jedoch, ob dieser Busen denn echt sei, gehörten zur Tages- beziehungsweise zur Nachtordnung und waren Anlass zu ausuferndem Gelächter.

Nach einigen Wochen war ich von einer Müdigkeit durchdrungen, die von Tag zu Tag grösser wurde und nicht mehr weichen wollte. Bald schon hörte ich auf, nachts die Strümpfe und die Servierschürze zu waschen. Vor Antritt des Service kaufte ich anderntags neue. Meinen Verdienst, der mir so wichtig war, zählte ich nicht mehr jede Nacht. Es wurde dann aber doch Frühling. Ich war stolz, dass ich es schaffte – allerdings auch dank Lineli, die mich in allen Belangen unterstützte. Meine Freunde, die Genossen, kamen ab und zu ein Bier trinken. Und natürlich kam auch Albi. Mit Skepsis verfolgte er mein Tun. Noch waren wir kein Paar, doch es war im Werden. Eines Nachts begleitete er mich nach der Polizeistunde nachhause. Ich

stiess mein Fahrrad vor mir her, und als wir endlich vor meiner Haustür ankamen, stellte ich fest, dass ich meinen Schlüsselbund im Restaurant vergessen hatte. Ich war dem Heulen nahe, doch Albi schlug mir vor, ihn in den Friesenberg zu begleiten. Und so nahmen wir den Weg von Altstetten in den Friesenberg unter die Füsse. Ich schlief in der Stube auf dem Sofa und am anderen Morgen früh ging mehrmals die Türe auf und leise wieder zu. Albis Eltern wie auch seine Geschwister waren wohl erstaunt über den unangemeldeten Besuch.

Dann kam der 1. Mai 1952. Ich war wild entschlossen, am Umzug teilzunehmen. So nutzte ich meine Zimmerstunde und marschierte mit. Als der Zug am Stauffacher angelangt war, scherte ich nicht wie geplant aus. Ich konnte mich einfach nicht entschliessen, nach Ablauf der Freistunde den Service wieder anzutreten. Ich blieb also bei den Genossinnen und Genossen. Und so endete meine Anstellung im Restaurant Werd. Ich ging dort noch meine persönlichen Sachen abholen und musste mir die Standpauke von Frau Hüni anhören. Ehrlich leid tat es mir wegen Lineli, ich hatte sie enttäuscht und ihr auch einen beschwerlichen Arbeitstag eingebrockt.

Meiner Stellensuche war kein Erfolg beschieden. Mir fehlte das Geld für die Miete, die Krankenkassenbeiträge und die weiteren festen Ausgaben. Zum Glück war ich häufig bei Genossinnen und Genossen zum Essen eingeladen. Ich versuchte es dann noch in einem anderen Restaurant. Doch das war eine Kneipe, in der Bier getrunken und viele Stumpen und Toscani geraucht wurden. Und als Albi einmal sagte, dass meine Haare nach Rauch stinken, ging ich nicht mehr hin.

Im Sommer 1952 schrieb ich auf ein Inserat in einer Tageszeitung eine sorgfältige Bewerbung. Die Firma Integra in Wallisellen suchte mehrere junge Frauen als technische Zeichnerinnen. Ich konnte mich vorstellen und wurde tatsächlich eingestellt. Die Anlernzeit bei gutem Lohn dauerte drei Monate. In einem grossen Raum standen etwa

zwanzig Zeichentische, an denen wir sassen. Die Techniker arbeiteten im Raum nebenan. Von ihnen hatten wir die Skizzen zu übernehmen und diese im vorgegebenen Massstab mit Tusche auf das Zeichenpapier zu übertragen. Die Signale und Symbole mussten exakt eingezeichnet und beschriftet werden. Es ging um neue Stellwerke auf Bahnhöfen in der ganzen Schweiz. Waren die Zeichnungen nicht sauber genug oder falsch beschriftet, kamen sie zurück und mussten nochmals erstellt werden. Das war jeweils eine Arbeit von zwei oder mehreren Tagen. Mir gefiel die Arbeit, und ich war froh, wieder im Arbeitsprozess integriert zu sein.

Um fünf Uhr nachmittags war Arbeitsschluss, und wie ein Tatzelwurm bewegten sich die Menschen Richtung Bahnhof, um den nächsten Zug nach Zürich zu erreichen. Eines Abends, ich wartete auf den Zug, sprach mich auf dem Bahnsteig ein Herr an. Er stellte sich als Dr. Merian aus Basel vor. Er verwickelte mich in ein Gespräch, und als der Zug einfuhr, forderte er mich auf, ihn in die erste Klasse zu begleiten, um das Gespräch weiterführen zu können. Ich war nicht geistesgegenwärtig genug, um abzulehnen. Die Situation war mir wegen meinen Arbeitskollegen sehr peinlich. Und dann bestand er auch noch darauf, dem Kondukteur den Aufschlag für die erste Klasse zu bezahlen!

Einige Tage danach begegnete ich ihm im Zeichensaal. Er war einer der Direktoren, den ich bis anhin nicht gesehen hatte. Er fragte mich höflich, ob er mich zum Nachtessen einladen dürfe. Verlegen und wahrscheinlich mit fadenscheinigen Ausflüchten gab ich ihm einen Korb. Die Reaktion liess nicht lange auf sich warten. Er rief mich in sein Büro und teilte mir mit, dass ich ab sofort freigestellt sei. Meine politische Gesinnung sei nicht zu verantworten in einem Betrieb, der für den Bund arbeite und in dem es um höchste Sicherheit gehe. Offensichtlich hatte er Informationen über mich eingeholt. Ich bekam ein gutes Arbeitszeugnis und den Lohn während der vertraglichen Kündigungszeit.

Volljährig und Existenzialistin

Ich war im Sommer zwanzig Jahre alt geworden und musste in diesem Jahr zum ersten Mal Steuern bezahlen. Es waren weniger als hundert Franken, doch die konnte ich nicht bezahlen und wurde vom Steuersekretär vorgeladen. Warum und wieso ich kein Geld habe, wollte er wissen. Er war nett und meinte zum Abschluss des Gesprächs, dass eine hübsche, junge Frau doch einen Freund habe, der ihr behilflich sein könnte. Meine unbeholfene Antwort war eine Mischung von Auflehnung und emanzipatorischem Aufbruch – es müsste doch möglich sein, die Steuern selber zu bezahlen.

Das waren aber eigentlich unwichtige Probleme verglichen mit denjenigen, die wir in unseren Diskussionen zu dieser Zeit wälzten. Als ich einmal zufällig in der Stadt unseren alten Chemielehrer von der Gewerbeschule antraf, lobte dieser mein Aussehen, sagte dann aber: «Es ist nur schade, dass Sie diesen schwarzen Chlülplisack tragen und dann diese schwarze Hose.»

Der Chlülplisack war ein Dufflecoat, ein Mantel aus schwerem Wollstoff. Und schwarz musste die ganze Bekleidung sowieso sein, denn damit drückten wir unsere Sympathie zum Existenzialismus aus. Wir lehnten die bürgerliche Lebensweise, die wir als «bourgeois» und verlogen empfanden, ab. Wir lasen Camus, Sartre, de Beauvoir und setzten uns mit dem existenzialistischen Menschenbild auseinander.

Der radikale Humanismus von Jean-Paul Sartre entsprach unserem Denken. Wir wollten selber verantwortlich sein für unser Handeln, unabhängig von fremden Mächten.

Uns jungen Frauen sprach natürlich vor allem Simone de Beauvoir mit ihrem Anspruch auf freie Selbstbestimmung der Frau aus dem Herzen. Im Bruch mit ihrem wohlhabenden, bürgerlichen Elternhaus – um an der Seite von Jean-Paul Sartre ein eigenständiges Frauenleben zu führen – verkörperte sie für uns den Aufstand gegen die verkrusteten, patriarchalen Strukturen.

Und dafür bewunderten wir sie. Später wurde sie mit ihrem Diktum, dass die Frau nicht als Frau geboren, sondern durch die historischen und gesellschaftlichen Bedingungen zur Frau gemacht werde, zum Idol der neuen Frauenbewegung. Damit brachte sie die Kritik an den patriarchalen Machtverhältnissen genial auf den Punkt.

Dass wir uns im Alltag mit diesem männlichen Denken mehr oder weniger arrangierten – kann frau sich das heute, fünfzig Jahre später, noch vorstellen? Aber so war es damals. Wir Frauen galten als das schwache Geschlecht und die Männer erlaubten sich, ihre Wertung lautstark zu äussern. Frauen, die sich für ihre Rechte wehrten und nicht dem üblichen Rollenverständnis entsprachen, wurden als Emanzen oder Mannsweiber betitelt und verachtet.

Meine schwierige berufliche Zeit fand ihren Abschluss erst 1953 nach der Heirat. Ich hatte nun meinen Ledigennamen abgelegt, was offensichtlich von Vorteil war. Im Hauptgebäude der Universität hing eine Karte am Anschlagbrett: Herr und Frau Professor Schwarzenbach suchten eine Halbtags-Assistentin. Ich bewarb mich und wurde eingestellt. Die Anstellung war allerdings befristet und die Entlohnung gering. Doch sie diente mir anschliessend als Referenz für eine Anstellung am Institut für Technische Physik der ETH. Dort arbeitete ich dann bis zu unserer Ausreise nach Brasilien im April 1955.

Vorerst aber kreuzte ich weisse und rote Primeln. Was dabei herauskam, bestätigte die Mendelschen Gesetze, welche erklären, wie die Vererbung von Merkmalen bei Lebewesen abläuft. Das emeritierte Professorenehepaar, das im Bereich Genetik forschte, war liebenswürdig und schätzte meinen Einsatz. Herr Professor war über achtzig Jahre alt, Frau Professor etwas jünger. Beide waren korpulent, er etwas kleiner und untersetzt, sie trug Hüte so gross wie Wagenräder. Allmorgendlich teilten sie mit mir ihr Znü nibrot, das sie mitbrachten. Mit Freude ging ich zur Arbeit in die grosse Studierstube

im ersten Stock über dem Zoologischen Museum, wo später zusätzliche Hörsäle eingebaut wurden. Vor dem Haupteingang der Universität gab es damals noch einen Garten, wohin ich Frau Professor täglich begleitete, um die weissen und roten Primeln zu pflücken, die wir für unsere Kreuzungsversuche brauchten.

Dass Frau Professor an meinem Wohl interessiert war, zeigt die folgende Geschichte: Ich war schwanger und beim Übergang der Schwangerschaft vom dritten in den vierten Monat begannen die Blutungen. Ich lag in der Frauenklinik und durfte nicht aufstehen, obwohl nach erfolgten Untersuchungen klar war, dass der Fötus abgestorben war. Gängige Praxis der Universitätsklinik zu jener Zeit war, der Natur ihren Lauf zu lassen und nicht einzugreifen, solange keine Gefahr auf eine Blutvergiftung bestand. Der Arzt auf der Station aber war der Meinung, dass ich mich bewegen sollte, damit ich den Fötus ausstossen könnte. Er riet Albi eines Abends, mich auf eigene Verantwortung in eine Woldecke zu packen und mit dem Taxi nachhause zu bringen.

Nun verbrachte ich den Tag allein in unserer Wohnung, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Eines Morgens stand ich, unschlüssig, was ich tun sollte, in der Badewanne und schaute dem herunterrinnenden Blut zu. Da ging die Wohnungstür auf, und herein segelte Frau Professor Schwarzenbach mit ihrem grossen Hut auf dem Kopf. Sie griff sofort zum Telefonhörer und rief die Ambulanz. Sie gab ihrem Erstaunen darüber Ausdruck, dass ich schwanger war. Sie sagte, sie hätte gedacht, ich sei emanzipiert. Es klang etwas vorwurfsvoll.

Eine Episode aus jener Zeit möchte ich nicht unterschlagen. Es geht um eine kurzfristige Anstellung im Metalllabor der Maschinenfabrik Oerlikon. Das muss im Winter 1952/53 vor meiner Heirat gewesen sein. Die Bedingungen waren miserabel und ebenso mein Einsatz. Täglich um sieben Uhr früh musste ich in Oerlikon am Häuschen des Pförtners vorbei, um auf das Gelände der MFO zu gelangen. Und

meistens war ich zu spät. Ich teilte das Labor mit einem vielleicht zehn Jahre älteren Assistenten, der mich knapp grüsste, aber sonst kaum ein Wort mit mir wechselte. Um den Hals trug er immer ein rotes Tüchlein, das wir Kommunisten damals «Kampftüchlein» nannten.

Ich fand den jungen Mann reichlich arrogant. Ich weiss nicht mehr, wie meine Anstellung endete, aber das Nachspiel mehr als zwanzig Jahre später ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. An einem Vortragsabend der Philosophischen Gesellschaft grüsste mich in der Pause ein älterer Herr. Die Hände auf dem Rücken schritt er im Kreuzgang des Grossmünsters auf und ab. Ich musste ihn kennen, wusste aber nicht, woher, und ein unangenehmes Gefühl beschlich mich. In der folgenden Nacht träumte ich, dass ich in die MFO wieder einmal zu spät zur Arbeit kam und im Labor der junge Mann stand, mit dem roten Tüchlein um den Hals. Als ich am anderen Morgen aufwachte, wusste ich, wer der ältere Herr war. An der nächsten Veranstaltung ging ich auf ihn zu und erfuhr auch seinen Namen: Ernst Erdös. Er erzählte mir, dass er damals oft den Vorwärts, die Zeitung der Partei der Arbeit, die ich auf dem Labortisch hatte liegen lassen, in einer Schublade habe verschwinden lassen. In der Folge entstand eine herzliche Freundschaft, die bis zu seinem Tode dauerte.

Ich machte Ernst mit Albi bekannt. Die Männer verstanden sich gut. Neben politischen Themen erörterten sie oft Probleme technischer Natur; es ging um Ernsts frühere Arbeiten in der metallurgischen Forschung. Sein Fachgebiet war die Spektografie, und er war ein anerkannter Fachmann für Fragen der Korrosion und des Korrosionsschutzes. Albis beruflicher Alltag betraf die Nutzbarmachung der erneuerbaren Energien wie Sonnenenergie und Erdwärme. Ernst wurde regelmässiger Gast an unserem Familientisch.

Neben Ernst, der jüdischer Abstammung war, hatten wir seit vielen Jahren zwei weitere jüdische Freunde: Hanna und Martin Frost.

Die beiden waren 1949, ein Jahr nach der Staatsgründung, nach Israel ausgewandert. Hanna hatte aus erster Ehe mit einem Schweizer einen Sohn und behielt ihre Wohnung in Zürich. Und so pendelten sie fortan zwischen Tel Aviv und Zürich hin und her. Wir schlossen Ernst in diese Freundschaft mit ein und erlebten interessante Gesprächsabende. Es ging regelmässig um die politische Lage in der Welt und um den Konflikt zwischen Israel und Palästina. Für Albi und mich waren diese Diskussionen mit den Freunden aus einem anderen politischen und kulturellen Umfeld eine grosse Bereicherung.

Martin Frost war deutscher Staatsbürger. Seine Eltern kamen im Konzentrationslager ums Leben. Martin lebte gerne in Israel, das er als seine Heimat empfand. Hanna hingegen blieb zusehends lieber in Zürich, nur noch ungern ging sie nach Tel Aviv. Sie nannte Martin den «wandernden Juden», weil es ihn wirklich nicht lange an einem Ort hielt. In Israel hatte er seine Freunde und dort war er am Puls des Geschehens. Martin war wie Ernst Jude und Sozialist. Sie verstanden sich gut und trafen sich wöchentlich zum Gespräch bei einer Tasse Kaffee. Nach dem Tod von Hanna, der einige Jahre zurückliegt, zog Martin in ein Altersheim in Tel Aviv. Dort lebt er nun – dreiundneunzig Jahre alt. Ab und zu ruft er mich an. Über Politik sprechen wir seit einigen Jahren nicht mehr.

Ernst Erdös wurde 1919 als Sohn jüdischer Eltern in Wien geboren, wo er nach dem Abitur das Studium der Chemie aufnahm. Im Juli 1938, nach dem «Anschluss» Österreichs an Nazi-Deutschland, kam er mit einer Aufenthaltsbewilligung zu Studienzwecken in die Schweiz. Seine Mutter blieb in Wien und wurde 1944 im Konzentrationslager in Auschwitz ermordet. Sein Vater überlebte den Krieg in Budapest. Ernst engagierte sich während seines Studiums an der ETH in der trotzkistischen Bewegung und wurde am 11. Juni 1940 in Zürich verhaftet. Dank dem Einsatz seines Anwaltes Veit Wyler wurde

er nach neunmonatiger Untersuchungshaft entlassen und im Jahr 1942 freigesprochen. Er trennte sich von der trotzkistischen Bewegung und trat der Sozialdemokratischen Partei bei.

Nach seiner frühzeitigen Pensionierung als Chemiker hatte Ernst 1981 aus Neigung und Interesse ein Studium in Philosophie und Geschichte begonnen. Er war sehr belesen, oft antwortete er mir in Zitaten, Heine war einer seiner bevorzugten Autoren, und die Gespräche mit ihm waren regelmässig eine Herausforderung. Bis zum Tag seines Todes arbeitete er an seiner Dissertation. Er war ein Student aus Leidenschaft. Wie Professor Helmut Holzhey in der Einleitung zu den Schriften aus dem Nachlass unter dem Titel: *Ernst Erdös. Der philosophische Forscher* schreibt, widmete er die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens ganz seinen philosophischen und historischen Studien. Er zeichnete sich dabei nicht nur durch gehaltvolle Referate aus, die Anerkennung fanden, sondern er war auch als Wissenschaftler und Mensch mit seiner Erfahrung und seinem Rat, den er verschwiegen erteilte, sehr beliebt. Die Vollendung seiner Dissertation über «Bürgerliche Gesellschaft und Sittlichkeit bei Hegel» wurde durch seinen plötzlichen Tod verhindert.

Sechs Jahre nach seinem Tod haben Leopold Kuhn und Peter A. Schmid die Schriften aus dem Nachlass von Ernst Erdös herausgegeben. Die Sammlung umfasst Arbeiten aus seinem unvollendeten Dissertationsprojekt und auch Beiträge, in denen er sich mit dem Judentum beschäftigte.

Die Freie Jugend

Am 10. November 1945 war auf kommunistische Initiative in London der Weltbund der Demokratischen Jugend gegründet worden. Es trafen sich 437 Delegierte und 148 Beobachter aus 63 Ländern. Beschlossen wurden die Grundrechte der Jugend: – Recht auf Arbeit, Ausbildung, Erholung und Erziehung,

- Gesundheitspflege,
- Gleichberechtigung der Geschlechter.

In London erfolgte die Planung der Weltjugendfestspiele. Das erste Festival fand 1947 in Prag statt, darauf folgte 1949 das zweite Treffen in Budapest. Für das dritte Weltjugendfestival in Ostberlin vom 5. bis 19. August 1951 wurde besonders geworben. Unter der Losung «Jugend – einig im Kampf für den Frieden – gegen die Gefahr eines neuen Weltkrieges» fand es in der Öffentlichkeit grosse Beachtung. In der Schweiz erhielt das Treffen ideelle Unterstützung durch ein Patronatskomitee mit namhaften Persönlichkeiten wie C.A. Loosli, Hermann Hesse, Adrien Turel, der Frauenrechtlerin Elisabeth Roten, Fritz Wartenweiler. Der Schweizer Künstler Hans Erni hatte für das Festival eigens ein Foulard kreiert. Für die Vorbereitungen wurden örtliche Festivalkomitees gegründet, eine rege Tätigkeit begann und die Freie Jugend erlebte eine Öffnung. Selbst der Bewegung nicht nahestehende Personen – damals vor allem Studenten – interessierten sich für eine Teilnahme an diesem Weltjugendtreffen in Berlin. Später bekannte Namen aus dem öffentlichen Leben wie Curt Gasteyer, Hans-Peter Meng und Richard Schwertfeger waren in den Komitees vertreten. Sei es aus Neugier, sei es aus einer gewissen Affinität zum Sozialismus, jedenfalls wollten sie mit eigenen Augen sehen, wie der sozialistische Weg der DDR aussah.

Als Vorbereitung zum Berliner Weltjugendfestival gründete die Freie Jugend Interessengruppen. Wir studierten Volkstänze ein und lernten Volkslieder. Die Schweizer Delegation wollte ihre Volkskultur nach Berlin mitbringen. Anlässlich einer Veranstaltung im Volkshaus warben wir für das kommende Festival. Es wurde ein russischer Farbfilm gezeigt, welcher für die rund vierhundert Besucher offensichtlich grosse Anziehungskraft hatte. Dann sprach Moumouni Abdou aus Dakar in Westafrika zu den Themen «So leben die Völker Afrikas» und «Vier Wochen im China Mao Tse Tungs». Der Auftritt

des Genossen aus Westafrika blieb auch der Bundespolizei nicht verborgen. Laut dem Bericht eines Spitzels waren die Schilderungen «hundertprozentig kommunistisch», er stellte sogar fest, dass dem Redner das Referat zu lang geraten sei. Nähere Angaben über den Referenten hätte er aber nicht einholen können, «da dieser an unserer Hotelkontrolle nicht in Erscheinung trat». Anzunehmen ist, dass unser Genosse aus Dakar bei Freunden ein Nachtlager erhalten hatte.

Euphorisch und voller Erwartungen reiste die Schweizer Delegation, darunter Albi, nach Berlin ab. Ich war nicht dabei, ohne finanzielle Reserven musste ich die Prioritäten anders setzen. Ich hatte mich bei den Vorbereitungen engagiert, jetzt freute ich mich auf die Erzählungen der Teilnehmer nach ihrer Rückkehr. Ein Festivalteilnehmer hat dann im *Volksrecht* über seine Erlebnisse berichtet: «Der Zug mit vierhundert jungen Menschen aus der ganzen Schweiz traf im sanktgallischen Grenzbahnhof Buchs ein. Doch statt der ordnungsgemässen Weiterfahrt nach Linz wurden dort die fünf Extrawagen abgekoppelt. Über Lautsprecher wurde bekannt gegeben, dass die Grenze zu Österreich für die Festivalteilnehmer gesperrt sei. An einer auf der Wiese neben dem Bahnhof Buchs abgehaltenen Vollversammlung beschlossen die Berlin-Fahrer auf ihre Reise nicht zu verzichten, sondern auf den nächsten fahrplanmässigen Zug nach Wien zu warten und allen Warnungen zum Trotz – über Lautsprecher wurde angekündigt, dass ein französisches Militärkommando in Bregenz bereitstünde – diesen Zug zu stürmen.» Das taten sie denn auch und setzten ihre Fahrt unbehelligt über Wien und Prag nach Ostberlin fort. Die Reiseroute durch die Ostzone wurde gewählt, da die Festivalteilnehmer in Westdeutschland blockiert worden wären.

Die meisten Teilnehmenden werden sich an diese abenteuerliche Reise erinnern. Bei ihrer Rückkehr wurde ihnen im Bahnhof Zürich-Enge ein spektakulärer Empfang bereitet. Es kam zu Handgreiflich-

keiten durch aufgehetzte Bürger, die die Ankommenden aus den Wagen zerrten. Das Klima hatte sich massiv verhärtet. Auf Kundgebungen an den Hochschulen profilierten sich die jungen Antikommunisten. Der damals dreiundzwanzigjährige Politologiestudent und spätere Leiter des antikommunistischen Ost-Instituts und SVP-Nationalrat Peter Sager brachte an einer Berner Demonstration diese Haltung auf den Punkt: «Was heute vor sich geht, ist nicht mehr die Auseinandersetzung zwischen zwei Systemen, sondern es ist ein Kampf des Bösen gegen das Gute.»

Das Festival selbst war ein durchschlagender Erfolg. Dies auch deshalb, weil junge, der FJ nicht nahestehende Personen daran teilgenommen hatten. Zurück in der Schweiz folgten Informationsveranstaltungen, die durchwegs gut besucht waren. Die Diskussionen dauerten über längere Zeit an, und die Aktivitäten gingen weiter.

Am 11. Januar 1954 wurde von Vertretern verschiedener Jugendorganisationen das Komitee für internationalen Jugendaustausch gegründet. Die Studenten Curt Gasteyger, Hans-Peter Meng und Richard Schwertfeger, die am Festival in Berlin teilgenommen hatten, nahmen Einsitz. Im August des gleichen Jahres beteiligten sie sich an der Reise in die Sowjetunion. Nach der Rückkehr der Delegation wurde anlässlich einer denkwürdigen Sitzung Gericht gehalten. Sitzungsleiter war Curt Gasteyger, und das erste Traktandum befasste sich mit der Entgegennahme des Reiseberichtes. Das Wort wurde dem Sekretär des Komitees, Richard Schwertfeger, gegeben. Dieser erläuterte die vielfältigen Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit der FJ und die von den Mitgliedern des Komitees geleisteten freiwilligen Arbeitsstunden. Curt Gasteyger, der die Sitzung souverän leitete, dankte Schwertfeger für die enorme Arbeit und bedauerte, dass der Erfolg in keinem Verhältnis zu der vom Komitee geleisteten Arbeit stehe. Er führte aus, dass die Schwierigkeiten zu achtzig Prozent

durch die FJ, beziehungsweise durch deren Sekretär Ueli Kägi, verursacht worden seien, der seinen Einfluss auf jede Art und Weise überproportional geltend machen wollte. Das sei ganz besonders bei den Vorbereitungen der Reise in die Sowjetunion der Fall gewesen. Die Zusammensetzung der Teilnehmerliste hätte zu nicht endenden Diskussionen geführt.

Zum Verlauf der Reise führte Reiseleiter Emil Greber aus, dass die Delegation während der dreiwöchigen Reise eine aussergewöhnliche Gastfreundschaft erlebt habe. Die Disziplin einzelner Teilnehmer aber habe leider sehr zu wünschen übrig gelassen. Der Kernpunkt der Sache sei folgender: Schwertfeger und ein Teilnehmer aus Schaffhausen waren anlässlich eines Banketts auf einer Kolchose in Armenien vom Tisch weggelaufen. Dies sei eine masslose Beleidigung der armenischen Gastgeber gewesen. Die beiden Männer hätten erklärt, dass ihnen die zu «dicken» Trinksprüche seitens des Leiters der schweizerischen Delegation zu viel geworden seien.

Zurück in Moskau habe sich die Delegation eines Morgens um neun Uhr zum Besuch eines Stahlwerks getroffen. Schwertfeger und der Teilnehmer aus Schaffhausen fehlten. Sie waren zur Schweizer Gesandtschaft gegangen. Nach ihren eigenen Aussagen haben sie sich dort von der Delegation distanziert und sich gerechtfertigt, dass sie überhaupt mitreisten.

Schwertfeger wollte sich nicht entschuldigen, weil es, wie er sagte, für sein Verhalten keine Entschuldigung gebe. Er bedauerte aber seine Handlungsweise ausserordentlich. Es war ihm auch klar, dass er im Komitee nicht mehr weiter mitarbeiten konnte. Doch er legte Wert darauf, am Plan, eine sowjetische Jugenddelegation in die Schweiz einzuladen, mitzuarbeiten. Zu diesem Zweck wolle er im Dachverband der sozialdemokratischen Jugendorganisationen weiter mitarbeiten.

Die Mitglieder des Komitees waren über Schwertfegers Verhalten empört. Die Kritik bezog sich auf das Verhalten den Gastgebern ge-

genüber. Und klar hatte die schweizerische Gesandtschaft in Moskau den Vorfall postwendend nach Zürich übermittelt, was die weitere Zusammenarbeit mit dem Komitee für internationalen Jugendaustausch gefährdete.

Es geht mir nicht darum, über Schwertfeger den Stab zu brechen. Denn wir in der FJ waren Sympathisanten gegenüber offen, wir fanden ihre Neugier und auch ihre persönlichen Ambitionen legitim. Nur erwarteten wir, dass sie sich auch an die geltenden Spielregeln hielten. Und dies unterliess Schwertfeger.

Curt Gasteyger gab aus zwei Gründen seinen Austritt aus dem Komitee bekannt. Zum einen, weil er mit den Leuten der FJ nie mehr Zusammenarbeiten würde, zum anderen, weil er im Oktober oder November die Schweiz verlasse. Er regte die Gründung eines neuen Komitees an und so wurde ein Ausschuss gebildet, bestehend aus folgenden Mitgliedern des Komitees: Hans-Peter Meng, Emil Greber, Werner Amrein und Otto Böni. Dieser Ausschuss übernahm die Aufgabe, ein neues Komitee ins Leben zu rufen.

Curt Gasteyger war später Professor für internationale Politik an der Universität Genf und kann heute auf eine brillante Karriere zurückblicken. Wie die NZZ anlässlich seines achtzigsten Geburtstages schrieb, trugen sein Humor und seine Begeisterungsfähigkeit dazu bei, schwierige Situationen gelassen zu überstehen. Hans-Peter Meng hat ebenfalls eine erfolgreiche berufliche Laufbahn hinter sich. Er war Informationschef bei Radio DRS. Später gründete er das Privatradio Z (heute Energy), den Konkurrenzsender zu Schawinskis Radio 24. Richard Schwertfeger arbeitete Teilzeit bei Radio DRS als Wirtschaftsjournalist und als Bundeshausredaktor. In einem Werbespot für das Fernsehen interviewte er den Fernsehdirektor und kam als «Diener zweier Herren» negativ in die Schlagzeilen.

Ein wichtiges Thema zu jener Zeit war die Fremdenlegion. An einer Versammlung der Freien Jugend hatten wir beschlossen, dem

Bundesrat einen Brief zu schreiben mit der Forderung, bei der französischen Regierung einen Verzicht auf die Anwerbung von Schweizer Bürgern zu erwirken. Ferner sei die unverzügliche Repatriierung aller schweizerischen Legionäre zu veranlassen und der Verherrlichung und Verharmlosung der französischen Fremdenlegion in Film, Radio und Literatur entgegenzuwirken.

Das Eidgenössische Politische Departement (das nachmalige Departement für Auswärtige Angelegenheiten) antwortete umgehend, dass die Schweiz ihre Bürger weder daran hindern könne, über ihr eigenes Schicksal zu entscheiden noch die Landesgrenzen zu überschreiten. Daher müsse sie sich in ihren Gegenmassnahmen auf Minderjährige beschränken, welche nicht die Einwilligung ihrer Eltern hätten. Des Weiteren würden sich die französischen Behörden trotz zahlreichen und energischen Interventionen seitens der Schweiz immer noch weigern, selbst jene jungen Schweizer freizulassen, die ihren Vertrag vor Erfüllung des zwanzigsten Altersjahres unterschrieben hätten. Und angesichts der Pressefreiheit, die in der Schweiz bestehe, sei es nicht möglich, Veröffentlichungen zu verbieten, die geeignet seien, gewisse junge Menschen zu verleiten, das Abenteuer ausserhalb der Grenzen zu suchen. Natürlich waren wir empört über die unbefriedigende Antwort und unsere geringen Möglichkeiten zur Einflussnahme.

Ein weiterer Schwerpunkt der FJ war der Kampf gegen die Spielsalons. Die Diskussion um die «echten» und die «falschen» Bedürfnisse erhielt viel Raum. Aus unserer Sicht dienten die Angebote in den Spielsalons nur dazu, den Jungen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Also musste Aufklärung betrieben werden gegen diese kapitalistischen Auswüchse. Der Kapitalismus war unser Feind – er war schuld an der «Entfremdung», die nicht aufzuheben war, denn alle waren wir ja gezwungen, entfremdete Arbeit zu leisten. Doch die Freizeit wollten wir nach eigenem Gutdünken bestimmen und gestalten.

ten, wir wollten uns nicht durch Konsumangebote vereinnahmen lassen.

Auch den vielen westdeutschen Zeitschriften in der Schweiz galt es eine Alternative entgegenzuhalten. Die Partei der Arbeit unterhielt den Literaturvertrieb, über den die russischen Klassiker sowie die neueste sozialistische Literatur erhältlich war. In der FJ bestimmten wir Literaturobleute, die verpflichtet waren die Neuerscheinungen zu lesen und an Literaturabenden die lesenswerten Bücher zu empfehlen. Allmonatlich erschien unser internes Mitteilungsblatt, der *Kurier*. Darin wurden die laufenden Aktivitäten sowie die Gruppenabende angekündigt. Im Frühjahr 1952 wurde in einer Nummer des *Kuriers* mitgeteilt, dass die Freie Jugend Zürich an Aktiven und Sympathisanten – eingerechnet die Bau- und Holzarbeiterjugend, die Stiftengruppe sowie die ihr nahestehende Unionsjugend und die Mitglieder der Jungnaturfreunde – ungefähr zweihundert Genossinnen und Genossen zählte. In Zürich existierten die Kreisgruppen 3, 4,9 und 11. Ferner gab es eine Gruppe in Horgen und eine starke FJ in Winterthur.

Ein wichtiger Teil der Arbeit in der FJ war die Herstellung und der Vertrieb der Zeitung *Jugend*, die von der eigens dafür gegründeten Genossenschaft Jugend besorgt wurde. Anfang der Fünfzigerjahre erschien sie in einer monatlichen Auflage von 2800 bis 3'000 Exemplaren. Die Produktion dieser Zeitung war immer mit grossem Einsatz verbunden. Albi als Präsident der Freien Jugend Zürich war auch in der Zeitungsgruppe aktiv, und oft war eine Freinacht nötig, bis alle Beiträge zusammen waren und die Zeitung bereit war für den Druck. Vielfältig waren die Themen, die bearbeitet wurden: Aus der März-Nummer 1952 geht hervor, dass wir 8'000 Unterschriften für eine Mindestentschädigung der Lehrlinge während der Ferien gesammelt hatten. Wir forderten fünf bis sieben Franken pro Ferientag. Mit knapper Mehrheit beschloss dann der Verein Ferien und Freizeit, der

Dachverband der Jugendorganisationen, dem wir angeschlossen waren, die Unterschriften dem Kantonsrat nicht zu überreichen. Es war unterdessen ein Lehrlingsgesetz in Bearbeitung, und einige befürchteten, dass dieses durch eine linke Petition gefährdet werden könnte.

Im Herbst 1952, als der Stockholmer Appell gegen die Atomwaffen noch in aller Leute Mund war, hatte die Redaktion der *Jugend* eine Umfrage gestartet. Sie war an verschiedene Persönlichkeiten des politischen Lebens gelangt mit der Frage: «Was muss die Schweiz Ihrer Meinung nach für den Frieden tun?» Das Echo war eher schwach. Verschiedene Interessierte waren offensichtlich gewarnt worden und wollten sich nicht mehr exponieren. Auf alle Anfragen erfolgten Absagen.

Ich erinnere mich an Kurt Bosshard, den Sohn von PdA-Genossen, der eine Druckerei, die Bosssdruck, gegründet hatte. Er wurde sogar in der *Schweizer Illustrierten* als Beispiel eines jugendlichen Aufsteigers porträtiert und als unternehmerisches Vorbild dargestellt. Er war Sympathisant und uns wohlgesinnt. Zu günstigen Bedingungen druckte er allmonatlich unsere Zeitung und war auch immer bereit, auf die Bezahlung der Druckkosten zu warten. Den Verkauf der Zeitung – fünfzig Rappen kostete ein Exemplar – organisierten wir oftmals als Wettbewerb. Freiwillig konnte man sich verpflichten, eine bestimmte Anzahl Zeitungen zu verkaufen. Aber drücken konnte sich niemand, eine Mindestzahl musste jedes FJ-Mitglied absetzen.

Wir verkauften die *Jugend* auf der Strasse an Passanten. Ich war oft abends vor den Sitzungen unterwegs, in der Regel rund um den Helvetiaplatz. Viele Leute waren durch unsere Initiative beeindruckt und machten gerne ein Füzgerli locker. Natürlich war dieser Strassenverkauf offiziell nicht bewilligt. Doch mir machte es Spass und die Gespräche mit den Menschen auf der Strasse motivierten mich. Im Juli 1953 mussten wir die *Jugend* wegen finanziellen Schwierigkeiten einstellen und die Genossenschaft Jugend auflösen.

Bei einem Wettbewerb war ich als beste Verkäuferin ausgezeichnet worden. Ich hatte während weniger Monate über achthundert Exemplare unserer Zeitung verkauft. Als Belohnung winkte eine Einladung der Freien Deutschen Jugend in die DDR. Mit anderen Jugendgenossen aus der Schweiz fuhr ich im Sommer 1952 für drei Wochen in den Sozialismus – in ein internationales Zeltlager am Müggelsee, im Osten von Berlin. Jede Nation hatte ihr eigenes Zelt. Für die Mahlzeiten erhielten wir Gutscheine – vor dem Hauptgang gab es süsse Suppen: Heidelbeeren oder andere Früchte in Milch, was ich sehr gerne mochte. In einem riesig grossen Zelt konnte man sich jederzeit verpflegen und auch Kontakte mit Genossinnen und Genossen anderer Nationen knüpfen. Abends führten die anwesenden Gruppen ihre Volkstänze auf, Chöre sangen ihre einstudierten Lieder, es fanden kulturelle Veranstaltungen und Filmvorführungen statt. Viele Sprachen verstanden wir nicht, doch die Stimmung war geprägt durch internationale Einheit und Freundschaft.

Tagsüber wurden in den verschiedensten Sportarten Wettkämpfe organisiert, und am Ufer des Müggelsees lagen Pédalos und Ruder-schiffe bereit, die wir jederzeit benutzen konnten. Auf Lastwagen fuhren wir nach Berlin auf das riesige Baugelände, wo die zukünftige Stalinallee im Entstehen war. Die war die grosse Verheissung auf Wohnkomfort für alle. Junge, fröhliche FDJlerinnen fuhren die Lastwagen und verrichteten gleich den jungen Männern jegliche Arbeiten auf der Baustelle. Nicht dass ich das im Sinne der Gleichberechtigung angestrebt hätte, doch die herrschende Aufbruchstimmung verfehlte ihre Wirkung auf uns nicht.

Unter uns Schweizern hatten wir heisse Diskussionen. Hansjörg Braunschweig, der spätere SP-Nationalrat und Zürcher Amtsvormund, war Pazifist und als Vertreter des Schweizerischen Friedensrates in der Delegation mit dabei. Er interessierte sich für den religiösen Dialog, der in der Schweiz von Konrad Farner und Kurt Marti öf-

fentlich geführt wurde. Gegenstand der Gespräche waren die Gemeinsamkeiten des Urchristentums und des Kommunismus – der paradiesische Zustand und der Weg dorthin. Hansjörg war ein charismatischer Typ. Er hatte eine sozialistische Utopie, die er auch lebte. Wie er mir sagte – ich lernte ihn später als Präsidenten der Kantonalpartei der Sozialdemokraten besser kennen –, sei er schon damals skeptisch gewesen. Von mir konnte ich das nicht sagen. Ich tauchte ein in die sozialistische Utopie und hatte keine Zweifel, dass hier unter dem Motto «Vorwärts, junge Garde für Frieden, Demokratie und Sozialismus» eine neue Gesellschaft geboren wurde.

Wie der Schriftsteller Hans Mayer es sah, verstand sich die DDR damals durchaus als demokratische und antifaschistische Alternative zum westlichen Kapitalismus. Auch die Blauhemden der Freien Deutschen Jugend seien am Turmbau von Babel beteiligt gewesen – «damals, zwischen 1947 und 1950, als alles noch möglich zu sein schien». In den ersten Jahren nach der Gründung der Organisation, so Mayer, seien der Freien Deutschen Jugend als junger «selbständiger, potenter, kritischer Gemeinschaft aller Deutschen alle Möglichkeiten offengestanden». In seinem Buch *Der Turm von Babel* schrieb er: «Es ist eine Legende, dass die FDJ bereits in ihren Anfängen ein blosser Abklatsch gewesen sei des Komsomol, also des Stalinismus.» Dass die Freie Deutsche Jugend ihre Unabhängigkeit verlor, sah er im Zusammenhang mit dem Verbot der Kommunistischen Partei in Westdeutschland. Solange die KPD noch eine legale Partei gewesen sei, habe die Losung der DDR-Regierung gelautet «Deutsche an einen Tisch».

Obwohl es uns von der Freien Jugend der Schweiz damals wichtig war, eine unabhängige Organisation zu sein, hatten wir eine starke Affinität zu den Blauhemden der FDJ entwickelt. In Anlehnung an die Freie Deutsche Jugend erlebten wir so die Verbundenheit mit der internationalen sozialistischen Bewegung der Nachkriegszeit. Mit

dieser pflegte die FJ Freundschaft, Solidarität und Austausch. War das verwunderlich? Die Freie Jugend war 1944 neu gegründet worden und hatte in einem Programm realistische Forderungen festgelegt, zum Beispiel drei Wochen Ferien für die jungen Arbeiter oder freien Zugang zu den von den Jugendlichen gewählten Studiengängen dank Beiträgen an die Ausbildung und an die Lebenskosten. Ferner wurden für jeden Jugendlichen eine Beschäftigung und ein Mindesteinkommen gefordert. Durch organisierte Ausflüge, Ferienlager und Jugendherbergen sollte den jungen Schweizern ermöglicht werden, ihr Land besser kennen und lieben zu lernen.

Krise in der Freien Jugend

Im Laufe des Jahres 1952 kam es innerhalb der Freien Jugend zu Konflikten, die sich zusehends zuspitzten. Verschiedene Gruppen funktionierten teilweise eigenständig und hatten nur noch lockeren Kontakt zum Vorstand der FJ. Insbesondere die Gruppe 11 führte ein Eigenleben, das intern wiederholt zu Kritik Anlass gab. In einem Protokoll dieser Gruppe, die sich auch Ping-Pong-Gruppe nannte, stand damals: «Fast alle Sitzungen in der FJ waren in letzter Zeit angefüllt mit für uns alle unangenehmen Debatten. Doch an einer geschäftlichen Sitzung, die nur 50 Minuten dauerte, wurden wir uns einig über unsere nächsten Aufgaben, stellten ein Programm auf und wählten erst noch ein Kollektiv, das mit unserem Obmann Scheffi (Walter Schefer) für die nächste Zeit die Verantwortung für die Gruppe tragen soll.»

Für die meisten Mitglieder der FJ war diese politisch offene Situation durchaus akzeptabel. Doch die zunehmenden Spannungen waren irritierend. Es häuften sich die Fragen um Strategien und Formen der Organisation. Es war klar, dass wir als Avantgarde für eine bessere Gesellschaft unseren Einfluss in allen uns nahestehenden Gruppen geltend machten, doch im Vordergrund stand nicht die Stra-

tegie und die politische Ideologie. Das aktive Zusammensein im Kreis von Gleichgesinnten war für die meisten von uns das Wichtigste. Wir lebten die Bedürfnisse einer Jugendorganisation in einem demokratischen Land. Denkbar, dass wir den Überblick nicht optimal hatten und die Tätigkeiten eine eigene Dynamik annahmen. Möglich war aber auch, dass ein politisch rauer Wind vom Osten her wehte, den wir so nicht wahrnahmen und deshalb die politischen Rahmenbedingungen ignorierten.

An den Funktionärssitzungen nahmen die Spannungen zu; eine moralisch rigide, nahezu inquisitorische Stimmung kam auf. Eines Tages erklärte «Möwe», die eigentlich Emma hiess, dass sie keine neuen Funktionen übernehmen könne, sie erwarte ein Kind. Unter den Genossen herrschte betretene Stille. In der Luft lag der unausgesprochene Vorwurf: «Wie kann man schwanger werden, wo doch die Revolution vor der Tür steht!» Irgendwann – das mochte schon früher gewesen sein – wurde bekannt, dass Marinka von Friedel ein Kind erwartete und dass sie heiraten würden... Die Schwächung des Kerns der F J war zu befürchten. Alle waren wir gefordert, Stellung zu beziehen, Partei zu nehmen. Das Persönliche musste dem Politischen untergeordnet werden, es ging um «die Sache». Nicht alle FJler hatten übrigens einen Übernamen – nur jene, die keinen Schweizer Pass besaßen. Von einigen kannte man den richtigen Namen gar nicht. So hatte auch ich keinen Übernamen, dennoch hiess es in den Fichen der Bundespolizei: «Spitzname Vreni».

Ueli Kägi war als Sekretär der FJS die «graue Eminenz» und zog die Fäden. Er war mir nicht unsympathisch, eher fremd. Er sprach jeweils mit leiser Stimme, er stellte fest und immer auch richtig. Sein sektiererisches Verhalten wurde kontrastiert durch die extravertierte und gesellige Art seiner Frau Christine Anderfuhren. Es bildeten sich Fraktionen. Die einen, die hinter Kägi standen, wollten eine rigide, eng an der PdA und an Stalin orientierte Politik. Wir anderen vertra-

ten eine offene, liberale Jugendpolitik und lehnten das Diktat der Partei ab. Trotz politischer Schulung und einem inzwischen «höheren» Bewusstsein hatte ich den Durchblick nicht. Wenn Albi als Leiter der Zürcher Sektion von den Sitzungen mit Ueli Kägi und Claude Elia, dem Leiter der Genfer Sektion, zurückkam und von den zermürbenden Diskussionen erzählte, neigte ich immer wieder dazu, die Gründe für die Zerwürfnisse vor allem in den zwischenmenschlichen Rivalitäten der Personen zu suchen.

André Räuber thematisiert in seinem Buch *Formierter Widerstand* die Jugendfrage bei den Kommunisten. Für die PdA sei diese zunehmend zu einem Problem geworden. Als Folge des Kalten Krieges sei es zu verstärkten internationalen und ideologischen Kontroversen gekommen. Die PdAS wie auch die FJS hätten mit starkem Misstrauen zu kämpfen gehabt und die immer engere stalinistische Ausrichtung Moskaus habe dazu geführt, dass sich viele Sympathisierende abwandten. Diese verstärkte Einflussnahme Moskaus, das auch die Infrastruktur der Partei der Arbeit finanzierte, führte zu einem veränderten politischen Klima. «Die Partei der Arbeit befand sich zwischen dem Hammer des Antikommunismus und der Sichel des Stalinismus», schloss Räuber folgerichtig.

Die Annäherung der Schweiz nach dem Krieg an die internationale Staatengemeinschaft hatte zur Folge, dass sie ihre Neutralität neu überdenken musste. Unter Aussenminister Max Petitpierre wurde das Dreigestirn «Neutralität, Solidarität und Universalität» zum Leitbild der schweizerischen Aussenpolitik. Die internationale Entwicklung und der aufkommende Kalte Krieg hatten eine zunehmende Ausrichtung der Partei der Arbeit der Schweiz in Richtung Moskau bewirkt und auf dem vierten Parteitag 1949 in Basel war die stalinistische Ausrichtung klar geworden. Die Frage der Neutralität war fortan innerhalb der Partei ein Kernstreitpunkt. Es standen sich Realisten und

Dogmatiker gegenüber. Splittergruppen und Andersdenkenden wurde mangelnde Treue zur parteipolitischen Linie vorgeworfen. Es kam zu Ausschlüssen aus der Partei.

Vor diesem politischen Hintergrund wird auch die Situation innerhalb der FJ verständlich. Dass Ueli Kägi ein Hardliner war, hätten wir aus seiner persönlichen Entwicklung eigentlich schon damals ableiten können. In seinem Buch *Wider den Strom. Vom Kommunismus zur sozialen Demokratie* lieferte Kägi 1972 dazu einen erhellenden Beitrag zur Klärung der desolaten Situation innerhalb der FJ zu jener Zeit. Nach der Ablösung von seinem kleinbürgerlichen Elternhaus – «Man zieht gewissermassen mit Sack und Seele um [...] die Partei ersetzt Eltern und Kirche» – war er aktiv in der kommunistischen Jugendorganisation Sozialistische Jugend, damals unter der Parteileitung von Jules Humbert-Droz. Nach dem Verbot der Sozialistischen Jugend 1940 ging die Tätigkeit im Untergrund weiter. Bei einer Zimmerdurchsuchung fand die Polizei belastendes Material und verhaftete Kägi. Während der Untersuchungshaft wurde er zum Idol der linken Jugend, und fortan umgab ihn die Aura des Märtyrers. Bei der Gründung der Freien Jugend Schweiz an Pfingsten 1944 wurde Ueli Kägi in Abwesenheit zum Präsidenten gewählt und nach seiner Freilassung von der Partei zum vollamtlichen Jugendsekretär ernannt – mit einer bescheidenen monatlichen Besoldung von dreihundert Franken, die nur knapp für den Lebensunterhalt reichte.

In seinem Buch schreibt Kägi, wie er immer wieder sein persönliches Gewissen dem Parteigewissen unterordnete und zu einem kleinen «Apparatschik» wurde. «So klatschte auch ich in der Partei Ausschlüssen Beifall, deren Notwendigkeit ich keinesfalls einzusehen vermochte, und praktizierte in der Jugend selbst eine Menge von Ausschlüssen ‚trotzkistischer‘ und anderer Abweichler – persönlich durchaus lebenswerter und integrier Genossen –, denen nichts weiter geschah, als dass viele von ihnen zutiefst verletzt oder gar gebrochen

wurden. So hielt ich die Freie Jugend rein – und klein.»

An einem Sonntag Anfang November 1952 nahmen Albi und ich an einer ganztägigen Sitzung zwischen dem Zentralvorstand der Freien Jugend Schweiz und dem Politischen Büro der Partei der Arbeit Schweiz teil. Unter der Leitung des Parteipräsidenten Edgar Woog, «Genosse Ecki» genannt, wurden Aufgaben und Organisation der FJS diskutiert. Einleitend stellte Woog fest, dass die Freie Jugend eine selbständige Organisation sei und keine Unterabteilung der Partei. Er betonte jedoch, dass zwischen der Jugend und der Partei eine enge Verbindung bestehen müsse. Und deshalb wären sie – die Parteileitung – der Auffassung, dass sie als Partei besonders bei auftretenden Schwierigkeiten eingreifen und die nötigen Fragen besprechen müssten.

In der Folge wurden Statements abgegeben, die aufzeigen sollten, wie die Freie Jugend zu funktionieren habe, und letztlich wurden die anstehenden Konflikte auf Organisationsformen reduziert. Zur Lösung schlug Genosse Ecki ein Aktions- und Tätigkeitsprogramm vor, das gemeinsam mit dem Politbüro der PdA ausgearbeitet werden sollte. Er verhehlte nicht, dass die Parteileitung gewillt sei mit den internen Zersetzungstendenzen in der FJS Schluss zu machen, so wie man dies auch in der PdA getan habe. Damit sprach er die verschiedenen Differenzen innerhalb der Partei und die erfolgten Ausschlüsse an, nach denen sich viele Mitglieder und Sympathisanten von der Partei distanziert hatten.

Der Konflikt, der hier schwelte, war eigentlich schon bei der Gründung der PdAS im Oktober 1944 angelegt. Ursprünglich sollte die Partei der Arbeit nicht eine Nachfolgepartei der früheren Kommunistischen Partei sein, sondern eine Volksorganisation, die eine «authentische antikapitalistische Politik auf der Grundlage einer demokratischen und unabhängigen Schweiz» betreibt. Diese Vorstellung fand damals in der Bevölkerung Anklang und bescherte der neu gegründeten Partei grossen Zulauf.

Bedingt durch die internationale Entwicklung und den Beginn des Kalten Krieges wurde die Linke wieder auf sich selbst zurückgeworfen und wandte sich erneut und sogar verstärkt dem sozialistischen Lager und der Sowjetunion zu.

An dieser Tagung kam Woog auf die verschiedenen FJ-Gruppen wie die Ping-Pong-Gruppe, die Tanzgruppe und den Jugendchor zu sprechen. Er bestätigte, dass über die Freizeitgestaltung gewisse Erfolge zu verzeichnen seien, dass politisch und weltanschaulich Andersgesinnte hätten gewonnen werden können. Gleichzeitig sah er aber die Gefahr, dass die ideologische Bildung von den verschiedenen Gruppeninteressen in den Hintergrund gedrängt werden könnte. Er gab der Hoffnung Ausdruck, dass man nun einmal offen miteinander spreche, denn so wie Genosse Kägi schreibe, sei die Atmosphäre ganz vergiftet und es drohe zu einem Krach zwischen PdA und FJ zu kommen. Zu reden gab auch die zunehmende Überalterung in der FJ. Die Absicht der Parteileitung, unsere Jugendorganisation als ihren Nachwuchs heranzuziehen, war offensichtlich. Dazu brauchte es die linientreuen Stalinisten, die in der FJ den Ton angaben.

Edgar Woog schätzten wir damals als liebenswürdigen Menschen. Ich erinnere mich, wie er zu einer Funktionärsversammlung erschienen war, um uns, wie er sagte, zu helfen, die Krise zu meistern. Der Abend verlief allerdings ergebnislos, da sich niemand zu den Ausführungen von Genosse Ecki äusserte und die Probleme nicht auf den Tisch kamen. Der Grund war wohl auch, dass nur wenige verstanden, um was es eigentlich ging. Was als Streit um Methoden und Arbeitsformen ausgetragen wurde, war für uns kein echter Konflikt – lediglich eine Formfrage, konstruiert durch einzelne Genossen beziehungsweise die Parteileitung, die befürchtete, ihre Kontrolle nicht mehr ausüben zu können. Man befolgte eine Strategie der Verschiebung auf eine andere Ebene. Und das hatte Methode. Denn oberste Priorität hatte die «allgemeine ideologische Bildung». Und die war

gefährdet. Nur wurde das nicht thematisiert. Über Organisationsformen wurde versucht, die Ideologie zu bestimmen.

Im März 1953 wurde der bisherige Vorstand der Freien Jugend Zürich anlässlich einer Jahresversammlung im Colosseum beim Bezirksgebäude bestätigt. Doch die Einmischungen der Parteileitung lähmten die Arbeit immer mehr und vergällten uns die Freude daran. Nutzlose Diskussionen, die keine Lösungen brachten, nahmen überhand. Dass die meisten von uns die Bedeutung und Tragweite der politischen Konsequenzen nicht sehen konnten, hatte mit unserem jugendlichen Alter und einer gewissen politischen Naivität zu tun. Wir waren den älteren Genossen freundschaftlich verbunden und wir vertrauten ihnen durchaus. Dass es aber gäerte in unseren Reihen, war nun offensichtlich.

Am 5. März 1953 starb Stalin. Sein Tod löste Bestürzung und teilweise auch Trauer aus. In einer Sitzung machte Ueli Kägi den Vorschlag, zu Ehren Stalins einen Zeitungswettbewerb unter dem Namen «Stalin-Aufgebot» zu starten. Dieser Vorschlag führte zu einer heftigen Grundsatzdebatte. Die Mehrheit der FJler waren gegen diesen Personenkult, aber Ueli Kägi hatte Mühe, diese Haltung zu akzeptieren. Er machte sich an die Erarbeitung eines Resolutionsentwurfs, den er an der Sitzung des Zentralvorstandes der FJS einreichen wollte. Für mich persönlich war der Name Stalin ursprünglich verbunden mit der Kollektivierung der Landwirtschaft, der Mechanisierung und dem Fünfjahresplan. Das waren Neuerungen gewesen, die einen echten Fortschritt versprochen. Dass damit unendliche Menschenopfer verbunden waren, taten wir damals als antikommunistische Propaganda ab. Ausserdem hatte die Sowjetunion unter Stalin den entscheidenden Beitrag zum Sieg über Nazideutschland geleistet.

Anlässlich der Sitzung des Zentralvorstandes der Freien Jugend der Schweiz in Biel hielt Ueli Kägi am 15. März eine Gedenkansprache zum Tod des Genossen J. W. Stalin. Dann wurde die Tagesordnung bekannt gegeben. Traktandum 1 hiess: «Die Aufgaben der FJS

nach dem Tode des Genossen J.W. Stalin: Durchführung einer Werbe- und Aufklärungsaktion – Stalin-Aufgebot.»

Der Resolutionsentwurf war ein Loblied auf den Genossen Stalin, «den Führer des Weltfriedenslagers, den besten Freund und Lehrer der Jugend aller Länder». Die Diskussion dauerte drei Stunden. Die welschen Teilnehmer vertraten den Standpunkt, die FJS solle vom Tode des Genossen Stalin durch eine interne Erklärung Kenntnis nehmen; sie solle aber diesen Tod nicht mit einer Werbeaktion zur Gewinnung neuer Mitglieder und Sympathisanten und einer Geldsamm- lung verquicken. Der Delegierte der Sektion Lausanne erklärte, man könnte meinen, dass man sich inmitten einer Sitzung der PdA-Partei- leitung befinde; der Vertreter der Bieler Delegation bezweifelte, dass der Tod Stalins der richtige Anlass zur Verbreiterung der FJ-Basis sei, die Auffassung der Deutschschweizer bezeichnete er als sektie- rerisch. Albi, der zur Delegation der Deutschschweizer gehörte, un- terstützte die Haltung der Romands und ging mit ihnen einig, dass das Zentralkomitee von Zeit zu Zeit zur politischen Linie der Organisa- tion Stellung nehmen müsse. Ein Genosse aus Basel, der zu schlichen versuchte, meinte, die Aussprache sei fruchtbar gewesen, aber eine Spaltung des Zentralvorstandes der FJS dürfe niemals geduldet werden.

Ueli Kägi schwenkte ein. Die Resolution wurde umformuliert, an- stelle des «Stalin-Aufgebotes» hiess es nun Werbekampagne, und nach weiteren textlichen Änderungen wurde die Resolution ange- nommen.

Als Stalins Säuberungsterror bekannt wurde – die Tatsache, dass seit dreissig Jahren Arbeitslager existierten –, war die Reaktion Un- gläubigkeit, Ratlosigkeit und Verzweiflung, auch bewusste Verleug- nung. In der Partei der Arbeit und auch in der Freien Jugend entstan- den heftige Turbulenzen. Die grosse Mehrheit der Parteimitglieder aber arrangierte sich mit dem Konflikt, denn ihnen war die Partei Hei-

mat und Geborgenheit, die sie nicht aufgeben wollten. Es gab aber auch die offenen Verteidiger von Stalins Politik und der Sowjetunion, wie zum Beispiel den Berner Schriftsteller und Kulturhistoriker Hans Mühlestein. Vor der Sektion des Weltbundes der Schriftsteller zur Verteidigung der Kultur hielt er einen Vortrag und übernahm das gängige Schema, wonach «die sowjetische Justiz einer Verschwörung» auf die Spur gekommen sei. Seinem entschiedenen Widersacher Rudolf Jakob Humm warf er «falschen Sentimentalismus» vor.

Und dann kam der 17. Juni 1953. Sowjetische Panzer fuhren in Berlin ein und wälzten den Aufstand nieder. Wir in der FJ waren erschüttert und verurteilten den Einmarsch. Über die internen Verhältnisse der DDR waren wir schlecht informiert. Was wir wussten, war aus den Zeitungen und vom Hörensagen. Albi war im Sommer 1951 an den Weltjugendspielen in Berlin gewesen, ich ein Jahr später im Zeltlager am Müggelsee. Nun versuchten wir uns ein Bild zu machen. Es gab kaum konstruktive Gespräche, wir wussten zu wenig. Aber trotzdem: Den sowjetischen Einmarsch verurteilten wir.

Hans Mayer schreibt in seinen *Erinnerungen an eine Deutsche Demokratische Republik*: «Die wirkliche Basis der Volksbewegung vom 17. Juni war relativ schwach, sie war eher diffus, von aller Eindeutigkeit entfernt.» Die ökonomischen Umstände wären der Anlass zum Volksaufstand gewesen. Aber durch den Einmarsch der Sowjettuppen hätte das Ganze ein anderes Gewicht bekommen. Hans Mayer wirft dem damaligen Politbüro der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) «Sterilität und dünnkelhafte Borniertheit» vor. Doch Stalins Politik hatte lange Arme – seine Paranoia blieb nicht ohne Einfluss auf die Politveteranen der DDR. Überall waren Feinde, die es zu erschiessen oder zu erhängen galt.

Unsere Solidarität wurde arg strapaziert. Wir konnten die Haltung der Parteileitung nicht akzeptieren. Allmählich wurde die Kluft klar:

Es gab einen Kreis von Eingeschworenen, die sich um Kägi gruppieren und dessen rigide – heute muss ich sagen stalinistische – Meinung teilen. Die Mehrheit aber distanzierte sich von dieser sektiererischen Haltung.

Am 25. Januar 1954 wurde an der entscheidenden Sitzung der Parteileitung Klartext gesprochen. Ueli Kägi als schweizerischer Jugendsekretär und Albi Siegrist als Präsident der Freien Jugend Zürich waren eingeladen.

Das vorliegende Protokoll der Bundespolizei ist ein Wortprotokoll, womit sich das teilweise kuriose Deutsch erklärt. Leider lässt sich der Ort, an dem die Sitzung stattgefunden hat, nicht ermitteln. Offensichtlich war eine Abhörvorrichtung installiert.

Laut diesem Protokoll stand wieder die Jugendfrage im Zentrum. Jakob Lechleiter, der Sekretär der PdA, führte aus, dass es um die Auflösung der Gruppe 11 (Ping-Pong-Gruppe) gehe, die immer noch ihr Eigenleben führe. Dann stelle sich auch die Frage, was mit dem Genossen Albi Siegrist, dem bisherigen Präsidenten, zu geschehen habe. «Auf der einen Seite sei zu sagen, dass in Bezug auf die Beurteilung, eine solche Gruppe zu schaffen, die Einschätzung des Genossen Siegrist richtig war. Sein Verhalten aber dem Beschluss der Partei gegenüber, zur Auflösung der Gruppe, wie er darauf reagierte, war zweifellos nicht richtig, indem er einfach das Präsidium hinwarf.»

Die Fronten zwischen der Parteileitung und der Mehrheit der FJler hatten sich verhärtet. Für Albi ging es nicht nur um die Auflösung der Gruppe 11. Er hatte sich dem Diktat der Parteileitung widersetzt und ein basisdemokratisches Vorgehen vertreten, bei dem die Mitglieder in die Meinungsbildung einbezogen worden wären. Woog erklärte, dass Siegrist konkrete Vorschläge nicht befolgt habe und alles immer besser wissen wolle. Ueli Kägi war in allen Punkten mit der Parteileitung einig.

Woog hielt das Schlusswort: «Seit Jahren habe man diese Schwierigkeiten zwischen den Welschen und den Deutschschweizern. Jetzt

habe man wieder ein Beispiel dafür, dass die Auffassung der Genfer falsch sei. In Zürich sei man viel zu weit gegangen um Mitglieder und Freunde zu finden. Mit Fussball und Schachspielen sei es nicht getan. Das Politbüro habe eingreifen müssen. Und so habe man Siegrist absetzen müssen.» Pathetisch habe er, immer gemäss Bupo-Protokoll, ausgerufen: «Wer hat die Verantwortung für die Delegationen? Die Partei! Wer trägt die Verantwortung für die Freie Jugend? Die Partei!»

Alles in allem war es zu viel der Rhetorik und der Unwahrheiten. Es war nicht so, dass Siegrist abgesetzt worden war – auch hatte er nicht «den Bettel hingeworfen», wie es in einem der Voten hiess. Er hatte sich lediglich der Meinung der Parteileitung und des Jugendsekretärs widersetzt, und dann, als das Mass voll war, den Rücktritt gegeben.

Die Zustände innerhalb der FJ waren unhaltbar geworden. Die Diskussionen waren Ausdruck der desolaten Stimmung, die sich ausgebreitet hatte. Albi hatte seine Funktion als Leiter der Zürcher Sektion offiziell niedergelegt. Nur noch selten gingen wir an die Sitzungen, die von immer weniger Mitgliedern besucht wurden. Wir lösten uns aus dem Gefüge unserer langjährigen Beziehungen in der FJ. Diese Ablösung aus dem Kollektiv war ein langer und schmerzhafter Prozess. Wir spürten den Verlust – vorbei war es mit dem Eingebettetsein in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten. Nur mit wenigen Genossen war das offene Gespräch über die Zustände noch möglich. Es gab lauter Fragen und keine befriedigenden Antworten. Vorherrschend war Verunsicherung, Ratlosigkeit. Das dauernde Hinterfragen war anstrengend und in gewissem Sinne auch zerstörerisch für das noch spärlich funktionierende Gemeinschaftsleben. Letztlich blieben nur noch Abgrenzung und Rückzug.

Albi und ich waren nun plötzlich freigestellt und hatten in der Bewegung keine praktischen Aufgaben mehr. Wir mussten keine Veranstaltungen mehr organisieren, auch keine Themen vorbereiten für

die wöchentlichen Gruppenabende oder die vierzehntäglichen Funktionärsversammlungen. Ich staunte, wie viel freie Zeit ich nun neben der Arbeit hatte. Zeit um die Kleider in Ordnung zu bringen, ab und zu etwas zu waschen und zu flicken. Albi wälzte nicht mehr bis spät in die Nacht dicke Klassiker. Wir hatten mehr Zeit füreinander und mehr Zeit zum Diskutieren. Es war aber nicht so, dass wir die neu gewonnene Freiheit hätten geniessen können. Mit Mühe vollzogen wir den Rückzug ins Private und begannen uns neu auszurichten.

Einige Genossen hatten zu Beginn des Jahres als Ersatz für die bisherigen kulturellen Aktivitäten in der Freien Jugend Sophia, den Club für Wissen und Freizeit gegründet. Die Kulturabende von Sophia waren ein Hit. Präsident Otto Böni, der spätere langjährige Sekretär des Schweizerischen Schriftstellerverbandes, pflegte den Kontakt mit Kulturschaffenden und verstand es, namhafte Referenten zu gewinnen. Es waren interessante und immer gut besuchte Veranstaltungen. Zum Beispiel Jan Slawe mit dem Thema «Wesen und Bedeutung des Jazz». Max von Moos referierte zur Frage «Wo steht die Malerei heute?». Und der heute mehr als neunzig Jahre alte und inzwischen auch von der offiziellen Schweiz gewürdigte Gottfried Honnegger hielt ein engagiertes Referat über «Die Wandlung der Form», in dem sein konstruktivistisches Credo der späteren Jahre bereits sehr plastisch zum Ausdruck kam. Parallel zu den Kulturabenden erschien ein Bulletin, in dem vertieft auf die vorgetragenen Themen eingegangen wurde.

Doch Sophia, dem Club für Wissen und Freizeit, war nur eine kurze Blütezeit beschieden. Ein Artikel in der *Neuen Zürcher Zeitung* denunzierte unsere kulturelle Initiative, und viele früher wohlgesinnte Personen gingen aus Angst um ihren Ruf auf Distanz. In einer Akte der Bundesanwaltschaft mit dem Vermerk «Vertraulich» heisst es: «Besagte Jugendgruppe wurde damals durch die FJZ als Tarngruppe gegründet. Die beiden Linksextremisten Böni Otto Karl und Widmer

Peter spielen eine massgebende Rolle.» Peter Widmer war ein harmloser Sympathisant, der sich ausschliesslich für Kultur interessierte. Selbst die Bundesanwaltschaft rapportierte, dass er noch nirgends in Erscheinung getreten sei.

Bei Otto Böni war das anders. Dieser hatte damals um das Bürgerrecht der Stadt Zürich nachgesucht. Das führte zu intensiven Nachforschungen und einem dreiseitigen «Auszug aus den Aktenvorgängen des Kriminal-Kommissariates III», zuhanden von Herrn Stadtrat A. Sieber, Polizeivorstand. Gar vieles, was man schon wusste, wurde da erwähnt. Zum Beispiel, dass Böni am 1. März 1953 als Teilnehmer in Militäruniform an einer Hauptversammlung der Freien Jugend im Restaurant Colosseum teilgenommen hat.

Heirat und Privates

Die Information über meine Heirat hatte die Kantonspolizei anscheinend der Bundesanwaltschaft übermittelt: «Wie wir hier vernommen haben, verheirateten sich am 2. Mai 1953 in Zürich die beiden bekannten Zürcher FJler A.S. und V.S.» Dann folgte sogar der Wortlaut der Vermählungsanzeige.

Ich war schwanger und ich erinnere mich, wie mir alles zu viel wurde. Dauernd war mir übel. Wir hatten nur wenig Geld und Albi wünschte sich ein Familienfest. Er bemühte sich bei einer Bank um einen Kleinkredit, den er ohne Schwierigkeiten bekam. Wir suchten eine Wohnung und kleideten uns neu ein. Im Restaurant Landhus in Seebach reservierten wir einen kleinen Saal und bestellten Menuvorschläge. Wir hätten gerne am 1. Mai geheiratet. Da das Stadthaus an diesem Tag geschlossen blieb, mussten wir den Hochzeitstermin auf den 2. Mai verschieben. Also bestellten wir das Aufgebot, das wie üblich im Stadthaus ausgehängt werden musste.

Im Vorfeld dieses in meinem Leben bedeutenden Tages hatten wir eine lebhaft Auseinandersetzung. Die neue Wohnung war auf den 1. Mai bezugsbereit und ich musste mein Zimmer auf den 30. April räumen. Albi war der Meinung, dass wir am 1. Mai keine Zeit hätten zum Umziehen, die Mai-Parade war ihm wichtiger. Irgendwie schafften wir es dann doch, nach dem Umzug unsere Habseligkeiten – das Wesentliche waren die Bücher – auf dem Leiterwagen an die Zwinglistrasse zu karren. Spätabends fuhren wir noch zum Stadthaus und warfen ein Formular ein, das für die auf den nächsten Vormittag angesetzte Trauung vorliegen musste.

Wir schliefen im Friesenberg, wo Albi mit seinen Eltern, seinen fünf Brüdern und den zwei Schwestern wohnte. Als wir um Mitternacht nachhause kamen, war meine zukünftige Schwiegermutter noch auf und hiess mich die neue Bluse mit St. Galler Stickerei anziehen. Dann versetzte sie noch einen Knopf am Halsausschnitt, der zu eng war. So gab es eine kurze Nacht. Um 8 Uhr 15 am andern Vormittag waren wir auf dem Standesamt – übernächtigt und erstaunt, dass wir vom Zivilstandsbeamten trotz unserer kurzfristigen Anmeldung zur Trauung erwartet wurden. Meine Jugendfreundin Arlette und mein Cousin Hans waren unsere Trauzeugen. In seiner neu erworbenen Occasion, einem Opel Rekord, führte uns «Müde», wie wir meinen Cousin nannten, zur Insel Mainau. Aus Übermut fuhr er auf den wenig befahrenen Strassen Slalom, und da mir übel war, musste ich ihn mehrmals bitten anzuhalten.

Abends um sechs Uhr dann wurden wir, das neu getraute Ehepaar und die Trauzeugen, von den Familienangehörigen vor dem Restaurant Landhus in Seebach erwartet. Es wurde ein heiteres Fest. Ich lernte die Schwestern meines Schwiegervaters, die Tanten Lisi, Emmi und Anni, kennen. Sie entpuppten sich als überaus liebenswürdige und festfreudige Gäste. In den Suppentellern lagen alsbald Spinnen, Regenwürmer und anderes Gummigetier mehr, was uns Glück brin-

gen sollte. Und beim Tanz blieb niemand sitzen. Da Albi und ich – ich weiss nicht, aus welchem Grunde, vielleicht fanden wir es spiessig oder wir hatten einfach keine Zeit – es unterlassen hatten, eine Geschenkliste zu erstellen, bekamen wir neben vielen praktischen Geschenken auch eher Unnützes, und das sogar doppelt, zum Beispiel Blumenvasen aus Bleikristall.

Unser Hausrat bestand aus zwei Lättlicouchs, zwei Hockern und einem Küchentisch, den uns Tante Julie zur Hochzeit geschenkt hatte. Tante Urschi spendete den Kehrriechkübel, das amtlich patentierte Modell Ochsner Nr. 4703, der noch heute bei der Schweizerischen Energiestiftung am Sihlquai in Zürich im Gebrauch ist. Die vielen Bücher, die wir besaßen, stellten wir in ein improvisiertes Büchergestell aus aufeinandergestapelten Vim-Kisten. Wir waren in einen renovierten Altbau an die Zwinglistrasse gezogen. Natürlich nahe dem Volkshaus, das für uns weiterhin der zentrale Treffpunkt mit Gleichgesinnten war. Die Wohnung hatte zwei Zimmer sowie Bad und Küche für zweihundert Franken im Monat. Einige Freunde fanden es wahnsinnig, dass wir bereit waren, so viel Geld für die Miete zu bezahlen.

Wir fanden das ja auch, aber inzwischen waren wir nun ein berufstätiges Ehepaar – sogenannte Doppelverdiener. Mein Monatslohn bei dem Professorenehepaar betrug monatlich dreihundert Franken. Albi war als Techniker in einer Heizungsfirma angestellt und verdiente etwas mehr als tausend Franken im Monat. Als ich nun dank der Referenzen die Stelle im Institut für Technische Physik bekam, waren es monatlich fünfhundertfünfzig Franken. Und niemand fragte mehr nach meiner Vergantheit. Als Präsident der Freien Jugend Zürich war Albi oft als Delegierter an Kongresse im Ausland eingeladen gewesen. Da seine offiziellen Ferien nicht ausreichten, musste er jeweils die Stelle kündigen und nach der Rückkehr neue Arbeit su-

chen – was mit entsprechender finanzieller Einbusse verbunden war. Nun nach der Heirat und dem allmählichen Abbau der politischen Funktionen gestaltete sich auch unser Finanzhaushalt anders.

Wir wohnten noch nicht lange an der Zwinglistrasse, als ein Genosse vorbeikam und fragte, ob wir einen Mann beherbergen würden, der für den algerischen Untergrund arbeite. Wir sagten zu. Bevor ich morgens ins Labor ging, stellte ich ihm einen Krug schwarzen Kaffee vor die Zimmertüre. Wir haben diesen Mann nie gesehen, er war nachts unterwegs und tagsüber – während wir bei der Arbeit waren – schlief er.

1954 begann der Algerienkrieg, der uns acht Jahre in Atem hielt, bis zur Erreichung der Unabhängigkeit Algeriens. Es war absurd, was in diesem Krieg passierte und für uns junge Menschen nicht nachvollziehbar. Wir waren betroffen und bezogen Stellung. Wir akzeptierten die Forderung der Algerier nach Unabhängigkeit und unterstützten diesen Befreiungskrieg gegen Frankreich moralisch und politisch.

Jahre später war in einem Gespräch am Kaminfeuer im Chalet meiner Freundin Lilo in den Savoyer Bergen der Algerienkrieg plötzlich Thema. Lilo und Monika sind zwei Freundinnen von mir, beide Deutsche, und über dreissig Jahre mit Franzosen verheiratet. Alain und Marc erzählten, wie sie als junge Männer in die französische Armee mussten und wie Alain dann nach Algerien geschickt wurde. Dass er da als Franzose gegen Franzosen kämpfen musste, sei schwer zu ertragen gewesen.

Lilo und ich kennen uns seit 1957. Sie war aus Berlin gekommen und war die Freundin und spätere Frau eines Arbeitskollegen von Albi gewesen. Später übersiedelte sie mit ihrem Mann nach Genf. Sie war – und ist immer noch – eine begeisterte Berggängerin, und unzählige Male haben wir uns im Lauf der Jahre an einer Wegkreuzung verabredet, um gemeinsam einen Berg zu erklimmen. In zweiter Ehe verheiratete sie sich mit Alain, der inzwischen auch verstorben ist.

Die Verweigerung der Militärflicht war in den Reihen der Freien Jugend ein immer wiederkehrendes Thema. Einige Jugendgenossen hatten sich geweigert, Militärdienst zu leisten, und wurden dafür ins Gefängnis gesteckt – teils mit dem Verlust der Zulassung zur Universität. Albi hatte für sich die Militärflicht nie in Frage gestellt, obwohl ihm das Einrücken in den Wiederholungskurs jedes Mal schwer fiel. Er gehörte zu den Übermittlungstruppen und war einer Bündner Funkerkompanie zugeteilt. In den Bergen mussten sie Funkstationen aufbauen und Nachrichten übermitteln. Diese Tätigkeit, die hauptsächlich nachts ausgeführt wurde, fand er nicht uninteressant. Die Kameradschaft mit den Bündnern machte ihm Spass und der «Pfosi von Malix» war mir eine vertraute Figur, obwohl ich ihn nie kennengelernt habe.

Es war ein gutes Zusammenleben in der Ehe. Ich freute mich jeden Abend auf das Nachhausekommen. Häufig gingen wir auch über Mittag schnell an die Zwinglistrasse, um etwas zu essen. Einmal hing ein Zettel an unserer Wohnungstüre, auf dem notiert war, dass um vierzehn Uhr ein Handwerker vorbeikommen würde, um etwas zu kontrollieren. Beiläufig sagte Albi: «Du wirst wohl hier bleiben und warten müssen; ich habe einen Termin auf einer Baustelle.» Ich war empört. Dass ich es war, die zuhause zu bleiben hatte, war für mich überhaupt nicht selbstverständlich, mindestens wäre es zu besprechen gewesen. Wir hatten unter dem Primat absoluter Gleichberechtigung geheiratet. Wir waren uns einig gewesen, dass ich immer berufstätig sein würde, dass wir uns als Eltern mit Kindern eine Hausangestellte leisten würden, kurzum, dass ich auf keinen Fall in den bürgerlichen Sumpf der drei K – Kirche, Küche, Kinder – absinken würde.

Diese Art von Streitigkeiten waren kurz und heftig. Ich wollte sie partout ausdiskutiert haben, während Albi, der zum Pragmatismus neigte, meistens eine praktische Lösung vorschlug.

In unserer Wohnung war auch ein Telefon installiert, das wir aber nur wenig benutzten – obschon wir nicht wussten, dass unsere Gespräche von der Bundespolizei abgehört wurden. Das erfuhren wir erst aus unseren Staatsschutzakten Anfang der Neunzigerjahre. Am 30. Mai 1953 hatte der Polizeidienst der Schweizerischen Bundesanwaltschaft ein Schreiben an die Generaldirektion der PTT geschickt: «Im Interesse eines gerichtspolizeilichen Ermittlungsverfahrens gegen: Siegrist, Albert, geb. 31.7.1928, von Meisterschwanden-AG, Heizungstechniker, whft. Zwinglistrasse 27, Zürich. Wegen Zuwiderhandlung gegen Art. 266 bis StGB ersuchen wir Sie um Kontrolle aller Gespräche, die über den Anschluss Zürich 23.09.14 geführt werden. Je eine Kopie der Abhörberichte belieben Sie dem Nachrichtendienst der Kantonspolizei Zürich sowie der Bundesanwaltschaft zuzustellen.» Der Art. 266 bis StGB «Gegen die Sicherheit der Schweiz gerichtete ausländische Unternehmungen und Bestrebungen» besagt:

«1 Wer mit dem Zwecke, ausländische, gegen die Sicherheit der Schweiz gerichtete Unternehmungen oder Bestrebungen hervorzurufen oder zu unterstützen, mit einem fremden Staat oder mit ausländischen Parteien oder mit andern Organisationen im Ausland oder mit ihren Agenten in Verbindung tritt oder unwahre oder entstellende Behauptungen aufstellt oder verbreitet, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder Geldstrafe bestraft.

2 In schweren Fällen kann auf Zuchthaus erkannt werden.»

Im September war die Telefonüberwachung offenbar – wohl wegen der dürftigen Ausbeute – wieder eingestellt worden. Ein ausführliches Protokoll vom 22. Juli 1953 in den Staatsschutzakten erinnert mich an eine Episode, die uns damals arg stresste, deren Protokollierung dann aber als Humoreske in unserer Erinnerung ihren Platz fand. Albi war als Präsident der FJ für eine indonesische Delegation verantwortlich gewesen, die in Zürich auf der Durchreise zum Festival

nach Bukarest war. Es galt die Hotelkosten der Gäste vorläufig zu decken, bis Dr. Stein, der Anwalt und Treuhänder des Festivalkomitees in der Schweiz, uns diese überweisen würde. Gemäss Telefonabhörbericht wurde Albi von einem Mitglied der indonesischen Delegation angerufen und ersucht, mit dem Geld im Hotel Rothus, wo die Delegation logierte, vorbeizukommen. Er setzte sich sofort mit Walter Zingg, dem Kassier des Festivalkomitees in Zürich, in Verbindung, um das nötige Geld zu beschaffen. Gemäss Spitzelbericht führte er mit Zingg folgendes Gespräch:

«S: Du Walti, wie viel Geld haben wir momentan in der Kasse?

Z: Rund 700 Franken.

S: Wir sollten etwa 2'000 Franken haben. Hast du es auch nicht?

Z: Nein, das haben wir nicht.

S: Ich weiss gar nicht, woher ich das nehmen soll. Es kommen ausländische Delegierte am laufenden Band, ich sollte diese durchschleusen, sollte die Billette vorausbezahlen, es wird nachher alles vergütet, aber ich habe natürlich nicht 2'000 Stutz im Sack. Was machen wir da?

Z: Du kannst die 700 holen bei mir. Aber jetzt kommen die Trachten noch und solche Sachen, da brauchen wir auch wieder.

S: Ja, der Stein von Basel schickt uns sofort Geld, aber das geht schon ein bis zwei Tage, bis es hier ist. Also dann komme ich sofort bei dir vorbei, nachher muss ich noch nach Kloten.»

Ich weiss nicht mehr, wie wir das Geld kurzfristig zusammenbrachten, wahrscheinlich haben wir es in einer Blitzaktion bei finanzkräftigeren Genossen ausgeliehen. Jedenfalls erreichte die Delegation schliesslich rechtzeitig ihr Flugzeug. Welche Erleichterung, als sie weg waren und wir wieder unserem Alltag nachgehen konnten!

Ab nach Brasilien!

Es war im Frühjahr 1955. Unsere Vorbereitungen für die Auswanderung dauerten schon ein Jahr, als uns das für die Einwanderung in Brasilien erforderliche Leumundszeugnis verweigert wurde. Unsere Pläne schienen in Frage gestellt. Aber wir waren fest entschlossen, trotz aller Widrigkeiten zu reisen. Wir mussten uns nun auf das Touristenvisum beschränken, das jeweils nach drei Monaten der Verlängerung bedurfte und mit dem nur beschränkt persönliche Güter eingeführt werden konnten. Das hatte insofern finanzielle Konsequenzen, als uns dadurch verunmöglicht wurde Haushaltgeräte mitzunehmen, die wir in Brasilien mit Gewinn hätten weiterverkaufen können. Dennoch packten wir die Herausforderung und arrangierten uns mit den gegebenen Umständen.

Mit den abgeschickten Kündigungen an unsere Arbeitgeber und der Buchung der Überfahrt auf der Alcantara nahm die Ausreise Form an. Wir hatten auf den 1. April die Wohnung gekündigt, und bis zur Abreise kamen wir bei einer Freundin unter. Unseren spärlichen Hausrat lagerten wir auf dem Estrich bei den Schwiegereltern ein. Als letzte Handlung vor der Abreise mussten wir die offenen Steuern bezahlen und den Heimatschein im Stadthaus hinterlegen. Wir hatten gerechnet und wussten, dass es knapp werden würde. Denn immer wieder kamen neue Rechnungen, unvorhergesehene Ausgaben. Unsere Reserven schmolzen dahin.

Kurz vor unserer Abreise waren Albi und ich noch bei Rosmarie und Curt Zimmermann zum Abendessen eingeladen. Rosmarie, eigentlich Bernerin, die jedoch durch ihren Dialekt kaum ihre Herkunft verriet, war nach einem Sprachaufenthalt in England nach Zürich gekommen. Durch eine Bekannte war sie auf die Singgruppe der Partei der Arbeit aufmerksam gemacht worden, und sie kam zu den Proben. Curt begleitete die Singgruppe auf dem Klavier und nach einiger Zeit waren er und Rosmarie ein Liebespaar. In jenem April vor unserer

Abreise hatten sie sich an der Idastrasse in Zürich-Wiedikon in einer bescheidenen Wohnung eingemietet. Es war kurz vor ihrer Heirat. Wir verstanden uns gut. Es war nach Mitternacht, als sie uns ins Freie begleiteten. Wir standen am Idaplatz unter einer Strassenlaterne, und die bange Frage drängte sich auf: Werden wir uns wiedersehen? Nach unserer Rückkehr aus Brasilien entstand zwischen Rosmarie und mir eine dauerhafte Freundschaft. Später, das war nach 1968, trafen wir uns regelmässig im Studio 4 an der Nüscherstrasse, dem heutigen Filmpodium, jeweils freitags zur Nachtvorstellung.

Anfang Mai verliessen wir Zürich. Wir wollten unsere ursprünglichen Pläne, zwei Wochen in Paris und anschliessend noch eine Woche in London zu verweilen, realisieren. Anschliessend würden wir uns am 24. Mai in Southampton auf der Alcantara einschiffen. Mit gemischten Gefühlen genossen wir unsere Freiheit.

In einer engen Seitenstrasse in der Nähe der Opéra fanden wir eine preisgünstige Unterkunft. Wir nisteten uns im Hôtel des Egyptes et des Choiseuil ein. Albi liebte es – auch noch in späteren Jahren – in einer fremden Stadt das öffentliche Verkehrssystem zu studieren. Das Metrosystem in Paris begeisterte ihn total. Aber vorerst durchstreiften wir Paris zu Fuss. Es war Frühling und die Stadt zauberhaft. Wir gingen bei Morgengrauen in die Markthallen und assen bei Tagesanbruch die berühmte und wirklich gut schmeckende Zwiebel-suppe. Wir besuchten den Louvre und wollten die Mona Lisa sehen. Und natürlich waren wir auch neugierig auf den Montmartre. Wir verbrachten einen Abend im Moulin Rouge, das wir von den Bildern des Malers Toulouse-Lautrec kannten. Wir sassen nicht in den vorderen Reihen und entgingen so den Animierdamen, die zum Trinken von Champagner aufforderten.

Unsere Streifzüge durch Paris nahmen kaum ein Ende. Wir waren ständig unterwegs und liefen unsere Schuhsohlen durch.

Im Jardin du Luxembourg hatten wir ein lustiges Erlebnis. Ein Mann blieb uns «auf den Fersen». Wir wussten nicht warum. Doch dann merkten wir, dass er auf einen günstigen Moment wartete, um Albi etwas zu zeigen, das offenbar nicht für meine Augen bestimmt war. Wir spielten mit und gaben ihm die Gelegenheit. Er zog einen kleinen Stapel Fotos aus der Hosentasche und hielt sie Albi hin. Der forderte ihn auf, sie mir doch auch zu zeigen. Es waren harmlose Nacktfotos von gut aussehenden Frauen. Es kam zwar kein Geschäft zustande; wir kamen aber ins Gespräch, und der Mann liess sich zum Abschied mit mir fotografieren. So vergingen die Tage im Nu und unser Vorrat an Bargeld schmolz. Wir beschlossen weiterzureisen.

Nach einer durchwachten Nacht bestiegen wir am frühen Morgen den Zug nach Calais – und dort das Schiff nach Dover. Es war ein schwerfälliges Reisen mit unserem ganzen Gepäck. Endlich auf dem Schiff sank ich erschöpft in die Polster des im Schiffsbauch gelegenen Salons. Aber nach kurzer Zeit erwachte ich und mir war sterbenselend zumute. Rechtzeitig kam ich noch hinauf an Deck. Albi musste mich festhalten, damit ich nicht über die Reling fiel.

Für London verblieben nur noch wenige Tage. In einem Privathaus am Moreton Place mieteten wir ein einfaches Zimmer. Genüsslich erinnere ich mich an den Early Morning Tea und die warmen Toasts, die uns Mrs. Crosby frühmorgens ans Bett brachte. Albi liess sich kaum stören; er schlief weiter, während ich mich bequem einrichtete, beide Portionen verzehrte und anschliessend den Morgenschlaf nachholte. Und dann die vielen Penny-Stücke, die wir in den blechernen Kasten warfen, der eigentlich eine Heizung war und der uns in diesem kalten Mai für kurze Zeit, wenn wir uns davor setzten, die Beine etwas wärmte. Im Nu aber kühlte er wieder aus und musste mit einer neuen Münze gefüttert werden.

Am Morgen vor unserer Abfahrt zog Albi los, um die Briefe, die

wir uns postlagernd nachschicken liessen, auf der Hauptpost abzuholen. Und wie immer unterschätzten wir die Distanzen der Grossstadt. Ich packte und hockte auf unserem Gepäck, das vier grosse Koffer umfasste, vor dem Gartentor am Moreton Place und wartete auf die Rückkehr meines Mannes. An diesem Nachmittag war ich ein Nervenbündel. Als Albi endlich im Taxi vorfuhr (was sonst kaum unserem Lebensstil entsprach), luden wir die Koffer ein, und ab ging es zur Central Station, von wo der Zug nach Southampton fuhr. Es war gegen Abend, als die Schiffssirenen ertönten und die Alcantara aus dem Hafen von Southampton auslief. Wir waren als letzte Passagiere an Bord gekommen. Erleichtert standen wir auf dem Deck und blickten schweigend in die im Meer versinkende Sonne.

Die Überfahrt war ein grossartiges Erlebnis. Doch zunächst hatte ich mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Wir hatten uns auf dem Innendeck in einer Kabine eingerichtet. Es mochte der zweite oder dritte Morgen gewesen sein, als ich von Übelkeit befallen wurde und überzeugt war, nicht mehr aufstehen zu können. Alles drehte sich in mir – ich fühlte mich sterbenselend, Seekrankheit hiess die Diagnose. Der Steward kam vorbei und riet mir aufzustehen und Porridge, ham 'n' eggs zu essen. Widerwillig folgte ich seinem Rat und tatsächlich liess sich die Krankheit mit gefülltem Magen besser überwinden.

Die Tage verbrachte ich mit Lesen und mit dem Erlernen der portugiesischen Sprache. Ich redete mir ein, dass unser Schicksal im fremden Land von unseren Sprachkenntnissen abhängen würde. Albi fand weniger Musse, sich der Grammatik zu widmen. Vermutlich bedrängten ihn zu viele Fragen und Ungewissheiten, die die Zukunft betrafen. Wir waren zwar entschlossen, auszuwandern und die weite Welt kennenzulernen. Wie wir aber unser Auskommen finden würden, stand in den Sternen. Nach dem Frühstück stieg ich jeweils auf das Oberdeck der ersten Klasse. Dort gab es einen kleinen Swim-

mingpool, in dem ich mir manchmal erlaubte, einige Längen zu schwimmen; die Liegestühle um den Pool waren frühmorgens meist noch nicht besetzt. Dennoch gab es alsbald Reklamationen, und es erfolgte postwendend die Anweisung, dass Passagiere der Touristenklasse den Pool nicht benutzen dürften.

Wir fuhren der französischen, dann spanischen und portugiesischen Atlantikküste entlang nach Süden: Dieppe, Cherbourg, Le Havre, Vigo. Häufig legten wir an und gingen an Land. Vigo ist die westlichste spanische Hafenstadt am Atlantik. Noch sehe ich die schwarz gekleideten Menschen vor mir, Familien mit Kindern, Eltern, Grosseltern – mehrere Generationen, die aus dem Landesinneren kamen, vermutlich aus Asturien und Galizien, wo die Landwirtschaft die Menschen nicht mehr zu ernähren vermochte. Menschen, die das Meer noch nie gesehen hatten und nun hier am Hafen auf das Einschiffen warteten – bereit zur Auswanderung nach Argentinien, wo sie hofften, ein besseres Leben zu finden. Da sie noch weniger Geld hatten als wir, wurden sie in einem Zwischendeck ohne Schlafkabinen untergebracht. Da lagen sie auf ihren schwarzen Bündeln, ihrem ganzen Hab und Gut, das sie in ihr neues Leben mitnahmen. Dem Schicksal ergeben erduldeten sie die Reise als nicht zu umgehende Notwendigkeit, der sie kaum Freude abgewinnen konnten. Viele von ihnen waren seekrank, das Zwischendeck war nicht mehr sauber zu halten und ein übler Geruch verbreitete sich.

Auch wir mieden das Zwischendeck und die spanischen Auswanderer blieben unter sich. Dann ging es weiter nach Lissabon und anschliessend nach Madeira, einer damals abgelegenen Insel im Atlantik, wo der Fortschritt noch nicht Einzug gehalten hatte. Dort verbrachten wir den Nachmittag unter einem Baum, in dem die Kanarienvögel zwitscherten. Karren mit vorgespannten Ochsen fuhren quietschend durch die engen Gassen. Dann ging es weiter.

Der erste Halt auf dem neuen Kontinent war Pernambuco, das ehemalige Bahia de Todos os Santos mit seinen 364 Kirchen. Von dort nach Rio dauerte die Fahrt dann nur noch eine Nacht. Die Tage auf der Alcantara waren abwechslungsreich. Das Schiff war ein schwimmendes Hotel, auf dem viel geboten wurde. Im Speisesaal hatten wir unseren Stamplatz mit zwei älteren Ehepaaren zusammen an einem runden Tisch. Es waren Touristen, die sich eine Ferienreise gönnten. Die Bedienung durch die weiss gekleideten Stewards sowie der allgemeine Umgang mit den Passagieren waren von englischer Höflichkeit, und selbstverständlich war auch die Umgangssprache Englisch.

Die Überquerung des Äquators war Anlass für einen Ball, der vom ersten Offizier jeweils mit einer Dame eröffnet wurde. Die Wahl des in schmucker Uniform gekleideten Engländers fiel auf mich, die ich zu dieser Reise – nicht ganz zweckmässig – ein bis zu den Knöcheln reichendes, rotes Samtkleid mit schwarzem Spitzeneinsatz hatte nähen lassen. Wir waren sicher ein schönes Tanzpaar, doch fühlte ich mich überrumpelt, und vermutlich nur wenig beschwingt liess ich mich im Walzertakt drehen. Albi schaute uns amüsiert zu und vermutlich war er auch stolz.

Bei meinen Exkursionen auf dem Schiff traf ich eines Tages auf zwei Matrosen, die aus dem Maschinenraum nach oben gekommen waren. Sie anboten sich, mir die Schiffsturbinen zu zeigen, und in meiner jugendlichen Naivität liess ich mich einladen. Wir verabredeten uns auf den späten Nachmittag des folgenden Tages. Ihr Erstaunen war nicht gering, als sie mich in Begleitung von Albi erblickten. Doch sie machten gute Miene zum bösen Spiel, und es gab eine interessante Besichtigung, die an ihrer Bar ausklang. Die Männer unterhielten sich angeregt, und es gab grosszügig zu trinken. Von mir nahm kaum einer mehr Notiz.

Im Jahr 1958, drei Jahre nach unserer Überfahrt, las ich in einer kurzen Notiz in der Zeitung, dass die RMS Alcantara zur Verschrot-

tung nach Japan gebracht worden sei. Diese Mitteilung berührte mich, und ich erinnerte mich, wie beeindruckt wir waren ob der perfekten Organisation und der Disziplin der Mannschaft – dies als Folge der Persönlichkeit eines fähigen Kapitäns, der auf dem Ozeanriesen die Führung und auch die Verantwortung innehatte. Von der wechselvollen Geschichte des Schiffes hatten wir damals keine Ahnung, zu sehr waren wir mit uns selber beschäftigt.

Die Alcantara war ein Ozeanliner der Royal Mail Lines, also eigentlich ein Postschiff, Nachfolger der SS Alcanta, die im Ersten Weltkrieg versenkt worden war. Die Alcantara war 1927 in Belfast gebaut und auf der Route zwischen Southampton und der Ostküste von Südamerika eingesetzt worden. 1934 wurden ihr stärkere Motoren eingebaut, und nun konnte sie 18 Knoten in der Stunde fahren, also rund 33 Kilometer. 1939 wurde das Schiff zu einem bewaffneten Handelsschiff umfunktioniert. Unterwegs nach Malta kam es zu einem Zusammenstoss mit einem anderen Schiff. Nur knapp erreichte die Alcantara den Hafen, wo die dringenden Reparaturen vorgenommen wurden. Ab 1943 diente das Schiff als Truppentransporter der Alliierten, und 1948 wurde es wieder zum Linienschiff zwischen England und Südamerika, bis es 1958 ausser Dienst gesetzt und verschrottet wurde.

In der Neuen Welt

Rio de Janeiro. Nach vierzehn Tagen und Nächten auf offener See lief die Alcantara am frühen Morgen des 7. Juni in den Hafen von Rio ein. Diese Einfahrt in die Bucht von Guanabara dauerte etwa eine Stunde und war ein grossartiges Erlebnis. Es musste der Berg Pão de Açúcar, der Zuckerhut, umfahren werden, dann wurde der Blick frei auf die vielen Buchten, die grün bewachsenen Hügel und die weissen Strände. Es war ein überwältigender Anblick. Unsere Kabine hatten wir bereits geräumt und nun standen wir oben auf dem Deck und ver-

folgten fasziniert das geschäftige Treiben am Pier. Da standen Gepäckträger in Erwartung eines Auftrages und Händler, die etwas verkaufen wollten. Mit lauter Stimme versuchten sie einander zu übertönen. Männer mit einer um den Bauch gebundenen Kiste schriegen ein Wort, das wir nicht verstanden. Aus der Kiste schenkten sie Zuckerrohrschnaps aus. War dieser Singsang nun Portugiesisch, wie man es in Brasilien spricht? Weich flössen die Wortfetzen an uns vorüber. Hatten wir vielleicht vergeblich während Monaten mit einer Portugiesin aus Lissabon gebüffelt? Die Vorfreude und die Neugier auf Rio waren gross gewesen. Jetzt aber, wo es galt das Schiff zu verlassen, befielen uns Zweifel. Die Überfahrt hatte wohl ihre Tücken gehabt, doch während der zwei Wochen war uns das Schiff zur sicheren Behausung geworden. Wir hatten uns geborgen gefühlt in dem alten Kasten.

Und nun sollten wir also das Schiff verlassen. Wir nahmen unser Handgepäck und stiegen die Schiffstreppe hinunter. Während der Überfahrt hatten wir einen Schweizer kennengelernt, der schon seit mehreren Jahren in Rio lebte. Unser Landsmann war mit der Absicht eine Frau zu finden, die ihm nach Brasilien folgen würde, in die Schweiz in Urlaub gefahren. Nach dem dritten Versuch hatte es nun geklappt. Von diesem Ehepaar, das frisch getraut und im Umgang miteinander noch recht förmlich wirkte, verabschiedeten wir uns jetzt am Hafen. Unser Landsmann hiess übrigens Herr Schweizer. Er wohnte in Rio bei einem älteren Österreicher und machte uns das Angebot, dass wir dort einziehen könnten, sobald er für sich und seine Gattin eine angemessene Bleibe gefunden habe.

Für uns galt es nun eine Unterkunft zu finden, die unser knappes Budget nicht zu sehr strapazierte. Wir schlenderten durch die Strässchen entlang dem Hafen und musterten die ärmlichen einstöckigen Absteigen. Es war Anfang Juni und da wir uns in den Subtropen befanden, war das Klima trotz Winter warm und feucht. Vielleicht weil

vor einer dieser Behausungen ein hochgewachsener, Vertrauen erweckender junger Mulatte stand, betraten wir diese. Der Mann führte uns in einen zu ebener Erde gelegenen Raum, dessen Ausstattung aus zwei Bettgestellen bestand. Er erklärte uns das Funktionieren der Wasserbrause in einem Kabäuschen, an dessen Wänden die Kakerlaken kletterten. Zog man an einer Schnur, gab es einen Kontakt zu einem Zündstein, es sprang ein Funke über und das lauwarne Wasser rieselte ohne Druck aus der Brause nieder, die an der Decke befestigt war. Wir entschieden uns, hier vorübergehend zu bleiben.

Wir gingen nochmals zum Hafen hinunter, wo inzwischen die grossen Gepäckstücke mit dem Kran aus dem Schiffsbauch gehoben wurden. Unsere vier Koffer füllten beinahe unsere Behausung. Mit Missfallen stellten wir fest, dass wir die Türe nicht zusperren konnten. Indessen machten wir eine interessante Beobachtung. Der Besitzer dieses Etablissements warf ein wachsames Auge auf uns und unsere Habe, und bald merkten wir auch warum. Wir waren in ein Stundenhotel geraten, in dem Männlein und Weiblein emsig ein und aus gingen und vermutlich wollte unser junger Freund mit der Polizei nichts zu tun haben. Wir fühlten uns in diesem Freudenhotel fehl am Platz, doch niemand behelligte uns, und wir konnten unbeschwert unsere Erkundungen in der näheren Umgebung machen.

Überraschenderweise kam schon nach wenigen Tagen Herr Schweizer mit der Nachricht, dass er in einem neu erbauten Haus am Hügel oberhalb des Stadtteils Santa Tereza eine Wohnung gefunden habe und unserem Umzug in das Haus des Österreichers nichts mehr im Wege stehe. Santa Tereza liegt am Fusse des Corcovado oberhalb von Rio de Janeiro. Es war damals ein altes Quartier mit herrschaftlichen Villen, umgeben von gepflegten Gärten. Und da es über der Stadt liegt, hat es ein angenehmes Klima, das nicht so schwül und drückend ist wie das der tiefer gelegenen Stadtteile. Heute wird Santa

Tereza im Reiseführer als Künstlerquartier und Ausflugsziel angepriesen.

Rua Monte Alegre 384 hiess nun unsere Adresse. Es war ein Glücksfall. Senhor Pisk war nahezu sechzig Jahre alt und von Beruf freischaffender Journalist. Seine Eltern waren um die Jahrhundertwende von Wien nach Brasilien ausgewandert. Pisk musste damals ein kleines Kind gewesen sein, denn sein Kindermädchen, die Pepi, hatten sie gleich mitgebracht. Und so kam es, dass Senhor Pisk, der sich nicht verheiratet hatte, auch nach dem Tod seiner Eltern mit der zwanzig Jahre älteren Pepi in diesem Haus wohnen blieb. Nichts hatte sich verändert in diesen vielen Jahren, alles war geblieben wie zu Lebzeiten seiner Eltern. Der berufliche Erfolg schien ihn nicht gestreift zu haben. Meist sass er an seiner klapprigen Schreibmaschine und liess sich für ein Gespräch über Gott und die Welt gerne stören. Frühmorgens, wenn es noch nicht heiss war, ging er im Schlafanzug zur nächsten Ecke, wo er seine Freunde traf, mit denen er einen Cafezinho trank und Neuigkeiten austauschte. Zurück kam er mit der Tageszeitung.

Pepi besorgte den Haushalt recht und schlecht. Freitags ging sie im Quartier auf den Markt und kaufte einen grossen Fisch, den sie in einem riesigen Topf im Salzwasser kochte. Ich habe sie nie Portugiesisch sprechen hören – vermutlich konnte sie es schon –, mit Senhor Pisk sprach sie in einem kaum gefärbten Wiener Dialekt. Albi und ich bezogen das Eheschlafzimmer der verstorbenen Eltern Pisk, wo vorher Herr Schweizer gewohnt hatte. Wir durften die Küche benützen und uns jederzeit im Garten aufhalten. Zwar war alles alt und heruntergekommen, doch wir fühlten uns wohl.

Auch ich ging zum nahegelegenen Markt. Es gab ein verschwenderisches Angebot an Früchten – verschiedene Sorten Bananas, Laranjas, Figos, Pêras – und fremdes Gemüse, das ich nicht kannte. Alles war für wenige Cruzeiros zu erstehen, nur die Äpfel kamen aus

Argentinien und wurden umgerechnet zu fünfzig Rappen das Stück verkauft. Wir assen Früchte. Ich machte mich auf die Suche nach einem Rüstmesser. Die Gegenstände in der Küche mochte ich nicht benutzen, sie waren alt und teilweise rostig. Und zudem begegnete ich auch hier wieder den Kakerlaken. Der Kühlschrank hatte hinten ein Loch, durch das sie ein und aus gingen. Kam ich nachts in die Küche und machte Licht, gab es im Kühlschrank ordentlich Lärm, offensichtlich störte ich die Tiere in ihrem Nachtleben. Mit der Bonde, dem Tram von Rio, fuhr ich in die Stadt. Der Kondukteur turnte auf dem offenen Wagen von einem Trittbrett zum nächsten und auf dem Viadukt hoch über der Stadt zeigte er, sich und den Fahrgästen zum Vergnügen, seine akrobatischen Fähigkeiten.

Ich träumte von einem Birchermüesli, doch Haferflocken waren nicht zu bekommen. Ich musste akzeptieren, dass man diese in Brasilien nicht kannte. Das Einkäufen war eine zeitraubende Sache. Was nicht auf dem Markt erhältlich war, musste ich in den kleinen Lebensmittelgeschäften in der Stadt suchen. Vor jedem Ladeneingang standen grossen Schildern gleich eingesalzene und getrocknete Stockfische, die Bacalaös. Sie waren der Tummelplatz für Fliegen und die Alltagsnahrung der Bevölkerung. Schwarze Bohnen und Reis gehörten zur Grundnahrung. Das Nationalgericht war das Feijoada, ein Eintopfgericht aus Reis und schwarzen Bohnen mit verschiedenen Fleischstücken gekocht und mit Maniok überstreut. Zur Nachspeise ass man eine saftige Orange, die im Kühlschrank gekühlt und in feine Scheiben geschnitten wurde. Einmal nur leisteten wir uns dieses Gericht auswärts. Wie ein Stein lag mir die Mahlzeit im Magen. Es war Sonntagnachmittag und ich kam bei über dreissig Grad Celsius kaum mehr bis nach Santa Tereza.

Albi war täglich unterwegs. Er hatte Termine in den Niederlassungen von Firmen, mit denen er schon in der Schweiz Verhandlungen geführt hatte. Nun aber, da wir im Lande waren, wurden die An-

gebote nicht besser. Die Gespräche gestalteten sich schwerfällig und unsere Position war die schwächere. Niemand schien auf uns gewartet zu haben.

Abends gingen wir in der Hauptstrasse von Rio, der Avenida Presidente Vargas, spazieren. Es war ein buntes Völkergemisch. Aufgrund des Aussehens der Menschen und der Hautfarbe versuchten wir ihre Herkunft zu erraten. Da Brasilien seinerzeit von den Portugiesen erobert und die Sklaven von Afrika eingeführt wurden, waren die Mulatten in der Überzahl. Doch alle Einwohner von Rio hiessen «Cariocas». Die Menschen flanierten in heiterer Stimmung. Mit gemischten Gefühlen beobachteten wir die Gelegenheitsarbeiter, die in der Innenstadt ein Tischchen aufstellten, Zündhölzer oder andere brauchbare Artikel wie Nägel oder Schrauben verkauften und davon – wie man uns versicherte – ihr Leben fristen konnten. Wir wären dazu nicht fähig gewesen. Wir hatten eindeutig andere Ambitionen, und immer wieder stellten wir Vergleiche mit unseren Möglichkeiten in der Schweiz an. Wir waren nicht frei von einem gewissen Dünkel. Stolz auf unsere gute Ausbildung wollten wir daraus etwas machen – nicht zuletzt wollten wir Geld verdienen für ein gutes Leben. Aber nicht um jeden Preis.

Wir hatten Europa verlassen, eingedeckt mit guten Ratschlägen und Adressen von Schweizern, die in Rio oder Sao Paulo angeblich ihr Glück gemacht hatten. Nun nahmen wir Kontakte auf und wurden überall herzlich willkommen geheissen. Der erste, den wir aufsuchten, war Senhor Ritz. Er war Liftmonteur bei der Schweizer Firma Schindler, die in Rio eine Filiale hatte. Zufällig war er auch ein Arbeitskollege von Herrn Schweizer, den wir auf dem Schiff kennengelernt hatten, und so gab es eine Einladung, bei der die neu angetraute Gattin vorgestellt wurde. Ritz wohnte in einer oberen Etage eines Hochhauses in einem guten Wohnquartier von Rio. Er war mit einer lebenswürdigen Mulattin verheiratet und führte ein bequemes Leben.

Er schätzte es, dass seine Frau ihm die Pantoffeln bereitstellte und das Bier gekühlt servierte. In seiner Freizeit blieb er gerne daheim und war froh, dass wir seine Frau als ortskundige Begleiterin auf unsere Exkursionen mitnahmen. Wobei wir oft auf sie warten mussten, wenn wir sie abholten: Ihre krausen Haare waren noch gestreckt auf Lockenwickler getrimmt, und das brauchte seine Zeit.

Vorerst beschränkten wir uns auf Streifzüge in die nähere Umgebung. An einem frühen Nachmittag wagten wir zusammen mit Frau Schweizer zu Fuss den Aufstieg auf den Corcovado, auf dem das Wahrzeichen von Rio, der 110 Meter hohe Christus, steht. Es war tropisch feucht, warm und unangenehm. Nur wenige Wege waren begehbar, und so begnügten wir uns mit der Aussicht auf Rio, das Meer und den gegenüberliegenden Pão de Açúcar, den Zuckerhut. Oben waren einige Deutsche in Wanderkleidung, die gleich uns zu Fuss hochgekommen waren.

Am späten Nachmittag wollten wir mit der Zahnradbahn zurück. Wir verlangten beim Kondukteur drei Karten für eine einfache Fahrt. Doch das gab es nicht. Ich erklärte auf Portugiesisch, dass wir zu Fuss hochgestiegen seien, was der Mann mit der lakonischen Antwort quittierte, das glaube er nicht. Den umstehenden Fahrgästen war anzusehen, dass sie seine Meinung teilten. Ich war wütend. Als dann das Bähnchen in der Mittelstation hielt, sagte ich forsch: «Wir steigen aus.» Das war ein spontaner und unüberlegter Entschluss, aber weder Albi noch Frau Schweizer widersprachen. Und so blieb uns nichts anderes übrig, als auf der Strasse, neben dem Bahntrasse in die Stadt hinunterzuwandern. Es ging gegen Abend und mit Bangen sahen wir der hereinbrechenden Dunkelheit entgegen. Dicht neben uns hörten wir die Affen quietschen und Laute von anderen uns fremden Tieren drangen aus dem Urwald.

Wir drei hielten uns an den Händen und schritten mutig voran – umgeben von dunkler Nacht. In der Ferne, weit unter uns, sahen wir die Lichter von Rio, gespenstisch schön. Nach einer knappen Stunde

erreichten wir Santa Tereza und empfanden ein Gefühl der Geborgenheit nach diesem nicht ungefährlichen Abenteuer. Dass Albi bei unseren Exkursionen ein Küchenmesser in der Innentasche seiner Jacke trug, hatte keinen Einfluss auf unsere Befindlichkeit. Das Messer hatte ausschliesslich symbolische Bedeutung und hätte uns im Falle eines Überfalles nichts genutzt.

Ein anderer Ausflug lief zum Glück auch glimpflich ab. Mit Senhora Ritz fuhren wir mit der Luftseilbahn auf den Zuckerhut hoch. Dies war die einzige Möglichkeit, um den Zuckerhut zu erreichen. Oben gab es ein Restaurant. Wir sassen auf der Terrasse, als plötzlich eine Aufregung entstand. Der Fahrer hatte nicht rechtzeitig gebremst und die Kabine fiel nach dem Aufprall an der Betonwand der Station aus der Aufhängevorrichtung auf die Plattform. Nun war guter Rat teuer. Der Fahrer und die Angestellten des Restaurants, unterstützt von einigen Touristen, versuchten die Kabine wieder in die Verankerung zu heben. Eine Argentinierin drehte durch und schrie unablässig nach einem Helikopter. Und tatsächlich ging das Gerücht, dass wir mit dem Helikopter evakuiert werden müssten.

Im Restaurant begann man die Tische zusammenzurücken, um für alle Fälle freien Platz für ein improvisiertes Nachtlager zu schaffen. Wir blieben auf der Terrasse und dachten, was da abgeht, kann ja nicht wahr sein. Gegen Abend kam die erlösende Nachricht: «Die Seilbahn ist wieder fahrtüchtig.» Mit vereinten Kräften hatten die verschiedenen Helfer vermocht, die Kabine hochzuheben und in die Verankerung zu schieben. Mehrere mit Wasser gefüllte Tonnen wurden eingeladen, und der Fahrer setzte die Kabine in Bewegung. Wohlbehalten kam die Probelast wieder hoch und die ersten Touristen wagten die Fahrt nach unten. Wir entschlossen uns zur nächsten Fahrt und waren froh, als wir unten heil ankamen und wieder festen Boden unter den Füßen hatten.

Den 1. August 1955 verbrachten wir im Schweizerclub in Botafogo. Mit dem Bus fuhren wir dem Strand entlang: Copacabana, Ipanema, Leblon, Botafogo. Hier befand sich das Clublokal der Auslandschweizer, und hier trafen sie sich, um den Nationalfeiertag zu feiern. Wir kamen zu spät und trotzdem früh genug. Das Fest war in vollem Gange, die Schweizerfahne aufgezogen und die Bratwürste lagen auf dem Rost. Die Ansprache war schon vorbei, eine Musik spielte zum Tanz auf und die Frauen drehten sich in ihren langen Kleidern. Die Umgangssprache war Portugiesisch und zum Abschluss wurde die Schweizer Nationalhymne (auf Deutsch) gesungen. Waren hier Heimwehsschweizer beisammen, die einmal im Jahr ihre patriotischen Gefühle auslebten?

Es war Winter, und trotzdem lud das Meer zum Schwimmen ein. Der Strand von Copacabana war leer, nur ein Junge mit einem flachen Korb auf dem Kopf pries Orangen an. Auf dem Rückweg entschieden wir uns für einen Kinobesuch. Albi trug sein neues Nylonhemd, eines der ersten auf dem Markt, das nicht gebügelt werden musste und sündhaft teuer gewesen war. Eine Krawatte hatte er nicht umgebunden. Wozu auch? Doch an der Kinokasse musste er sich einen Schlips mieten, ohne den uns der Eintritt verwehrt worden wäre. Wir sanken in die behäbigen Samtfauteuils – und nach nicht allzu langer Zeit begann es uns zu jucken. Diese Flöhe wurden wir in Brasilien nicht mehr los und sie begleiteten uns auch nach Europa zurück.

Kulturbeflissen kauften wir teure Karten für einen Theaterbesuch. Das Publikum war mehrheitlich weiss – Europäer, die sich diesen Luxus leisten konnten. Es war ein gesellschaftlicher Anlass erster Güte, und die Frauen trugen die gleichen zeitlosen langen Kleider wie am Nationalfeiertag in Botafogo. Und natürlich waren alle Damen in männlicher Begleitung. Es war damals nicht üblich, das heisst nicht standesgemäss, als Frau allein unterwegs zu sein – ausser frau eilte

tagsüber zur Arbeit, was ausschliesslich auf die einheimischen Frauen der Unterschicht zutraf. Abends aber war die männliche Begleitung selbstverständlich, wenn Frau Wert auf einen guten Ruf legte.

Wir hatten eine Anzahl von Adressen mitbekommen – Freunde und Bekannte, die wir in Rio unbedingt besuchen müssten. Und so waren wir häufig in schönen Landhäusern eingeladen, meistens hatte es im Garten einen Swimmingpool. Oft gab es ein Assado, ausgezeichnetes Rindfleisch aus Argentinien, an Spiesen über dem offenen Holzfeuer gebraten. Und dazu floss reichlich einheimisches Bier. Die Häuser lagen oft ausserhalb der Stadt. Die Besitzer fuhren grosse amerikanische Limousinen, die den beruflichen Erfolg vorführen sollten. Waren sie Freitagabend erst einmal durch den Stau, verbrachten sie das Wochenende bei dieser feucht-schwülen Wärme, leicht bekleidet mit Shorts und einem Leibchen, im Freien. Die nun in Rio ansässigen Ausländer nannten sich stolz Cariocas. Sie waren ursprünglich als Facharbeiter mit einer guten Ausbildung ins Land gekommen und hatten sich im Laufe der Jahre in eine höhere Position hinaufgearbeitet.

Wir begannen unsere Bekannten nach den Gründen zu fragen, die sie hier in Brasilien bleiben liessen. Die Antworten, die wir bekamen, waren nicht tiefgründig. Alle waren sich darin einig, dass sie es in Europa nicht so weit gebracht hätten. Sie erzählten vom Aufbau; es sei hart gewesen, bis sie so weit waren. Aber heute sei das Leben angenehm. Das ewig schöne Wetter – und dann werde man mit der Zeit ja auch bequem. Nein, zurück möchte man nicht mehr. Nur wenige hatten das Land bereist. Sie kannten Rio und die nähere Umgebung, einige waren auch schon in Sao Paulo gewesen. Und dann ab und zu mal in der Sommerfrische, in höher gelegenen Orten wie Teresopolis oder Petropolis.

Wir hörten die Geschichte einer Frau, die als Hauslehrerin in Santa Tereza bei einer Familie in Stellung war. Sie hatte sich auf eine

Announce gemeldet und war 1909 von St. Gallen nach Brasilien ausgewandert. Und später hätte sie ihren Freund nachkommen lassen und mit ihm eine Familie gegründet, deren Nachkommen noch heute im Lande leben. Und wir? Was wollten wir hier eigentlich? Wir waren beeindruckt von den schönen Landhäusern, dem angenehmen Leben, das auch möglich war dank der dienstbaren Geister, die zur Verfügung standen. Aber dieser Lebensstil entsprach uns nicht. Die vielen Bettler, denen wir begegneten, liessen auf eine grosse Armut schliessen.

In Rio herrschte im Frühjahr 1955 Wahlkampfstimmung. Juscelino Kubitschek empfahl sich als Präsident zur Bekämpfung der Armut und der Korruption. Er wurde gewählt, doch seine Versprechen realisierte er nie. Er war ein Erneuerer, ein Enthusiast. Er dachte an den Bau einer neuen Stadt, die im Landesinnern entstehen sollte. Mit dem Architekten Oscar Niemeyer, der sein Freund war, entwarf er die Utopie Brasilia: Die neue Stadt sollte Symbol eines neu erwachten brasilianischen Bewusstseins werden. Das bestehende Brasilien war ursprünglich ja eine portugiesische Kolonie und Architektur und Geschichte waren durch die europäischen Eroberer geprägt.

Niemeyer plante also auf dem Reissbrett die neue Hauptstadt, die «Hoffnung auf ein besseres Leben und ein Leben in Gleichheit» versprach. Diesen Plänen standen die Einheimischen skeptisch gegenüber. Sie befürchteten einen Flop und waren sich einig, dass die Politiker und Beamten ihren Arbeitsort Rio nie verlassen würden. Doch Brasilia wurde gebaut. Innerhalb von vier Jahren wurde die Stadt dort, wo vorher Morast war, aus dem Nichts geschaffen und am 21. April 1960 eingeweiht. Nach Jahre dauerndem Pendeln zwischen Rio und Brasilia haben sich die Politiker nicht ganz freiwillig dort niedergelassen und Brasilia zu einer Beamtenstadt gemacht. Die Vision von Kubitschek und Niemeyer stimmt nicht mit der Wirklichkeit überein. Die Regierung Kubitschek wurde 1963 durch das Militär wegge-

putscht. Heute, fünfzig Jahre später, ist das einstige Architekturwunder Brasilia eine Insel inmitten zweier riesiger Gürtel von Favelas.

Nach drei Monaten Rio entschieden wir uns, weiterzuziehen. Nachdem wir unser Touristenvisum verlängert hatten, wollten wir auch Sao Paulo kennenlernen. Auch finanziell drängte sich eine Zwischenbilanz auf. Trotz bescheidener Lebensweise schwanden unsere Reserven und eine grundsätzliche Entscheidung würde fällig werden. Im Touristengepäck hatten wir eine Elna-Nähmaschine mitgeführt, die wir unter ihrem Ankaufswert für etwas mehr als zweihundert Franken verkaufen konnten. Das war etwa so viel, wie wir monatlich benötigten. In der Rua Alegre hatten wir bisher billig gelebt. Wir kauften auf dem Markt ein und im grossen Trog, der an der Rückseite des Hauses angebaut war, wusch ich die Wäsche. Das Wasser war weich und wenig kalkhaltig. Die Kleidungsstücke, auch die Bettwäsche, legte ich zum Trocknen auf den Rasen.

Pepi verfolgte mein Tun mit Freude. Sie wirkte durch unsere Anwesenheit belebt und suchte den Kontakt. Immer öfters klopfte sie schüchtern an unsere Zimmertüre, um etwas zu fragen. Zum Beispiel freitags: «Gnädge Frau, kommens mal schauen, ob ich den Fisch schon gesalzen hab?» Wenn sie nichts auf dem Feuer hatte, fragte sie: «Gnädge Frau, lebens denn die alten Herrschaften noch?» Ich antwortete ihr dann, dass die alten Herrschaften schon vor langer Zeit gestorben wären, worauf sie sich zu erinnern schien und davontrippelte – um nur wenig später mit der gleichen Frage wieder anzuklopfen.

Am meisten zu schaffen machte uns das Ungeziefer. Die alten, knarrenden Holzbetten, die aus dem Leim gingen, und die durchgelegenen Matratzen waren voller Flöhe. Erfolglos machten wir allnächtlich Jagd auf sie. Auf dem Markt kauften wir Insektengift in grossen Büchsen. Mit einer eigens dafür konstruierten Flitspritze besprühten wir unsere Betten und legten uns schlafen. Kaum war es dunkel, gab

es Bewegung unter der Decke und die kleinen Viecher begannen uns erneut zu plagen. Wir kratzten uns blutig. Wir ersannen immer neue Listen, wie wir ihnen den Garaus machen könnten. Zündeten wir das Licht an, verschwanden sie im Nu. Einige erwischten wir jeweils noch, aber das war wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Wir versuchten bei elektrischem Licht zu schlafen und bei Morgengrauen fielen wir erschöpft in einen bleiernem Schlaf. Unsere Bekannten lachten und fragten, ob wir die Flöhe, die längst resistent wären, mit Flit fütterten. Sie waren überzeugt, dass man mit ihnen leben müsse.

Von Rio nach Sao Paulo

Sao Paulo. Sechsspurige Autobahnen führten durch die Stadt. Es herrschte eine Geschäftigkeit, die schwindlig machte. Nach diesen ersten Eindrücken erschien uns Rio im Vergleich als ein gemütliches Pflaster. Nach einem kurzen Rundgang standen wir eine Stunde später wieder vor der Flügeltüre zu unserem Hotel. Da ich die Toilette aufsuchen musste, ging ich auf unser Zimmer. An der Rezeption sagte der Portier irgendetwas von einer Schwester Erica, die das Gepäck geholt habe und mit dem Taxi nach Santos vorausgereist sei. Von einer schlimmen Ahnung befallen fuhr ich mit dem Lift in die sechste Etage und schloss die Türe auf. Starr vor Schreck starrte ich in das leere Zimmer. Die vier abgeschlossenen Koffer, die mitten im Zimmer gestanden hatten, waren weg.

Was war passiert? Samt unserem ganzen Gepäck waren wir im Überlandbus in Sao Paulo angekommen. Eine Frau hatte beobachtet, wie wir unsere Koffer vom Busbahnhof über den Platz ins Hotel Cinelandia an der Avenida Sao Joao geschleppt hatten. Während Albi und ich einen Spaziergang machten, ging diese Frau ins Hotel und liess sich vom Portier den Zimmerschlüssel aushändigen.

Es war Abend und die Menschen drängten sich an der Rezeption. Der Portier wiederholte, dass meine Schwester Erica gesagt habe, dass die Herrschaften von Nummer 604 nach Santos fahren werden und sie das Gepäck abholen und vorausfahren solle. Daraufhin habe er ein Taxi bestellt und veranlasst, dass der Hotelboy ihr half, das Gepäck herunterzutragen. Nun entstand eine grosse Aufregung. Der Gerente war ausser Haus und für den Moment war nichts zu machen. Wir mussten uns gedulden. Wir verspürten Hunger, und ergeben in unser Schicksal suchten wir ein Restaurant, um zunächst einmal etwas zu essen.

Am Sonntagabend meldete sich der Gerente nach seiner Rückkehr aus dem Weekend. Er war schockiert über den Diebstahl und die Liederlichkeit der Angestellten. Das Hotel hafte offiziell nicht für Diebstähle, als Österreicher aber fühle er sich uns Schweizern verbunden und er wolle alles in seiner Macht Stehende tun um den Diebstahl aufzuklären. Vorerst seien wir seine Gäste, und für den folgenden Morgen schlug er den gemeinsamen Gang zur Polizei vor, die ab neun Uhr ihre Schalter wieder öffnen werde. Mir riet er, im Hotel zu bleiben. Am späten Montagnachmittag kam Albi zurück. Er erzählte, wie sie im Freien in einer langen Schlange gestanden hätten; mehrere solche Schlangen habe es gegeben, säuberlich getrennt in Kategorien: Mord, Raub, Diebstahl. Doch endlich seien sie an die Reihe gekommen. Der Beamte habe den Diebstahl aufgenommen und ihnen empfohlen, anderntags in Begleitung des Taxichauffeurs wieder zu kommen. Dieser könnte die verdächtige Erica vielleicht in einem der zahlreichen Fotoalben, die von der Polizei geführt wurden, wieder erkennen. Senhor Molinari, so hiess der Gerente, liess den Taxichauffeur sogleich zum Gespräch kommen. Dieser erklärte, dass die Frau ihn an einer Strassenkreuzung kurz vor der Einfahrt nach Santos zu warten geheissen habe. Sie hätte die Koffer in ein altes Haus getragen, das abseits in einem Wäldchen lag.

In einem der dicken Fotoalben erkannte er Erica. Es stellte sich heraus, dass sie zu einer relativ harmlosen Diebesbande gehörte, die der Polizei bekannt war. Und bald wurde sie denn auch gefasst, verhört und offensichtlich auch geschlagen. Sie sagte aus, dass ihre Bande in Santos ihr Lager habe. So fuhren die Männer mit dem Taxichauffeur nach Santos und machten das Haus ausfindig, in dem unser Hab und Gut, nebst anderen gestohlenen Gegenständen, lagerte. Eine alte Frau wohnte dort, sie überwachte das Diebesgut und war für den Verkauf und die Verteilung zuständig. Mit einem Teil des Gestohlenen kamen die Männer zurück.

Wir waren nun schon drei Wochen in Sao Paulo und Senhor Molinari liess durchblicken, dass er sein Möglichstes getan habe. Wir waren arg mitgenommen durch dieses Ereignis, es blieb kaum Platz für weitere Unternehmungen. Albi ging noch bei einigen Firmen vorbei, aber die Motivation war weg. Für Albi war die Arbeitssituation nicht attraktiv genug. Auch war er nicht gewillt, während Jahren für einen geringen Lohn zu arbeiten. Es war ja nicht so, dass wir ohne Wenn und Aber die Absicht hatten, eine Existenz fürs Leben aufzubauen. Wir besprachen die Lage und waren uns einig, dass wir in Brasilien nicht Wurzeln schlagen wollten.

Wir hatten Auswanderungspläne gemacht. Diese waren aus der unbefriedigenden politischen Situation, in der wir in der Freien Jugend gefangen waren, entstanden. Aber auch aus dem Bedürfnis heraus, die Enge der Schweiz zu verlassen. Es war ein Ausbruch gewesen, der in dieser Radikalität hatte erfolgen müssen. Ein grosser Teil unseres Auswanderungsversuchs war aber auch Abenteuerlust gewesen, die Lust auf Unbekanntes, Neues.

Wir hatten kaum konkrete Vorstellungen gehabt über unsere nächste Zukunft – alles war offen gewesen. Wir waren neugierig und bereit, uns auf Unerwartetes einzulassen. In diesem Sinne brachten wir nicht die üblichen Voraussetzungen von Auswanderern mit. Wir

konnten jederzeit Vergleiche anstellen und was die wirtschaftlichen Möglichkeiten betraf, war es klar, dass uns die Schweiz die besseren Aussichten bieten konnte.

Wir erlebten Brasilien als ein wunderschönes Land, aber die Lebensweise entsprach nicht unseren Vorstellungen. Den althergebrachten Konventionen, dem sozialen Status wurde aus unserer Sicht zu grosse Beachtung geschenkt. Und als Frau fühlte ich mich hier viel zu sehr eingeeengt. Wehmütig dachte ich an Zürich zurück, wo ich auch einmal ohne viel Aufhebens – allein und ohne Kleidervorschriften – abends ins Schauspielhaus gehen konnte.

Die brasilianischen Frauen, sie sind häufig schön wie Blumen, wurden von den Männern geliebt und verwöhnt und stolz ausgeführt. Die Frauen waren zuständig für das Haus und das Wohlergehen ihrer Männer; ihre Selbständigkeit war nicht gefragt. Vielleicht traf das nur für diese Gesellschaftskreise zu, die wir kennengelernt hatten. In der Stadt sahen wir auch Frauen, die unterwegs zur Arbeit waren. Aber diese gehörten offenbar zu einer anderen sozialen Schicht, mit der wir keinen Kontakt hatten.

Wir sahen unser zukünftiges Leben in einem anderen Licht. Die gemachten Erfahrungen hatten bewirkt, dass wir wussten, was wir nicht wollten. Und so, wie die Situation nun einmal war, erwogen wir die Rückkehr in die Schweiz. Es waren vielschichtige Erfahrungen, die wir in uns trugen. Bereit haben wir unseren Aufbruch nie.

In unseren Briefen in die Schweiz hatten wir die Situation offensichtlich nicht beschönigt, denn alsbald schrieben die Schwiegereltern, dass sie sich freuen würden, wenn wir uns zur Rückkehr entschliessen könnten. Meine Mutter schrieb, wie sehr sie nach uns lange Zeit habe, und überwies uns einen Check im Wert von über zweihundert Dollar und merkte dazu an, es handle sich dabei um ein Geschenk. Gleichzeitig teilte sie mit, dass Tante Julie und Onkel Hans

gerne das Geld für die Überfahrt vorschiesen würden. Wir sollten es ruhig sagen, wenn wir es brauchen könnten. Wir nahmen das Angebot gerne an.

Dieser Entscheid gab uns die Möglichkeit, das noch verbliebene Geld zu verbrauchen. Wir kehrten nach Rio zurück und machten kleinere Reisen. Unterdessen war es in Brasilien Frühling geworden und in Europa Herbst. Wir besuchten Teresopolis und Petropolis, zwei in der Höhe gelegene Kurorte, wo schon die Könige und Vizekönige ihre Sommerfrische verbracht hatten. In einem offenen Wagen der Eisenbahn – im hinteren Teil verrichteten Kinder und Tiere ihre Notdurft – fuhren wir durch die wilde, ungezähmte Natur. Der Zug hielt zwischendurch an, und nackte Kinder kamen herbeigeeilt und boten riesige Stauden mit grünen Bananen zum Verkauf an. Gerne hätten wir mehr vom ländlichen Brasilien kennengelernt, doch wir mussten uns begnügen.

Wir machten Abschiedsbesuche bei den Bekannten, die unsere Abreise bedauerten. Wir stellten fest, dass sich keine Freundschaften ergeben hatten; die Gespräche hatten sich meistens um die alltägliche Lebenssituation gedreht, allenfalls um die Wahl von Kubitschek, in den man grosse Erwartungen gesetzt hatte. Politisch differenzierte Gespräche waren nicht üblich. Die Menschen, die wir kennengelernt hatten, suchten in Brasilien ihren persönlichen Erfolg, «das gute Leben».

Als Senhor Pisk von unserer definitiven Abreise erfuhr, lud er uns eines Abends zu einer guten Flasche Wein in seinen schäbigen Salon ein. Er wolle uns ein Anliegen unterbreiten. Da Pepi nun alt und gebrechlich sei, meinte er, wäre es für sie doch schön, wenn sie in ihrer Heimat in Wien ihre letzte Ruhestätte finden könnte – und so hätte er gedacht, da wir nun ja nach Europa fahren, ob wir sie nicht mitnehmen könnten. Wir zeigten für sein Anliegen Verständnis und bewahrten Haltung. Doch wir sagten entschieden Nein. Das dürfe er Pepi

nicht antun, schliesslich habe sie beinahe ihr ganzes Leben in seinen Diensten gestanden und sich um sein Wohl gekümmert. Wir waren entrüstet: Dieser alte Schlaumeier wäre seine Pepi gerne losgeworden.

Meine Mutter schrieb: «Ich war heute Mittag mit Hans auf der Kantonalbank und habe euch an das Schweizer Konsulat in Rio de Janeiro eintausendzweihundert Franken überweisen lassen. Wir haben es als Check per Luftpost gesendet – umgerechnet in Dollar – das gibt mehr Cruzeiros. Den Check könnt ihr auf dem Konsulat abholen und in jeder Bank in Rio soll er ausbezahlt werden.»

Wir bestellten zwei Passagen auf einem italienischen Schiff von Rio nach Genua. Der Check über zwölfhundert Dollar reichte, und für die Bahnfahrt Genua-Zürich legten wir das Geld zurück. Ohne Zwischenhalt ging es bis Dakar, wo das Schiff für ein paar Stunden anlegte. Es war Mitternacht, und am Quai standen Schlepper, die für ihr Nachtlokal warben. Was tun in dieser dunklen Nacht? Wir bezahlten mit den letzten Münzen unsere Drinks an der Theke und waren froh, als der Morgen anbrach und der Ozeanriese wieder in See stach. Dann ging es ohne weiteren Zwischenhalt durch die Meerenge von Gibraltar und über das Mittelmeer bis nach Genua.

Bis Zürich waren es mit dem Zug nur noch einige Stunden. Dann waren wir wieder daheim.

TEIL III

Ehe- und Familienleben in politisch brisanter Zeit

Vorläufiges Ende der beruflichen Karriere

Es war Herbst 1955, als wir nach Zürich zurückkamen. Die Strassen waren sauber, und alles war grau in grau. Das Leben wurde wieder einfach und überschaubar. Bei den Schwiegereltern fanden wir Unterschlupf, und nach kurzer Zeit in einem Einzimmerappartement konnten wir in eine Altwohnung mit drei Zimmern beim Klusplatz, an der Asylstrasse 133, umziehen. Albi stieg bei Bögli und Co., seinem früheren Arbeitgeber, wieder ein. Mit einem Kleinkredit erstanden wir eine einhundertvierzig Zentimeter breite Schlafgelegenheit und zwei schlichte Fauteuils – Holzgestelle mit einem Polster aus orangefarbenem Wollstoffüberzug. Die Bettdecke war petrolfarben. Albi hatte den Sinn für Komplementärfarben. Eine Wand des Wohnzimmers, das auch zum Schlafen diente, beklebten wir mit Tapete – schwarz mit aufgekritzten weissen Motiven. Avantgardistisch.

Dem Staatsschutz war unsere Rückkehr nicht verborgen geblieben. Die Stadtpolizei Zürich teilte dem Kriminalkommissariat der Bundesanwaltschaft in Bern mit, dass der «Ihnen bekannte Linksextremist (mit Ehefrau)» nun wieder zurückgekehrt sei. Weiter wussten die Schnüffler, dass wir uns von den ehemaligen Jugendgenossen distanziert und der kommunistischen Bewegung den Rücken gekehrt hätten. «Man sei krampfhaft bemüht, eine glaubhafte Erklärung für den Absprung von Siegrist zu finden, um sowohl die FJler als auch die PdA-Mitglieder beruhigen zu können.» Ich weiss nicht, wer warum

die FJler und PdA-Mitglieder hätte beruhigen sollen. Wir pflegten private Kontakte mit einzelnen Genossinnen und Genossen, wir führten auch Gespräche und erfuhren, dass in der Freien Jugend gar nichts mehr lief und die Gemeinschaft am Auseinanderbrechen war.

Nach unserer Heirat war ich bald wieder schwanger geworden, und erneut erfolgte beim Übergang vom dritten in den vierten Schwangerschaftsmonat ein Abort. In der Frauenklinik wurde ich umfassend untersucht. Der Befund ergab, dass alles normal war. Doch diese Erfahrung machte mich nachdenklich. Müsste ich meinem Körper, wenn ich schwanger war, mehr Sorge tragen? Wir gingen wandern, im Winter auch Ski laufen. Eine Schwangerschaft sahen wir als eine natürliche Sache. Wir wollten Kinder haben – im Spass hatten wir uns einmal auf vier geeinigt –, aber eigentlich wollten wir die Schwangerschaften planen. Doch das schien nicht so einfach zu sein. Die Möglichkeiten zur Empfängnisverhütung waren in den Fünfzigerjahren noch rudimentär. Als sicher galt der Gebrauch von Kondomen. Es gab die Scheidenpessare und die chemischen Präparate zur Abtötung der Spermien. Dann kannten wir auch die Knaus-Ogino-Methode. Als wissenschaftliche Methode galt die Temperaturmessung.

Jeden Morgen früh zur gleichen Zeit mass ich meine Körpertemperatur und trug den Wert in einer Kurve ein. Mit einer erstaunlichen Genauigkeit liess sich der Eisprung ermitteln. Zwei bis drei Tage danach stieg die Temperatur an und bis zum Ende des Zyklus folgten die unfruchtbaren Tage. Wie meine Erfahrungen zeigten, war die Methode trotz ihrer Aufwendigkeit nicht über alle Zweifel erhaben. In einem Zyklus stellte ich sogar zwei Eisprünge fest, was nach Aussage eines kompetenten Gynäkologen in jedem Frauenleben einmal vorkommen könne.

Und nun wurde ich nach unserer Rückkehr aus Brasilien zum dritten Mal schwanger. Von einer Kollegin erhielt ich die Adresse eines Gynäkologen. Ich meldete mich bei Dr. Arnold in der Praxis am Utoquai an – und schon war es wieder zu spät. Ich hatte Blutungen und

konnte den Fötus nicht halten. Der Arzt bestellte sogleich die Ambulanz und schärfte mir ein, nach meiner Entlassung aus der Frauenklinik unverzüglich zur Konsultation zu kommen. Das tat ich denn auch und war gut betreut. Familienplanung, die sich vorerst auf Empfängnisverhütung reduziert hatte, wurde nun zu einem Programm, das in unserem Eheleben einen festen Platz erhielt.

Ich begann wieder im Labor zu arbeiten. Die Firma Holzerit AG hatte eine versierte Laborantin chemisch-technischer Richtung gesucht. Der Chef und Gründer der Firma, Dr. Tibor Holzer, stellte mich ein und eröffnete mir, dass das Forschungslabor in den eben fertiggestellten Neubau an der Kreuzbühlstrasse, gegenüber dem Bahnhof Stadelhofen, einziehen werde. Er erklärte mich für den Umzug zuständig, was ich mir gar nicht vorstellen konnte und was mich auch belastete. Bis es so weit war, fuhr ich täglich an die Rautstrasse, wo das Labor der Holzerit AG im Bürogebäude der Papierfabrik an der Sihl integriert war. Der Umzug wurde dann aber eine lockere Sache. Die Zügfirma Welti-Furrer schickte Männer, die alle Glasapparaturen sorgfältig in Kisten verpackten. Meine Aufgabe war lediglich, die Kisten entsprechend zu beschriften, damit die Geräte im neuen Labor an ihren richtigen Standort kamen.

Dr. Holzer war Chemiker und Erfinder der Holzfaserverplatte, die Anfang der Fünfzigerjahre unter dem Namen Pavatex den Weltmarkt eroberte. Er war gebürtiger Ungar und hatte als Assistent an der EMPA gearbeitet, zur gleichen Zeit, als ich dort meine Lehre absolvierte. Die EMPA war für ihn ein Gütesiegel, und das Vertrauen, das er dieser Institution entgegenbrachte, übertrug er auf meine Person.

Das neue Labor erstreckte sich über das zweite Stockwerk des Neubaus und war auf das Modernste eingerichtet. Das Novum war, dass die Abwasserabläufe aus säurebeständigem Kunststoff hergestellt wurden. Diese Innovation bewährte sich.

Mit Blick auf den gegenüberliegenden Bahnhof Stadelhofen hatte ich einen attraktiven und inspirierenden Arbeitsort. Die Holzfasertafeln sowie die Holzspanplatten, die ebenfalls durch Verleimung von Holzabfällen hergestellt wurden, waren für uns ein wichtiger Forschungsgegenstand. Von der Industrie kam die Forderung nach einer speziellen Beschichtung, um die Brandgefahr zu reduzieren.

Neben der Arbeit im Labor oblag mir das Patentwesen. In einem eisernen Schrank lagen fein säuberlich eingereiht die Patentschriften. Viele Erfindungen waren ähnlich den Patenten der Firma Holzert, mit nur geringen Änderungen. Täglich trafen Dossiers von neu angemeldeten Patenten ein, die ich entzifferte und einordnete. Des Weiteren galt es, die zahlreichen Lizenzen unter Kontrolle zu halten. Die Erfindung von Pavatex auf Basis der Verwertung von Holzabfällen war eine grossartige und nützliche Sache, und die Nachfrage nach Lizenzen war entsprechend gross.

Mein Chef Dr. Holzer arbeitete nicht im Labor. Er kam vormittags vorbei – im eleganten Anzug, unter dessen Vestonärmeln die weissen Manschetten des Hemdes mit den goldenen Knöpfen hervorblitzten – und erkundigte sich nach dem Stand der Arbeiten. Er hatte Lizenznehmer in Amerika, Japan und vor allem in Nordeuropa. Er reiste von Fabrik zu Fabrik, um bei anstehenden Problemen bei der Produktion mit Rat dabei zu sein. Eines Tages eröffnete er mir, dass ich, wenn ich erst mal eingearbeitet sei, ihn bei diesen Reisen vertreten sollte. Ich vermochte es kaum zu glauben, aber es schien ihm ernst zu sein.

Die Firma Goessler wandte sich mit einem Problem an die Holzert AG. Aus unerklärlichen Gründen klebte eine Serie ihrer Couverts schlecht. Wir untersuchten den Klebstoff, der die übliche Zusammensetzung aufwies. In der Folge schickte mich Dr. Holzer in den Betrieb, um den Arbeitsvorgang zu beobachten. Ich konnte keine Unregelmässigkeiten feststellen, und die nächste Serie Couverts wies

auch wieder die übliche Klebkraft auf. Dieser Einsatz, auch wenn er keine spektakuläre Erkenntnis zutage förderte, hatte mir Spass gemacht.

Während ich im Labor arbeitete, hatte Albi sich zuhause einen Zeichentisch geschreinert, der uns auch als Esstisch diente. Abends rechnete er Offerten und zeichnete Pläne. Er hatte die Absicht, ein technisches Büro zu eröffnen. Ab und zu kamen alte Freunde vorbei, und wir liessen uns erzählen – aber die politische Arbeit interessierte uns nur am Rande. Wir hatten die gesamte Energie auf unsere persönliche Entwicklung gerichtet. Viele Möglichkeiten taten sich auf, wir führten ein interessantes und aktives Leben. Die Chance, die emanzipierte Haltung meines Chefs unter Beweis zu stellen, ergab sich allerdings nicht. Ich wurde wieder schwanger und konnte nur mit Mühe den strengen Anforderungen im Labor gerecht werden. Dauernd war mir übel und zur Verhinderung eines Aborts riet mir der Arzt, häufig zu liegen, was ich denn auch nach Möglichkeit befolgte. Laut den Untersuchungen war das Klima der Gebärmutter zu wenig sauer, was die Nidation – die Einnistung des befruchteten Eis – hemmte. Dr. Arnold wusste von einem neu in den Handel gekommenen Plazentaprodukt, das den Säuregrad in der Gebärmutter beeinflusse und dadurch die Einnistung begünstige. Zwei Injektionen wöchentlich brachten vorerst den gewünschten Erfolg.

Dr. Holzer war verständnisvoll und grosszügig. Er riet mir, entsprechend meinem Befinden zuhause zu bleiben. Es war eine komfortable, wenn auch unsichere Situation. Unsicher in dem Sinne, als die Schwangerschaft nicht gesichert war; wir aber, um sie erfolgreich zu gestalten, keine Risiken mehr eingehen wollten. Doch vom dritten in den vierten Schwangerschaftsmonat begannen wieder die Blutungen. Ich lag im Bett und vermied körperliche Erschütterungen. Zu einer Untersuchung war ich kurz in der Pflegerinnenschule. Die Mes-

sungen ergaben, dass das Risiko eines Aborts und später einer Frühgeburt fünfzig zu fünfzig stand. So war es für uns eine Notwendigkeit, bis zum Geburtstermin die richtigen Prioritäten zu setzen.

Im Haushalt mangelte es noch an allen Ecken. Mit einem feinen Baumwollstoff kleidete ich einen Wäschekorb aus und nähte einen Spreusack. Meine Schwiegermutter begann zu stricken. Albi hatte nun ein eigenes Büro. Durch seinen Sprung in die berufliche Selbständigkeit war unsere materielle Basis alles andere als stabil, und wie es mit meiner Berufstätigkeit weitergehen würde, stand in den Sternen. Doktor Holzer hatte inzwischen einen jungen Laboranten eingestellt. Als dieser nach kurzer Zeit in die Fabriken reiste, musste ich leer schlucken. Für meine nähere Zukunft waren die Weichen gestellt. Ich konnte nicht einmal sagen, dass ich sie selber gestellt hätte. War ich enttäuscht? Ich war mir nicht im Klaren. Mit gemischten Gefühlen sah ich in die Zukunft. Ich hätte mich gerne beruflich weiterentwickelt – irgendwie wurden mir aber die Grenzen meiner Selbstbestimmung aufgezeigt. Obschon Albi und ich von Geburtenkontrolle und Familienplanung sprachen und diese auch praktizierten, war es doch so, dass das Ereignis einfach eingetreten war, ein biologisches Wunder, völlig unerwartet und nicht geplant. Wir freuten uns.

Allmählich ging es mir körperlich besser, und ich ging wieder regelmässig ins Labor. Doktor Holzer versprach mir grosszügig drei Monate bezahlten Schwangerschaftsurlaub, der damals noch nicht gesetzlich geregelt war, und zählte auf meinen erneuten Einsatz nach der Geburt. Meiner und Albis Einstellung entsprechend war klar, dass ich meine Berufstätigkeit nicht aufgeben und wir für den Haushalt eine geeignete Hilfe suchen würden. Eine Bekannte, die in Albisrieden ein Strickgeschäft führte, kannte Helga. Sie kaufe bei ihr Wolle ein und suche eine neue Stelle als Hausangestellte. Ich nahm mit dieser jungen Frau aus Deutschland Kontakt auf, und gleich war klar, dass sie zu

uns passen würde. Sie hatte Erfahrung in der Säuglingspflege und war fähig, einen Haushalt selbständig zu führen. Bisher hatte sie monatlich einhundertundzwanzig Franken verdient, wir waren bereit, einhundertundfünfzig Franken zu bezahlen – bei freier Kost und Logis. Dazu kamen die Entschädigung während dem jährlich festgesetzten Urlaub von vierzehn Tagen und die vorgeschriebenen Prämien für Versicherungen. Ich verdiente inzwischen tausend Franken monatlich, was ein überdurchschnittlich hohes Salär war. Albi hatte genügend Aufträge, nur liessen sich die Kunden mit der Begleichung der Rechnungen oft viel Zeit.

Am 16. November 1957 kam unser erstes Kind, ein gesunder Knabe, zur Welt. Nach vorausberechnetem Geburtstermin keinen Tag zu früh. Alles lief gut an und die Milch floss. Wir waren glücklich. Wie ich es im Säuglingskurs gelernt hatte, zog ich eine weisse Schürze an und wusch mir die Hände, bevor ich Dominik aus dem Wäschekorb hob. Anfänglich band ich zum Stillen noch einen Mundschutz um – Hygiene wurde in den Fünfzigerjahren gross geschrieben. Aus heutiger Sicht war das übertrieben. Nach Neujahr kam Helga zu uns. Ihre praktische und erfahrene Art wirkte entspannend auf unsere Triade. Ich führte sie in unseren bescheidenen Haushalt ein und überliess ihr die Führung, selbst das Bestimmen des Menuplanes und das Einteilen des knapp bemessenen Haushaltsgeldes. Helga war eine sensible Person mit krausem goldrotem Haar und weisser Haut. Ihr langes Haar trug sie in der Form einer Banane straff gedreht und am Hinterkopf festgesteckt. Auf Ungemach reagierte sie mit körperlichem Unwohlsein. Sie war mit acht Geschwistern in Karden an der Mosel aufgewachsen. Ihr Vater war Bahnwärter an der Strecke Koblenz-Trier und die Mutter, eine tüchtige Person, führte den Haushalt und erzog ihre Kinder zu Bescheidenheit und Anstand. Helga wirtschaftete bei uns, wie sie es zuhause gelernt hatte.

Lebensgestaltung und Kinderglück

Anfang März wagte ich wieder den Start ins Labor. Vom Klusplatz zum Bahnhof Stadelhofen war es mit dem Tram Nummer 15 ein Katzensprung, und sogar über Mittag eilte ich heim. Ich stillte Dominik, legte ihn schlafen und fuhr wieder ins Labor. Später nahm Helga ihn auf und ging mit ihm spazieren. Gegen fünf Uhr war schon wieder Stillzeit, und die beiden erschienen bei mir im Labor. Dieses Timing klappte, und allmählich stellte sich Routine ein. Helga und ich kamen gut zurecht. Obwohl sie einige Jahre älter und im Haushalt erfahrener war als ich, spielte sie diese Überlegenheit nicht aus.

Wir hatten drei Zimmer. In dem einen wohnten Albi und ich, das zweite Zimmer war für Dominik reserviert und im dritten, in dem nun auch ein wackliger, antiker Esstisch stand, hatte sich unsere Helga eingerichtet. Es war eng, aber es ging. Helga hatte in den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Zürich einen jungen Schweizer kennengelernt. Er hiess Klaus und hatte eben einen Vertrag für zwei Jahre in Australien unterzeichnet. Es wurde ein trauriger Abschied, doch die beiden Verliebten beschlossen, sich zu schreiben. Abends nähte und stickte Helga – wie sie sagte: «Für die Kiste oben auf dem Estrich». Wie es damals bei deutschen Mädchen noch Brauch war, arbeitete sie an ihrer Aussteuer.

Nach abgelaufener Frist schrieb Klaus, dass er den Kontrakt für weitere zwei Jahre verlängern werde. Helga wurde blass: «Meijuuh, Frau Siegrist, ich werde dreissig, ich kann nicht noch einmal zwei Jahre warten.» Ich riet ihr, Klaus zu schreiben. Umgehend antwortete er, sie solle nach Australien kommen, sie würden heiraten. Nun herrschte Ratlosigkeit. Helga wusste nicht mehr aus und ein. «Frau Siegrist», sagte sie, «ich muss an die Mosel fahren und das mit meinen Eltern besprechen.» Nach wenigen Tagen kam sie zurück. Ihre Eltern waren dagegen, dass sie so weit weg in die Fremde. Und so war die Geschichte erledigt.

Dominik gedieh prächtig. Allmählich bekam er feste Nahrung, und an seinem ersten Geburtstag zum letzten Mal Muttermilch von der Brust. Wie es damals üblich war, wurde der Säugling vor und nach dem Trinken auf die Waage gelegt. So hatte man die Kontrolle über die tägliche Nahrungsaufnahme und das Gewicht. Ich hatte errechnet, dass dieses Kind während des ersten Lebensjahres mehr als zweihundert Liter Muttermilch gesüffelt hatte.

Albi hatte seine Beratertätigkeit ausgebaut und übernahm nun in Wallisellen eine kleine Installationsfirma mit gutem Namen. Samstags fuhr Helga mit ins Geschäft und machte dort sauber. Oft durfte sie auch die Post erledigen, was ihr Spass machte. Ich übernahm an diesem Vormittag den Haushalt und kochte das Mittagessen. Alles liess sich gut an, und Helga besorgte den Haushalt zu unserer Zufriedenheit. Sie strickte und nähte und in ihrer Freizeit ging sie mit einer Freundin in den deutschen Club. Über Weihnachten fuhr Helga an die Mosel in Urlaub. Der Schock kam gleich nach ihrer Rückkehr: «Frau Siegrist, ich glaube ich bin schwanger.» Helga hatte sich in den gut aussehenden Herrn Ober vom Weinkeller Zur kühlen Quelle verliebt, und so war es denn passiert. Sie holte die Kiste vom Estrich und sortierte ihre Aussteuer. Alles Notwendige war da und das Geld für die Anschaffung der Möbel hatte sie auch gespart. Ihre Eltern drängten darauf, dass sie ihre Stellung in der Schweiz aufgeben und sobald wie möglich heirate.

Wir kamen überein, dass Helga vorerst noch bei uns blieb. Ich war in arger Bedrängnis, und Albi meinte, ich müsste mir eine neue Hausangestellte suchen. Ich war unschlüssig. Und dann stellte ich fest, dass auch ich wieder schwanger war. Dominik konnte nun bereits gehen und bis zum nächsten Geburtstermin würde er zwei Jahre alt sein. Warum nicht? Dr. Arnold injizierte mir wieder das Plazentaprodukt, riet mir jedoch, häufig zu liegen. Dr. Holzer reagierte überrascht, aber verständnisvoll.

Wusste ich wirklich, was ich wollte? Hatten wir uns Gedanken gemacht über unsere Lebensgestaltung? Sicher nicht in dem Ausmass, wie das heute möglich ist. Die traditionelle Rollenteilung zwischen Mann und Frau wurde damals noch kaum in Frage gestellt. Das hatte auch wirtschaftliche Gründe. Die Frauen verfügten allgemein über weniger qualifizierte Ausbildungen, und die Männer wurden für ihre Arbeit besser bezahlt. Klar waren die Lebenswelt des Mannes und seine Stellung in der Gesellschaft anders als die der Frau. Meine Position dazu? Ich hatte mich damals nicht vertieft mit diesen widersprüchlichen Realitäten auseinandergesetzt. Ich hatte mich lediglich emotional aufgelehnt gegen die ungleiche Wertung der Geschlechter und mir zugetraut, mein Frauenleben emanzipiert zu gestalten. Ich war überzeugt, dass es möglich sei, berufstätig zu sein, ohne auf Kinder und Familienleben zu verzichten. Wie das aber in der Praxis scheitern kann – das muss man erlebt haben, um es zu glauben.

Nachmittags, wenn ich meiner beruflichen Arbeit im Labor nachging, spazierte Helga mit Dominik. Ab und zu ertappte ich mich beim Gedanken, dass ich das auch gerne getan hätte, anstatt ins Labor zu gehen. Ich war mir wirklich nicht im Klaren, wo ich die Prioritäten setzen wollte. Bei einem unserer abendlichen Spaziergänge auf den Sonnenberg machte Albi einen Vorschlag: Wir müssen jetzt eine klare Situation schaffen. Ich schlage vor, ich übernehme die Arbeit ausserhalb und schaue, dass das Geld hereinkommt. Und du bist zuständig für das «innere Ressort».

Ich konnte mich nicht für eine neue Haushalthilfe entscheiden und beschloss, mich – wie ich dachte – vorläufig auf die Hausfrauen- und Mutterrolle zu beschränken. Ich war aber weiterhin überzeugt, dass sich Mutterschaft und Berufstätigkeit nicht ausschliessen. Doch bei unserer Familienplanung drifteten Theorie und Praxis auseinander. Wir planten und dessen ungeachtet wurden wir durch die Ereignisse überrollt.

Dr. Holzer hatte mir zu Weihnachten als Ausdruck der Wertschätzung eine grosszügige Gratifikation von eintausend Franken überreicht. Nun im Frühjahr kamen wir überein, das Arbeitsverhältnis aufzulösen. Ich war in Gedanken oft anderswo und nur noch halbherzig bei der Arbeit.

Kinder – Küche – «Zigeunerleben»

Helga hatte ihre Sachen gepackt und zog ihrer Zukunft entgegen. Sie freute sich auf die Heirat und die bevorstehende Geburt ihres ersten Kindes. Ich übernahm den Haushalt und stellte mich auf die neue Situation ein. Ich empfand die neue Rolle vorerst als grosse Entlastung – vor allem frühmorgens, wenn es mir übel war und ich nicht mehr ins Labor musste. Dominik war pflegeleicht. Ich beobachtete seine Entwicklung und war glücklich über die kleinsten Fortschritte, die er machte. Vor meiner Heirat hatte ich mich mit meiner Mutter ausgesöhnt, und seit unserer Rückkehr aus Brasilien pflegten wir den Kontakt wieder regelmässig. Sie liebte ihren Enkel und war bereit, ihn zwei Nachmittage in der Woche zu hüten. Sie ging mit ihm auf den nahegelegenen Spielplatz, wo er sich beschäftigen konnte.

Ich schrieb mich für zwei Vorlesungen an der Uni ein. Die eine hatte das Leben und die Pädagogik von Johann Heinrich Pestalozzi zum Thema. Die andere betraf das Problem der Willensfreiheit bei Schelling, das mich jedoch praktisch und intellektuell überforderte. Das Wesentliche, das mir in Erinnerung geblieben ist: Die absolute Freiheit gibt es nicht. Es ist immer Freiheit von etwas für die Freiheit zu etwas. Eigentlich eine banale Erkenntnis, zu der man auch im praktischen Alltag kommt. Die Vorlesung über Pestalozzi aber entsprach meinen damaligen Bedürfnissen. Ich hatte klare Vorstellungen über eine nützliche und sinnvolle Erziehung. In der Regel handelte ich spontan und aus einem sicheren Gefühl heraus. Doch verspürte ich

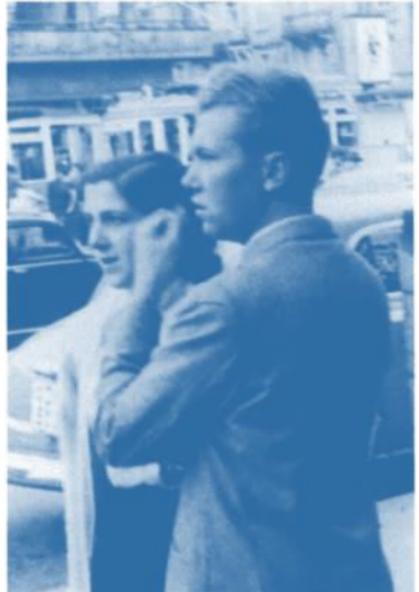
jeweils einen Impuls, mein Handeln zu reflektieren und einzuordnen. Ein japanisches Sprichwort über dem Kinderbett besagte, dass Erziehung mit Liebe und ohne Schläge zu geschehen habe. Das war unser Leitmotiv. Durch Pestalozzi fühlte ich mich in meinem Tun bestätigt und gestärkt.

Für Albi war vieles selbstverständlich. Mit sieben Geschwistern und in einer Arbeiterfamilie gross geworden baute er auf einem stabilen Untergrund. Ein solcher war mir nicht einfach so gegeben. Ich brauchte das Gespräch und wollte offene Fragen diskutieren. Wahrscheinlich erwartete ich Antworten und nicht immer wieder neue Fragen. Ich erinnere mich an einen Vorsatz, den ich in mir trug: Bis zu meinem dreissigsten Lebensjahr wollte ich in der Lage sein, alle Herausforderungen souverän annehmen zu können. Natürlich blieb das eine Illusion.

An den Wochenenden gingen wir oft zu den Schwiegereltern, die nun, nachdem die Jungen alle ausgezogen waren, an der Schaufelbergerstrasse in Zürich-Albisrieden in einer modernen Mietwohnung ihr neues Zuhause gefunden hatten. Sie waren des Lobes voll über die Waschmaschine und die Zentralheizung und genossen den Komfort, der ihnen nun im Alter zuteil wurde. Dominik war ihr sechstes Enkelkind, und so traf er bei den Grosseltern häufig auf seine Cousins und Cousinen. Weil Grosi mit Besuchen rechnete, stand immer auch ein frisch gebackener Kuchen bereit. Mir als Schwiegertochter lag viel daran, vor ihrem geübten Auge bestehen zu können. Doch mischte sie sich kaum in unsere Angelegenheiten. Sie war auch mit Ratschlägen zurückhaltend – doch ihr musternder Blick verriet, dass ihr nichts entging. Grossvater hatte einen trockenen Humor und in seinen Augenwinkeln sass der Schalk. Mit seinen Enkeln trieb er gerne allerlei Unfug. Meistens, auch wenn er nichts zu tun hatte, trug er die weisse Küchenschürze umgebunden. Er nannte sich «Blancheur» und erinnerte damit an seinen Einsatz während des Krieges im Schnellzug Zürich-Chiasso, wo er für den Abwasch im Speisewagen angestellt war.



1. Mai 1951. Nachdemonstration vor dem Spanischen Konsulat an der Genferstrasse, wo eine Protestnote abgegeben wurde. Die Polizei greift ein.



Albi (Siegrist) und Verena schauen konsterniert auf die Prügelei (das Bild stammt aus den Staatsschutzakten).



Fritz Platten (1883-1942), Rede zum Antifa-Tag in Zürich, August 1931. (Alle Bilder dieser Seite: Gretlers Panoptikum zur Sozialgeschichte)



Johnny Linggi (1915-1984), Spanienkämpfer, vor seinem Buchantiquariat in Zürich-Aussersihl.



Otto Brunner (1896-1973), Spanienkämpfer, Kommandant des Bataillons «Tschapajew».



Hochzeit von Robert
Messikommer und
Martha Hug.
Axenstrasse, 1929.



Die Eltern Messikommer mit Verena im Garten an der Dachslernstrasse, 1933.



Grossvater Johann Hug an der Betonprüfmaschine. Eidgenössische Materialprüfungsanstalt (EMPA) Anfang der Dreissigerjahre.



Haus Dachslernstrasse 9 in Altstetten.



Mutter Messikommer, der kleine Bruder Heireli (Heiri Freund) und Verena in Unterstrass, 1942.



Willi Münzenberg (1889-1940) war in jungen Jahren Sekretär des Sozialistischen Jungburschenverbands in Zürich. (Gretlers Panoptikum zur Sozialgeschichte)



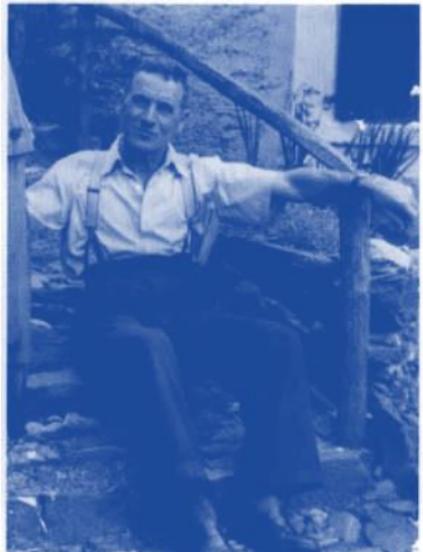
Silberhochzeit von Tante Julie (Hug) und Onkel Hans (Hug), 1950.
 Von links nach rechts: Tante Centa (Grab), Dölf Grab, Tante Urschi (Hug), Fredel (Hug), Tante Julie, Sohn Hans (Hug), Onkel Hans, Margrith (Hug), Verena, Frau Affeltranger.
 Vorne: Edwin (Hug) und Katja (Hug), die Kinder von Uschi und Fredel.



Grossmutter Messikommer am Webstuhl, in den Zwanzigerjahren.



Grossmutter Messikommer mit Verena und deren Mutter, 1933.



Vater Robert Messikommer in seinem Garten, um 1950.



Jugendgruppe der Naturfreunde Altstetten, 1948.



Sporttag des Vereins Ferien und Freizeit in Fällanden, 1950.



Im internationalen Zeltlager der Freien Deutschen Jugend am Müggelsee bei Berlin (DDR), 1952.



1.-Mai-Umzug mit dem Arbeiterhandharmonikaclub Freundschaft, 1949.



Fototermin nach einer Probe, 1949.



Aufbruch nach Wien, Sommer 1949.

SPIELSALON

ZEITUNG FÜR DIE SCHWEIZERJUGEND
 Nr. 5 April 1953 7. Jahrgang

ERSCHEINT
 MONATLICH



SPIELSALON



Wenn man heute durch Zürich bummelt, so erblickt man immer häufiger auf sogenannten Spielsalons. (In ganzen gibt es heute bereits 18!) Stinkige, dumpfe Luft wie in einer Kneipe schlingt den Eintretenden entgegen. Es herrscht grosses Gedränge. Man wird angesprungen und gestossen, in einer Ecke quakt ein Musikant mit einem Boogie-Woogie. Köpfe und Körper bewegen sich in Takt zu diesem Lärm, der noch durch das Rattern und das Geklirr der Spielautomaten verstärkt wird. Hat man sich endlich an einen solchen Automaten vorgedrängt, so steht man vor dem neuesten Errungenschaftswestlicher Kultur. "Pezas" heisst ein solcher Lasten. Daneben steht ein Automat mit einem Fliegerehrungsbeschriftung und an einem andern steht der sinnvolle Spruch: "Obst Aug und Hand an Beberstand".

Wenden wir uns den Spielern zu. Der grösste Teil ist zwischen 16 und 22 Jahre alt, es gibt aber auch recht betagte Männer, die sich diesen Zeitvertreib hingeben. Tagediebe und Halbgangster, lieblich gekleidet, mit riesigen ungekammerten Mähnen. Man sieht viele brutale Gesichter, es werden schmutzige Witze getrieben. So stehen sie herum, spielen, spielen auch um Geld, um vielleicht näher auf der Strasse zu raufen. Leider trifft man auch viele Mädchen zwischen 15 und 18 Jahren. Die Gesichter brennt und gepudert, aufdringlich kreischend. Von Zeit zu Zeit verschwinden sie mit einem Spiesgesellen. Es ist unmöglich, die Gespräche wiederzugeben, die man so nebenbei aufschmupft. In einer Ecke flirrt man und schmeißt Kaugummi. Möstere Gestalten aller Kategorien drücken sich in den Spielsalons zwischen den vorgangengeschäftigen, aber im Grunde genommen noch unverdorbenen Jugendlichen herum.

Diese Jugendlichen laufen natürlich Gefahr, von der moralischen Verkommenheit angesteckt zu werden. Wenn z.B. ein Lehrling von dieser Sucht gepackt wird und das Taschengeld zu Ende ist - was dann? Wo das Geld hernehmen zum weiterspielen? Nach der guten moralischen Vorbereitung in Spielsalons ist die Gefahr gross, dass er es sich auf nicht ganz saubere Art zu verschaffen sucht. Deberhaupt, wofür müssen sich Eltern und Lehrer mit der Erziehung der Jugendlichen, wenn sie es zulassen, kann sie nachher in Spielsalons zum Abschluss von Menschen und Flugszeugen erlernen?

LÜCKALES

Unsere Parole heisst heute:
WEG MIT DEN SPIELSALONS !!!
WER BRAUCHEN EIN JUGENDHAUS !!!

ANS DEN INHALT:

Alfred Kaiser - unser Freund
 CHAUFLE MARIE
 Sonst
 Sonst
 Sonst
 Sonst

„Was darf's sein?“

Diese Frage richtet die Verkäuferin unschöne Male an die Kundschaft, immer bereit, auch den verabschiedeten Wünschen entgegenzukommen. Wie wäre es, wenn einmal ein Kunde die Verkäuferin höflich fragen würde: „Was darf's sein?“ Ein Mitarbeiter der „Jugend“ hat diesen ungewöhnlichen Schritt gewagt und einige Zürcher Verkäuferinnen über ihren Wunsch befragt. Die Antworten sind einfach: **UNGENÜGEND** und **UNGENÜGEND**. Hier ein Beispiel: die 21-jährige Lilly, ungelernete Verkäuferin, die nicht bei ihren Eltern wohnt, hat folgendes Monatsbudget:

Lohn	Fr. 330.-
Sinner mit Kocheleganzheit	Fr. 80.-
Tram	Fr. 18.-
Bussen (auch für Verkäuferinnen nötig)	Fr. 155.-
Schülerwaschen	Fr. 10.-
Stamps	Fr. 12.-
Ver sicherungen usw.	Fr. 20.-
Steuern	Fr. 15.-
Ausgaben total	Fr. 500.-
Rest	Fr. 22.-

So bleiben für Neuananschaffungen (Kleider, Wasche usw.), für Kulturwills Freizeits und Erholung genau 22 Franken in der Tasche.

Wir wissen ja bereits, dass viele Warenhaus-Verkäuferinnen Fortsetzung auf Seite 6

Zeitschrift der «Freien Schweizerjugend». Sie erschien monatlich, 1953 das letzte Mal. Das Motto: «Die Jugend ist die Kraft, die eine bessere Zukunft schafft.» Die Freie Jugend engagierte sich grundsätzlich gegen Spielhöhlen, «weil da den Jungen nur das Geld aus der Tasche gezogen wurde».



In der Lehre als Laborantin an der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt (EMPA), mit Berufskolleginnen und Chefs, 1948.



Als Laborantin im Forschungslabor der Holzerit AG, Zürich, 1956.



Nach der Trauung im Stadthaus Zürich 1953: Ausflug auf die Insel Mainau.



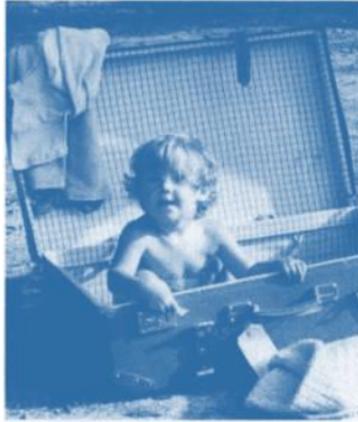
Neues Land, neue Möglichkeiten? Ausflug auf den Corcovado oberhalb von Rio de Janeiro, Brasilien, 1955.



Verena mit ihrem zweiten Kind Madeleine, 1959.



Grosi Siegrist mit Dominik, Madeleine und Barbara im ZürcherZoo, 1963.



Barbara beim Zelten
in Tenero, 1962.



Dominik und Madeleine am Lago Maggiore, 1962.



Kindermädchen Dorothee mit Dominik beim Spielen am
Lago Maggiore, 1962.



Alljährlicher Höhepunkt des Jahres: Das Weihnachtessen der Firma Siegrist & Co. Albi und Verena mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.



Mit der Familie beim Skifahren in Arosa 1964. Von links: Madeleine, Albi, Albis Schwester Hedi Larice-Siegrist, Dominik und Verena.



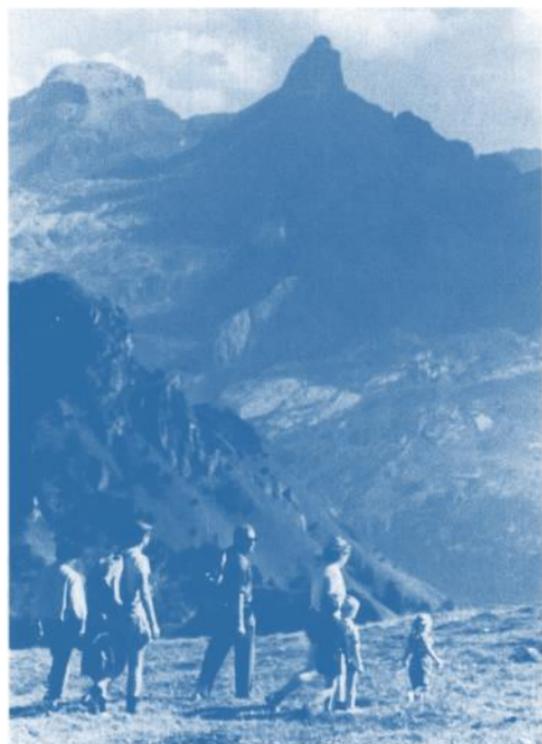
Bergwanderung mit Freunden, 1975.



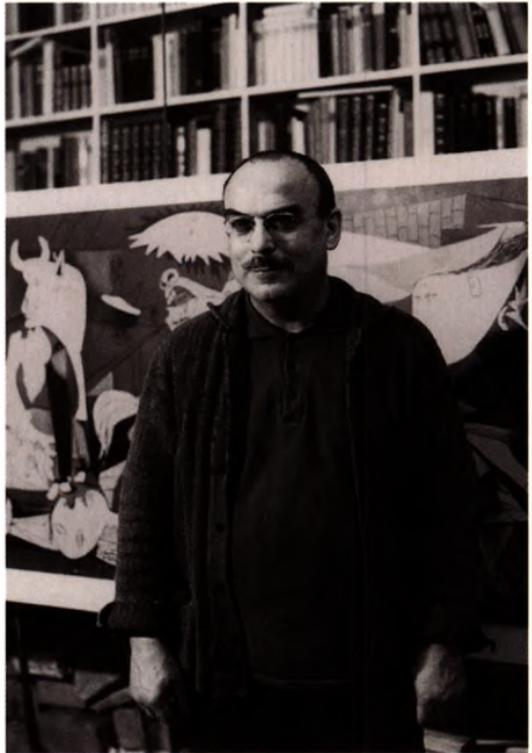
Dominik und Albi auf dem Kistenpass, Sommer 1987.



Familie Siegrist mit Albis Geschwistern und allen Kindern, um 1965.



Unterwegs...



Konrad Farner (1903–1974) in
seinem Arbeitszimmer in Thalwil.
(Gretlers Panoptikum zur
Sozialgeschichte)



Ernst Erdős (1919–1998), links, und Albi am 50. Geburtstag von Verena.



Amalie und Theo Pinkus mit Dodo Schneebeli (Mitte) an Verenas 50. Geburtstag. Waldfest in den Stuhlen in Ebmatingen, 1982.

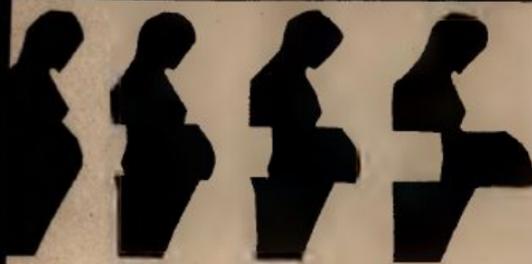


Salicina in den 1980er-Jahren. (Foto: Günther Zint)

NO GERETE

Nr.2, März 1989

Nationale Organisation "Gen- und Reproduktionstechnologien" feministischer Frauen (Schweiz)



**MANI-
PULATION**

oder

**SELBST-
BESTIMMUNG**

INHALTSVERZEICHNIS

- Die Nutzung von Fortpflanzungstechnologien zum Nachteil von Frauen
- Grundrechte
- Opfer sind am Verlust ihrer menschlichen Würde erkennbar
- Gedanken zur Eidg. Expertinnen-Kommission "Humangenetik und Reproduktionsmedizin"
- "Rechtsgleichheit von Mann und Frau" und "Unentgeltlichkeit der Keimzellenspende"
- Mädchen oder Junge?
- NOGERETE: Mitglied von FINRRAGE
- Persönlichkeitsrecht der Frau



I
N
F
O
♀

N
R
2

Nationale Organisation «Gen- und Reproduktionstechnologien» feministischer Frauen (Schweiz). Erschien in den Achtzigerjahren drei- bis viermal jährlich. Eine nationale, überparteiliche Organisation feministischer Frauen befasste sich kritisch mit der Gen- und Reproduktionstechnologie. Sie bezweckte durch Öffentlichkeitsarbeit die Integrität und Entscheidungskompetenz der Frauen zu wahren.

Name: Siegrist geb. Verena / Messikomer / alte "Vreni" / Nr. _____
 / orname: Verena / Eltern: _____
 Geburts: 3.8.1932 / Wohnort: Seegraben ZH
 Beruf: Laborantin-Lehrschülerin / Zivilstand: verh. mit Albert Siegrist, v. 7.28
 Wohnort: Waldenstr. 85, Birmensdorf, 40, 8, Müllerstr. 75, Birmensdorf, 81, 1, Schlegelstr. 48, in Zürich, Baystr. 133.
 Bemerkungen: Zürich, Im Glockacker 42

Alten	Datum	Gegenstand
8.10114	30.9.49	v. ND ZH: Teilnehmer an PDA-Ferienaktion f. franz. Bergarbeiterkinder.
8.10003	20.12.51	v. Stapo-ZH: Auf Liste der FJ-Aktivistinnen, die die Verpflichtung eingegangen sind, eine bestimmte Anzahl der Zeitschrift "JUGEND" zu verkaufen u. Jahresabonnemente zu werben.
C.8.2616	16.1.52	v. ND Zürich/Bapp. Stapo: Bericht betr. antikommunist. Vortrag des WEIMANN Margarete Ol über Russland, vom 13.1.52 im Kino Walche in Zürich. Nach Schluss des Vortrages trat die M. als Diskussionsrednerin auf der Strasse in Erscheinung.
3.10114	1.3.52	v. Stapo ZH: Teilnehmerin an öffentl. Kundgebung PDA-ZH v. 26.2.52.
8.10003	24.6.52	v. do.: Bericht betr. die FJ-Zürich. Den Wettbewerb der FJE für den Vertrieb der "Jugend" hat die M. gewonnen, indem sie über 800 Exemplare der letzten 7 Nummern verkaufen konnte. Sie galt schon vor dem Wettbewerb als eifrige und beste Kolporteurin der FJE. Als Preis kann sie Gratisferien in der DDR verdienen. Sie verwendet den Decknamen "Vreni".
	15.7.52	Pol. Insp. BS: offizielle Delegation für Zoh. am Ferienlager in ... 1.-

Alten	Datum	Gegenstand
(0)350/968	17.10.88	v. Stapo ZH: im Februar 88 wurde der Verein NOGERETE gegründet mit dem Zweck, 'feministische Perspektiven und Stellungnahmen zu allen Aspekten der Gen- und Reproduktionstechnologie zu erarbeiten und gegen aussen zu vertreten'. Bisher fanden Tagungen in Bern, Lausanne und Basel statt. Inhaberin des Postfaches der Organisation ist die S.
(0)350/968	12.1.89	v. SD-BS: Das Info-Bulletin NOGERETE der Nationalen Organisation 'Gen- und Reproduktionstechnologien' feministischer Frauen (Schweiz) erscheint drei- bis viermal pro Jahr. Ueber das Postfach 3310 (Zürich) gelangt man an die Redaktion der Zeitschrift. Vorstandsmitglied der NOGERETE (Beisitzerin).
(0)350/968	4.4.89	v. Stapo/ZH: Mitgliederversammlung der NOGERETE (Nationale Organisation 'Gen- und Reproduktionstechnologien' feministischer Frauen) am 4.2.89 in Zürich. S. gehört dem neu gewählten Vorstand an.

Auszug aus den über Verena Siegrist angelegten Staatsschutzakten, die ihr nach dem Fichenskandal zugestellt wurden.



Ironische Ansichtskarte der Jugendbewegung mit den Polizisten in Vollmontur während den Jugendunruhen 1980/1981.



Im Herbst 1981 wurde das Autonome Jugend' Zentrum (AJZ) von der Polizei gestürmt.
(Foto: woz)



Wahlkampf Frühling 1983. Sämtliche Kandidaten der Zürcher Sozialdemokraten treffen sich zum Fototermin im Studio 4. Verena Siegrist in der dritten Reihe links.



Die Beckersmühle in Zechlin
damals (1990) und heute.



Verena Siegrist als Bezirksschulpfegerin
am Schulhausfest Langmatt, 1984 ...



... und unterwegs als Bezirksschul-
pflegerin, 1996.

Mit seinem Outfit tat er kund, dass er für das Geschirr und die Hilfsarbeiten in der Küche zuständig war. Das Kochen allerdings gehörte in den Zuständigkeitsbereich meiner Schwiegermutter.

Am 1. Oktober 1959 kam Madeleine zur Welt. Sie war ein gesundes, hübsches Mädchen mit vielen schwarzen Haaren. Und wie mir prophezeit worden war, hatte die Geburt weniger lang gedauert als die erste. Ich verbrachte wieder eine Woche in der Pflegerinnenschule. Dominik war während dieser Zeit bei den Grosseltern. Doch als Albi ihn dort abholte, inszenierte er ein kleines Theater. Ich eilte ihm vor dem Haus entgegen, doch er strebte von mir weg und liess sich nicht anfassen. Offensichtlich hatte ich ihn durch meine Abwesenheit gekränkt. Albi erzählte ihm eine Geschichte und brachte ihn zu Bett. Am darauffolgenden Morgen kroch er zu uns unter die Bettdecke und daraufhin riskierten wir es, ihm die kleine Schwester zu zeigen. Etwas überrascht, aber ohne grösseres Interesse beguckte er dieses kleine schlafende Lebewesen.

Der Alltag wurde nun recht beschwerlich, insbesondere das Stillen. Während ich mich im Kinderzimmer auf das Bett legte, die kleine Madeleine neben mir, spielte Dominik mit seinen Bauklötzen. Das Stillen war ein zeitraubender Akt. Oft schlief ich ein und Madeleine auch. Dominik wirkte nicht sonderlich interessiert, und er spielte weiter. Doch einmal kletterte er unvermittelt auf das Fenstersims und liess sich demonstrativ auf den Boden fallen. Ich liess Madeleine liegen und wandte mich ihm zu, was er sichtlich genoss. Mehrere Tage nahm er keine Notiz mehr von unserem Stillvorgang, doch dann kletterte er wieder auf das Fensterbrett. Diesmal warf er mit Bauklötzen nach uns. Das war nun eine zielgerichtete und unmissverständliche Botschaft.

Auch Madeleine entwickelte sich prächtig. Mit der Zeit gewöhnte sich Dominik an die Anwesenheit seiner kleinen Schwester. Er spielte

neben ihrem Bettchen und plapperte auf sie ein. Während sie schlief, erledigte ich die Hausarbeiten. Noch kannte man keine Pampers, die Windeln waren aus weichem Flanellstoff. Albi hatte im Badezimmer eine kleine Waschmaschine installiert, in der sie gekocht wurden. Spülen musste ich die Wäschestücke in der Badewanne. Eine Windel nach der andern wrang ich aus und übergab sie Dominik, der darauf bestand, diese Stofflappen in den Wäschekorb zu legen. Zusammen trugen wir den Korb auf den Estrich, wo wir sie zum Trocknen über die Schnur hängten. Dieses gemeinsame Arbeiten gefiel ihm und stärkte offensichtlich sein Selbstwertgefühl. Wir plauderten dabei miteinander, und seine lustigen Gedanken und sprachlichen Fortschritte waren eine Quelle der Heiterkeit, die mich für die Anstrengungen entschädigte, die dieses Mutterglück mit sich brachte.

Im Hause Asylstrasse 133 ging Frau Humbel ein und aus. Sie putzte bei Herrn Karasek, dem älteren Nachbarn, der sich über meine entzückenden Kinder herzlich freute. Es oblag den Mietern, abwechselnd die Treppe zu schrubben. Frau Humbel, die merkte, dass ich am Anschlag war, tat dies für mich. So kam ich zu einer Putzfrau, die mehr als zwanzig Jahre als guter Geist in unserer Familie schaltete und waltete. Kinderlos wie sie war, legte sie auch Wert darauf, ein wenig Grossmutter zu sein. Das konnte ich gut zulassen, erst später musste ich gelegentlich eingreifen, weil sie zu häufig Schokolade mitbrachte, und zwar, wie die Mädchen sagten, immer nur für Dominik. Rückblickend kann ich mir heute kaum mehr vorstellen, wie aufwendig damals der Haushalt war, obschon es immer mehr Haushaltgeräte gab, die vieles erleichterten. Für jede Mahlzeit wurde die Säuglingsnahrung frisch zubereitet. Am späten Vormittag kochte ich eine Kartoffel und eine Karotte weich, zerstiess sie mit der Gabel und schmeckte sie mit einem Stückchen Butter ab. Abends gab es einen Brei mit Früchten. Stillen musste ich mit der Zeit nur noch zwischen-

durch. Es war üblich, die Säuglinge täglich zu baden, einzuölen und sauber anzuziehen.

Das Stillen war eine gute, aber auch ermüdende Ernährungsweise. Es ging die Mär, dass frau während der Stillzeit nicht empfänglich sei. Aber so ganz sicher war das auch nicht. Während jener Zeit leisteten sich Albi und ich ein verlängertes Wochenende in Paris. Madeleine und Dominik wurden von den Grosseltern betreut. Wir kamen zurück und ich stillte Madeleine weiter. Bald schon merkte ich – noch vor dem Abstillen nach einem Jahr –, dass ich wieder schwanger war. Nach Dr. Arnold war das nun der aussergewöhnliche zweite Eisprung in einem Zyklus, den es in jedem Frauenleben einmal geben kann. Er war höchst erfreut und meinte, dass mein Körper nun bereit sei diesen Zustand zu akzeptieren. Die Präventivbehandlung mit dem Plazentaprodukt unterliess er und tatsächlich erlebte ich eine unkomplizierte Schwangerschaft. Nur sah ich nicht, wie ich die anfallende Arbeit bewältigen sollte. Ich war bereit, eine neue Haushalthilfe zu suchen. Der Verein Freundinnen junger Mädchen konnte zu der Zeit keine deutschen Mädchen vermitteln, doch die Kontaktfrau fragte mich, ob sie meine Adresse ihrer Kollegin, die manchmal Sozialfälle zu platzieren habe, weitergeben dürfe. Warum nicht? Ich brauchte einfach zwei Hände mehr, die in diesem Haushalt zupacken würden.

Dorothee

Eines Vormittags stand ein Mann unangemeldet vor der Wohnungstür. Ob er kurz hereinkommen dürfe. Dominik war neugierig. Eben hatten wir zusammen das Bettzeug zum Auslüften auf den Sitzgelegenheiten ausgebreitet, es gab keinen freien Stuhl. Der Mann stellte sich vor als Dr. Frey, Psychoanalytiker am C.-G.-Jung-Institut. Er hatte meine Adresse von den Freundinnen junger Mädchen bekommen und suchte für eine siebzehnjährige Patientin einen Platz als

Haushalthilfe. Wie er betonte: in einer jungen und gesunden Familie. Die Geschichte des Mädchens war ergreifend – und da ich so dringend auf eine Hilfe angewiesen war, erklärte ich mich zu diesem Versuch bereit.

Auch Albi war einverstanden und am darauffolgenden Samstag holte er unsere neue Hilfe in der psychiatrischen Klinik Schlössli in Oetwil am See ab. Sie hiess Dorothee und war ein stark gebautes Mädchen mit schönen, ausdrucksvollen Augen. Ihre dunklen Haare trug sie zu einem Zopf geflochten um den Kopf, ihre Füsse steckten in derben Schnürschuhen. Alles in allem wirkte sie etwas schwerfällig. Wir hatten damals noch keine Geschirrspülmaschine, und so bat ich sie nach dem Mittagessen, das Geschirr abzuwaschen. Sie trödelte ein bisschen herum und sagte dann leise, sie könne nicht arbeiten, wenn ich ihr zuschaue; ich möchte bitte die Küche verlassen. Das war der Anfang.

Dorothee hatte wöchentlich zwei Sitzungen bei Dr. Frey, der nicht weit entfernt vom Klusplatz, an der Freiestrasse, seine Praxis führte. Einmal wöchentlich wünschte er mich zu sehen und von mir zu hören, wie alles so lief. Es war ein interessantes Unterfangen, das uns finanziell nicht belastete, dafür einen beachtlichen menschlichen Einsatz erforderte. Frey hatte das Mädchen in der Überzeugung, dass es in einem entsprechenden Umfeld genesen könne, auf eigene Verantwortung aus der Klinik geholt. Dorothee war die Tochter eines Generals der Heilsarmee in Basel, der mit seiner Frau elf Kinder und erst noch die Mission zu betreuen hatte. Sie war in der Schule aufgefallen, als sie während des Unterrichts schlief. Ein misslungener Suizidversuch, verbunden mit dem Verdacht auf Inzest, führte dann zur Einweisung in die Klinik. Nun war Dorothee bei uns. Sie war schweigsam und ein wenig finster. Ich wurde nicht klug aus ihr. Natürlich beobachtete ich sie und bemerkte, dass sie zu Dominik und Madeleine sehr liebevoll war und manchmal sogar lächelte. Aber arbeiten konnte sie weiterhin nur, wenn ich ihr nicht zuschaute.

Das verkomplizierte die ohnehin nicht einfache Situation zusätzlich. Albi hatte dem Experiment zwar zugestimmt, doch liess er es meine Sache sein. Er war durch den Aufbau des Geschäfts derart in Anspruch genommen, dass er mir das «innere Ressort» vollständig überliess.

In unserer Wohnung an der Asylstrasse war es eng und dunkel, und nur wenige Sonnenstrahlen drangen herein. Bei gutem Wetter zog ich nachmittags mit den Kindern los auf den Spielplatz. Albi las täglich den Wohnungsanzeiger der Stadt Zürich und schrieb Bewerbungen auf Inserate, in denen Altwohnungen angepriesen wurden. Meist kamen Absagen oder gar keine Antwort. Albi war ein liebevoller und stolzer Vater. Nicht, dass er Windeln gewechselt hätte – unser Rollenverständnis hatten wir ja der Einfachheit halber pragmatisch geklärt. Einem altmodischen grauen Kombi-Kinderwagen, den wir geschenkt bekommen hatten, verpasste er mit Kunstharzlack schwarze Kotflügel, die ihm ein exklusives Aussehen verliehen. Sonntags waren wir mit dem Citroën large, einer günstig erstandenen Occasion, unterwegs.

Für die Sommerferien 1960 schafften wir uns ein grosses Zelt an und verbrachten den ganzen Juni auf dem Zeltplatz in Tenero am Lago Maggiore. Albi fuhr Montag früh nach Zürich zur Arbeit und kam freitags wieder auf den Zeltplatz. Es war ein herrliches Leben am See, und viele unnötige Arbeiten erübrigten sich. Die Kinder waren pflegeleicht und spielten am Wasser. Nebenan in einem kleinen Zelt hauste Dorothee. Abends sass sie davor und schaute in die Ferne. Tagsüber hütete sie die Kinder und spielte mit ihnen. Oft gab es kleinere Arbeiten zu verrichten. Die Kinderkleider mussten ausgewaschen und jeden Morgen das Zeltinnere vom Sand befreit werden. Die Mahlzeiten bereitete ich auf einem Campingkocher mit zwei Flammen. Dorothee wusch hinterher das Geschirr sauber. Sie stellte sich praktisch an, wurde aber nicht gesprächiger. Unentwegt trug sie ihre

geschnürten Halbschuhe und liess sich nicht zum Schwimmen im See überreden. Mein Eindruck war, dass es ihr auch so gefiel, und ich bedrängte sie nicht. Sie hielt sich ausschliesslich beim Zelt auf – nur einmal ging sie von sich aus abends zum Brunnen, wo die Zeltnachbarn das Geschirr wuschen.

Im Gespräch mit ihrem Analytiker erfuhr ich später, dass sie sich glücklich gefühlt und über vieles nachgedacht habe. Das hiess aber auch, dass dieser Aufenthalt nicht ohne Konsequenzen blieb.

Zurück in Zürich fuhren wir an einem der nächsten Samstage zum Schwimmen an den See. Kurz vor dem Weggehen fragte mich Dorothee, ob sie vielleicht ihre festen Schuhe gegen Sandalen auswechseln sollte. Genüsslich beguckte sie dann ihre blossen Füsse und nässte sie sogar.

In der folgenden Woche hatte sie die Idee, ihre langen, auf dem Kopfe gewundenen Zöpfe aufzulösen und die Haare offen zu tragen. Sie erwog sogar, diese abzuschneiden, und fragte mich um meinen Rat. Ich unterstützte sie in ihrem Vorhaben, worauf sie einen Coiffeursalon im Quartier aufsuchte. Zurück kam sie wie verwandelt: mit kurz geschnittenem, gelocktem Haar, einem spitzbübischen Lächeln und Grübchen in den Wangen, die mir vorher nicht aufgefallen waren. Und immer wieder ertappte ich sie vor dem Spiegel. Entzückt ihr Spiegelbild betrachtend fragte sie mich: «Finden Sie nicht auch, ich sehe aus wie ein Trotzkopf?» Was sollte ich da sagen? Wahrscheinlich habe ich gelacht und mich ein wenig gewundert. Dass Dorothee nun den Trotzkopf auch tatsächlich spielte, bereicherte und verkomplizierte die Situation. Sie wirkte wacher, nahm mehr Raum ein und beanspruchte mich über alle Massen.

Ihr Therapeut war überrascht. Da war eine Entwicklung in Gang gekommen, die er als unseren Erfolg sah und die seine ursprüngliche Beurteilung bestätigte. Ich war nun involviert in diese Entwicklung, war in eine Rolle gerutscht und brauchte viel Kraft, um mich abzugrenzen. Eigentlich hatte ich eine Haushalthilfe gesucht, und nun

wurde ich zur Vertrauensperson eines jungen Mädchens, das dabei war, eine Lebenskrise zu bewältigen. Dorothee hatte das Bedürfnis zu sprechen und war nicht zu bremsen. Aber da waren die Kinder mit ihren Ansprüchen, die Hausarbeiten mussten gemacht werden und vieles mehr stand an. «Dorothee», sagte ich, «ich höre dir gerne zu, aber erst müssen wir die Arbeit hinter uns bringen – du musst dich bis nach dem Mittagessen gedulden.» Ich versuchte konsequent zu sein, doch es schien ihr unmöglich, sich zurückzuhalten.

Barbara kam am 21. März 1961 abends zur Welt. Die Geburt verlief normal und in relativ kurzer Zeit. Es war Frühlingsanfang und Albi und ich waren glücklich ob unserer zweiten hübschen und gesunden Tochter. Wieder floss die Muttermilch. Und der gesamte Tagesablauf gestaltete sich dank dem Einsatz von Dorothee einfacher. Sie war mir wirklich eine Hilfe. Sie spielte mit Dominik und Madeleine, und dadurch bekam ich mehr Bewegungsfreiheit. Selbst das Stillen wurde nicht mehr zum Problem. Dominik war sehr auf Madeleine bezogen. Er war nun knapp vier Jahre alt und manchmal sogar vernünftigen Erklärungen zugänglich. Offensichtlich fühlte er sich als der grosse Bruder.

Dorothee blühte auf. Sie stellte Ansprüche, die sich nicht unbedingt realisieren liessen. Die Kinder schliefen alle drei zusammen im Kinderzimmer. Mit dem Einschlafen war das nicht immer einfach – oft störten sie sich gegenseitig –, aber es ging. Die Müdigkeit obsiegte und in der Regel schliefen sie durch; ausser Barbara, die ich noch während einiger Wochen morgens um zwei Uhr aufnehmen musste. Eines Nachts erwachte ich wegen einem komischen Geräusch. Ich ging auf den Flur und sah die Türe zu Dorothees Zimmer offen stehen. Sie selbst kauerte in einer Ecke im Kinderzimmer. Sie wolle auch hier schlafen und mein Kind sein. Ich erklärte ihr, dass das nicht möglich sei, und begleitete sie zu ihrem Bett. Meine Ruhe war dahin. Ich war

eigentlich immer eine gute Schläferin und diese ungestörte Nachtruhe brauchte ich unbedingt. Es war unumgänglich, dass Dorothee sich einfügte.

Die Gespräche mit Dr. Frey waren aufschlussreich. Er war der Meinung, dass ich ihn allmählich ablöse. Und tatsächlich wurde ich nun in Dorothees Lebensgeschichte eingeweiht. Sie wollte erzählen – ungeachtet der Tages- oder Nachtzeit und der Familiensituation. Nur mit Mühe schafften wir die alltäglichen Arbeiten. Albi fand, dass die Belastung zu gross werde – doch ich wollte noch durchhalten. Auch war ich neugierig auf diese Entwicklung, in der ich gefordert und deren Zeugin ich geworden war. Doch die Situation spitzte sich zu. An einem Samstagnachmittag gingen Albi und ich mit den Kindern weg. Ich gab Dorothee die Anweisung, die Wäsche in Ordnung zu bringen und Staub zu saugen. Zudem erwartete ich, dass sie für das Abendessen das Gemüse rüstete. Wir kamen gegen fünf Uhr zurück und hörten aus der Wohnung laute Musik. Die schmutzige Wäsche lag auf dem Boden herum, der Staubsauger stand in der Ecke. Unser Bett im Wohnzimmer war mit Schallplatten belegt.

Was war geschehen? Mein damals zwanzigjähriger Bruder Heiri, der Pate von Barbara, war spontan vorbeigekommen und entschuldigte sich nun, dass er Dorothee von der Arbeit abgehalten habe. Nein, das konnte es ja nicht sein. Diese Situation war eine Provokation. Ich schalt Dorothee, befahl ihr die Wäsche wegzuräumen und dann unverzüglich die Bohnen zu rüsten, damit wir das Abendessen zubereiten könnten. Meinen Bruder setzte ich ins Bild und bat ihn, die Schallplatten wegzuräumen. Albi sagte nichts und zog sich mit den Kindern in ihr Zimmer zurück. Ich war aufgebracht. Dorothee schien die Situation zu geniessen. Voller Elan schwang sie in der Küche den gewaschenen Salat durch die Luft, sodass das Wasser herumspritzte. Auf meine Schelte reagierte sie theatralisch – wenn ich sie so behandle, werde sie nochmals einen Suizidversuch machen. Meine Ant-

wort war eine Ohrfeige. Sie warf das Salatsieb weg und schrie, dass sie gehe. Sie nahm den Schlüssel zum Estrich, wo ihr Koffer stand, und verliess die Wohnung. Vor meinem inneren Auge sah ich sie im Treppenhaus aus dem Fenster springen. Ich hiess meinen Bruder, ihr nachzueilen, und griff nach dem Telefonhörer.

Dr. Frey war zuhause und beruhigte mich. Er sah die Situation nicht so dramatisch, staunte über den impulsiven Ausbruch seiner Klientin und bat mich, sie, wenn sie vom Estrich herunterkäme, ans Telefon zu holen. Das tat ich. Sie hörte ihm dann zu, hängte den Hörer auf und sagte ganz ruhig, dass sie sofort zu ihm zum Gespräch müsse.

Erleichtert nahm ich die Arbeit in der Küche wieder auf und kochte das Abendessen. Dominik und Madeleine waren hungrig und mussten zu Bett gebracht, Barbara wollte gestillt werden. Ich war total überfordert. Mein Bruder scheute sich nicht, willig zuzupacken. Konsterniert und erschöpft sassen wir dann bei Tisch. Dass Albi auch in dieser Situation die Ruhe bewahrte, war Gold wert – doch nun war uns klar, dass das Mass voll war. Das Gespräch mit dem Analytiker ergab Folgendes: Dorothee hatte freudestrahlend von der Ohrfeige erzählt, die sie als Beweis meiner Liebe zu ihr verstand. Sie war ausschliesslich auf sich selbst bezogen und konnte nicht sehen, dass sie unser Familienleben arg strapazierte. Es schien ihr unmöglich ihr Verhalten zu steuern. Dr. Frey meinte, dass sie nun in der Pubertät sei und diese durchlaufen müsse – so wie sie vor Monaten die Phase «Trotzkopf» durchlaufen hatte.

Wir überlegten, wie wir weiter vorgehen wollten. Für ihn als Therapeut war klar, dass meine Familie nicht weiter das Umfeld für Dorothees Entwicklung bieten konnte, ohne Schaden zu nehmen. Tatsächlich war die Herausforderung zur Überforderung geworden. Auch hatte ich mein sicheres Gefühl eingebüsst. Ich konnte Dorothee mit den Kindern nicht mehr allein lassen. Wiederholt sprach ich mit ihr, verlangte, dass sie sich an unsere Abmachungen halten und sich

bis abends, wenn die Kinder im Bett waren, gedulden müsse. Dann war ich bereit, ihr zuzuhören. Aber dauernd versuchte sie, diese Abmachungen zu durchbrechen.

Dorothee hatte jeweils eine längere Mittagspause, nach der sie an einem Freitag wegblieb. Ich war mit den Kindern unterwegs und als ich gegen sechs Uhr abends zurückkam, war das Bügeleisen noch eingesteckt und Dorothee nicht zuhause. Das Telefon läutete. Ein Arzt der psychiatrischen Klinik Burghölzli meldete sich. In ihrer Freistunde hatte Dorothee offenbar seit Montag jeden Tag das psychiatrische Ambulatorium von Dr. Herzka an der Freiestrasse aufgesucht. Dort fand sich jeweils ein Arzt, der bereit war, sie anzuhören. Heute sei sie sitzengeblieben und gegen fünf Uhr – das Ambulatorium schloss zu dieser Zeit – habe der Arzt sie zum Gehen aufgefordert. Sie habe ihn gebeten, mich anzurufen, dass ich sie holen komme. Das hatte der Arzt getan, aber ohne Erfolg. Er habe ihr gesagt, dass er sie ins Burghölzli überweisen müsse. Dorothee war mit diesem Vorschlag einverstanden, überzeugt, dass ich sie dort abholen würde.

Ich rief den Analytiker an. Dieser verbot mir strikt, auch nur den kleinen Finger zu rühren. «Wenn Sie jetzt nachgeben, haben Sie ein Kind mehr und das werden Sie nicht so bald wieder los.» Also unternahm ich nichts. Für Dorothee muss das eine grosse Enttäuschung gewesen sein. Da sie aus ärztlicher Sicht so weit gesund war, konnte ihr Vater, der General der Heilsarmee von Basel, sie im Burghölzli abholen. Vor der Weiterfahrt kamen sie an der Asylstrasse vorbei, um die Kleider zu holen. Dorothee weinte und ich auch. Der Vater bedankte sich für alles, was ich für seine Tochter getan habe. Nur punkto Gottesglauben, meinte er, wäre sie zu kurz gekommen. Nun war Dorothee weg. Das schmerzte, es war aber auch befreiend. Die Arbeit konnte mich nicht mehr schrecken und für lange Zeit war ich immun

gegen Haushalthilfen. Es war auch so, dass die Platzverhältnisse es gar nicht mehr zuließen. Frau Humbel kam regelmässig zum Reinigen der Wohnung, meine Mutter hütete zwei Nachmittage in der Woche, an denen ich frei war, um in der Stadt zu bummeln und Einkäufe zu machen. Es war Mai 1961 und Barbara inzwischen zwei Monate alt. Wir beschlossen, wieder an den Lago Maggiore in die Sommerferien zu fahren.

Es war ein lauer Frühsommerabend. Ich hatte Dominik und Madeleine in ihre Schlafsäcke gesteckt und las vor dem Zelt, als ich Geräusche vernahm. Dominik war aufgestanden und machte sich an meiner Toilettenkiste zu schaffen. Madeleine sass hellwach auf der Luftmatratze und schleckte etwas. Es waren diese kleinen, runden, leicht süsslichen Kalktabletten, die ich während der Stillzeit einnehmen musste und die der grosse Bruder nun seiner kleinen Schwester verfütterte. Ich geriet in Panik. Was enthielten die alles? Ich rief den Arzt in Tenero an und der liess mich gleich mit den Kindern vorbeikommen. Ein Zelt Nachbar anbot sich, uns zu fahren. Doktor Marchi mit seinem schwarzen Schnauz wirkte grimmig und mit tiefer Stimme fragte er den kleinen Dominik, der schuld bewusst vor ihm stand: «Was du gemacht?» Er schlug vor, den beiden Kindern vorsichtshalber den Magen auszupumpen. Wir fuhren ins Spital nach Locarno, und nach kurzer Zeit war der Spuk vorbei. Den darauffolgenden Morgen, nach einer gut durchschlafenen Nacht, waren die Kinder wieder munter. Es waren schlimme Stunden gewesen. Nachher stellte sich heraus, dass die Tabletten reiner gesüsster Kalk waren und die Prozedur nicht notwendig gewesen wäre.

Die nächste Aufregung stand an. Es regnete ununterbrochen und der Spiegel des Lago Maggiore stieg immer mehr an. Mit den Nachbarn aus den umliegenden Zelten stand ich am Strand und konnte es nicht glauben. Der Campingchef erklärte uns, dass das immer mal wieder vorkomme, weil unten in Italien die Schleusen nicht geöffnet würden. Er war aber zuversichtlich und mahnte uns zur Geduld. Es

ging gegen Abend und noch immer regnete es. Der Wasserspiegel stieg und eigenartig fatalistisch schauten wir zu. Ich legte die Kinder früh schlafen und versprach ihnen für den nächsten Morgen Sonnenschein. Es war noch nicht acht Uhr abends, als das Wasser den Strand überschwemmte und ich beim Zelteingang in einer Wasserlache stand. In dieser prekären Situation erschien mein Bruder auf seinem Motorrad. Er wollte uns einen Besuch abstatten, wie er das üblicherweise tat, wenn wir irgendwo im Urlaub waren. Er kam gerade richtig. Wir räumten das Zelt aus und brachten alles ins Trockene. Doch zuerst machten wir im Zeltplatzrestaurant ein Lager für die Kinder bereit und trugen sie auf ihren Luftmatratzen in Sicherheit. Sie wachten nicht einmal auf. Für uns Erwachsene war in dieser Nacht nicht an Schlaf zu denken. Mit Spannung verfolgten wir das Steigen des Wasserpegels. Bei anbrechendem Morgen stand unser Zelt im Wasser. Mit den Booten fuhren die Leute auf dem Zeltplatz herum und fischten nach ihren Habseligkeiten, die im Wasser trieben. Es regnete ununterbrochen weiter. Wir Mütter blieben im Restaurant, wo wir mit den Kindern spielten und auf die Sonne warteten. Und als diese endlich am Himmel erschien, stürmten wir ins Freie. Wir hängten unsere Kleidungsstücke zum Trocknen über die Schnur, und die Lust am ungebundenen Zeltleben erwachte wieder.

Die Geschichte von den nicht geöffneten Schleusen in Italien war eine Mär. Bei lange anhaltendem heftigen Regen führen die Flüsse aus dem Nordtessin Unmengen von Wasser mit sich, das sich im oberen Lago Maggiore vor dem Delta zwischen Ascona und Locarno staut. Der Seespiegel steigt an, und es kann Tage dauern, bis das Wasser abgeflossen ist.

Die Antibabypille und erste journalistische Übungen

In der Schweiz war Familienplanung in den Fünfzigerjahren noch kaum ein Thema. Im Vordergrund stand die Geburtenkontrolle beziehungsweise die Empfängnisverhütung. Die Möglichkeiten waren auf einige mehr oder weniger sichere Methoden beschränkt. Der Gebrauch von Verhütungsmitteln war noch immer grösstenteils auf private Initiative und kommerzielle Verbreitung zurückzuführen. Die meisten Frauen lebten mit der Angst vor einer unerwünschten Schwangerschaft. Die Konsequenzen trugen ja in erster Linie sie als Mütter. Ein Kind unehelich gebären war moralisch mit einem Makel behaftet, und die wirtschaftliche Situation war nicht so, dass eine alleinerziehende Frau ohne Weiteres durchkam. In der Regel musste sie ihren Lebensunterhalt selber verdienen und ausser wenigen Krippen und Kinderhorten gab es keine öffentlichen Betreuungsstätten. So blieb den Müttern oftmals nur die Möglichkeit, ihre Kinder nach der Geburt zur Adoption freizugeben.

Nun aber, Anfang der Sechzigerjahre, las man von der neuesten Erfindung – der Antibabypille. Der amerikanische Forscher und Arzt Gregory Pincus hatte die ersten Versuche mit diesen Tabletten an Frauen in Puerto Rico durchgeführt. Er hatte beobachtet, dass Indianerfrauen Blätter einer Pflanze namens Steinsamen kauten und so vorübergehend unfruchtbar wurden. Die Erfindung der Pille war eine Verheissung. Der uralte Wunsch der Menschen, eine vorübergehende temporäre Unfruchtbarkeit zu erzielen und dadurch eine gewisse Unabhängigkeit von der Biologie zu erlangen, schien in Erfüllung zu gehen. Die Erfindung der Pille versprach eine einfache und sichere Methode zur Geburtenregelung. In den USA war die Antibabypille seit zwei Jahren unter dem Namen Enovid auf dem Markt. Nun vertrieb auch Schering in Deutschland diese Pille zur Antikonzeption. Unter dem Namen Anovlar wurde sie in der Schweiz von den Ärzten verabreicht, vorerst aber nur an verheiratete Frauen. Medizinisch war sie

nicht unumstritten. Durch die Einnahme dieser hochwirksamen Hormonverbindungen wurde der normale Stoffwechsel wesentlich beeinflusst. Die Pille verhinderte die Eireifung im Eierstock und legte damit die Tätigkeit der Eierstöcke vollständig lahm. Die Anwendung über längere Zeit wurde nicht empfohlen, und ganz klar sollte die Einnahme der Pille nur unter Kontrolle des Arztes erfolgen.

Erstmals schien den Frauen eine verlässliche Möglichkeit zur Geburtenregelung in die Hand gegeben. Die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung war möglich geworden – und es wuchs die Hoffnung, dass sich für die Frauen positive Veränderungen ergeben würden. Optimistisch sah man die Chancen zu einer selbstbestimmten Elternschaft und war zuversichtlich, dass die Frauen nun nicht mehr zwingend vor die Wahl gestellt würden, sich entweder für die berufliche Karriere oder für die Kinder zu entscheiden, sondern dass beides unter einen Hut zu bringen sei. Euphorisch wurden in der Presse die «Wunsch Kinder» propagiert, und man sprach von der sexuellen Befreiung der Frau. Doch die Pille war eine Erfindung von Männern – die Versuche geschahen mit den Körpern von Frauen. Die Widersprüche der Gesellschaft, die wir verinnerlicht hatten, blieben bestehen. So auch anlässlich einer Konsultation bei meinem Frauenarzt, Dr. Arnold. Er sprach mich auf die Möglichkeit der Verhütung durch die Pille an. Es entspann sich ein angeregtes Gespräch. Grundsätzlich war ich bereit, die Pille zu nehmen, doch vertrat ich vehement die Meinung, dass die Frauen darüber aufgeklärt werden mussten, damit sie in die Lage versetzt wurden, eine bewusste Empfängnisregelung zu wählen beziehungsweise ihre Familienplanung zu gestalten.

Dr. Arnold reagierte amüsiert auf mein Engagement: «Frau Siegrist, Sie sind eine Idealistin – man muss die Frauen nicht aufklären, man muss ihnen die Pille verschreiben.» Ich war empört über seinen Standpunkt. Offensichtlich reagierte ich sensibilisiert auf die herr-

schenden Zustände – auf die Dominanz der Männer, die bestimmten und das Selbstbestimmungsrecht der Frauen ignorierten, sie einfach übergingen. Im Freundeskreis wurden die Pille und die damit verbundenen Fragen zum häufig erörterten Thema. Ein ehemaliger Jugendgenosse sprach mich an: «Im *Volksrecht* gibt es demnächst eine Debatte rund um die Geburtenkontrolle. Ich habe deine Teilnahme zugesagt.» Ich sagte ihm, er sei wohl verrückt – und begann mir Gedanken zu machen, was ich dazu beitragen könnte.

Die Publikation *Das tödliche Schweigen* über heimliche Schwangerschaftsabbrüche von Marcelle Auclair, der Herausgeberin der französischen Zeitschrift *Marie Claire*, hatte in der Öffentlichkeit Beachtung gefunden und wurde nun unter dem Thema «Abtreibung und Geburtenkontrolle» Anlass für eine Reportage im *Volksrecht*, dem sozialdemokratischen Parteiorgan. Es war ein brisantes Thema, das hier aufgegriffen wurde, und es stiess auf Interesse. Marcelle Auclair hatte die Situation mit einfachen Zahlen auf den Punkt gebracht. Im Jahr 1965 hatte die europäische Frau durchschnittlich etwas mehr als zwei Kinder. Auclair stellte diesen Werten die Tatsache gegenüber, dass eine Frau von ihrer Volljährigkeit an gerechnet in der Lage ist, mehr als zwanzig Kinder auszutragen und zu gebären. Sofort leuchtete ein, dass jede Frau mit dem Problem der Empfängnisverhütung und auch mit der Möglichkeit einer unerwünschten Schwangerschaft und deren Unterbrechung konfrontiert wird.

Marcel Bertschi, der spätere Staatsanwalt, war Redaktor beim *Volksrecht*. Seine Ehefrau Marion war Juristin und nahm Stellung zum Bericht von Marcelle Auclair. Ich forderte als Frau und Mutter den Abbau von Tabus und eine umfassende Information für die Frauen sowie eine öffentliche Beratungsstelle für Familienplanung. Die entscheidende Frage lautete: Antibabypille ja oder nein? Die Redaktion machte eine Anmerkung: «Wir sind uns durchaus bewusst, mit dieser Seite ein heisses Eisen aufgegriffen zu haben. Es ist uns

aber auch klar, dass man diese Probleme nicht länger totsichweigen kann. Wir sind darum gerne bereit, Diskussionsbeiträge aus unserem Leserkreis entgegenzunehmen, vor allem was die Forderung nach einer Beratungsstelle für Familienplanung betrifft.»

Wenn ich heute die Artikel aus jener Zeit lese, muten sie mich an wie Relikte aus einer früheren Epoche. Was ja auch zutrifft. Meine jugendlichen Enkel reagieren ohne sonderliches Interesse auf diese Fragen – sie meinen, dass die Probleme heute woanders liegen. Und in Anbetracht von Aids und anderen Bedrohungen mag das seine Richtigkeit haben. Dass gute Information Voraussetzung für umsichtiges Verhalten ist, hat jedoch nach wie vor Gültigkeit.

Geburtenkontrolle und Familienplanung

Ich war zur Schweizerischen Gesellschaft für Familienplanung und verantwortungsbewusste Elternschaft gestossen, die Mitglied der International Planned Parenthood Federation war. Das Ärztteehepaar Reimann-Hunziker aus Basel hatte das Präsidium inne. Rose Reimann war eine liebenswürdige, mütterliche und auch emanzipierte Frau. Sie gehörte zum Kreis der liberalen und fortschrittlichen bürgerlichen Frauen. Im Bruderholz in Basel lebte sie in nächster Nachbarschaft mit Iris von Roten, der Autorin des Buches *Frauen im Laufgitter*. Dieses Buch war 1958 erschienen. Es hatte damals eine heftige Debatte ausgelöst, dann wurde es totgeschwiegen. Wir Linken konnten es nicht goutieren, weil es von einer Bürgerlichen kam, und ihre radikalen Forderungen, die aus einer wirtschaftlich privilegierten Situation heraus erhoben wurden, schienen uns unrealistisch. Durch die Bekanntschaft mit von Rötens Nachbarin Rose Reimann lernte ich meine Vorbehalte den bürgerlichen Frauen gegenüber abbauen; schliesslich war ich sehr beeindruckt von dem Engagement dieser Frauen.

Die «offenen Worte zur Stellung der Frau», wie es im Untertitel des Buches *Frauen im Laufgitter* heisst, sind alles andere als beschönigend. Das eigentliche Motiv männlicher Ablehnung des Frauenstimmrechts sah Iris von Roten in der Eigenliebe des Mannes. Ohne politische Gleichberechtigung der Geschlechter gelte der Mann mehr als die Frau und könne auf deren Kosten mehr vom wirklichen Leben haben, was dazu führe, dass er immer noch mehr sein und noch mehr bekommen wolle. Diese unzimperlichen Worte sind zu lesen unter dem Kapiteltitel «Der Riesensäugling will seinen Schnuller». Iris von Roten kritisiert die Männerherrschaft, die verhindert, dass die Frauen ihre Lebensentwürfe frei wählen können. Es ist die Herrschaftsstrategie, die Frauen zwingt, zwischen Mutterschaft und individueller Selbstverwirklichung zu wählen. Wie Simone de Beauvoir sah auch Iris von Roten das stärkste Hindernis in der Mutter- und Hausfrauenrolle. Simone de Beauvoir warnte vor der Falle der Mutterschaft und umging sie. Sie wählte ein intellektuelles Leben und behauptete sich gleichberechtigt neben Jean-Paul Sartre.

Iris von Roten nahm den Kampf auf und wollte die gesellschaftlichen Strukturen frauen- und mutterfreundlich gestalten. Sie gab sich nicht mit Kompromissen zufrieden und verfasste einen radikalen Gesellschaftsentwurf. Noch heute, da wir wissen, wie zähflüssig der Prozess der Emanzipation ist, scheinen ihre Gedanken radikal und utopisch. Was Iris von Roten trotz ihrer treffenden Analyse nicht richtig einschätzen konnte: das Widerstandspotenzial der Gesellschaft, auch der einzelnen Frauen und Männer. Die Bereitschaft, sich mit dem Partner in einen ernsthaften Clinch um die Rollenverteilung einzulassen, ist auch heute noch – in Anbetracht der stoischen Haltung vieler Männer – eher gering. Die partnerschaftliche Lösung wird am ehesten dort möglich, wo die wirtschaftlichen Bedingungen ein Abrücken von alten Verhaltensmustern zulassen und der Partner sein Selbstbewusstsein nicht aus seiner Männlichkeit ableitet.

Im Februar 1964 führte die Gesellschaft für Familienplanung, die offiziell Gesellschaft für Fertilität, Sterilität und Familienplanung hiess, an der Universität Zürich ihre Jahresversammlung durch. Das Thema war neu und stiess auf reges Interesse. Unser wichtigstes Anliegen war die Forderung nach öffentlichen Informationszentren in allen grösseren Städten des Landes, um anstehende Fragen rund um den Problembereich Familienplanung zu erörtern. Sexuelle Aufklärung für Jugendliche und das nötige Wissen über Empfängnisverhütung sahen wir als das unumgänglich notwendige Rüstzeug für den Aufbau und die Gestaltung einer glücklichen Ehe und Familie. Aus dem Plenum wurde für die Unterscheidung zwischen Geburtenkontrolle und Familienplanung plädiert. Geburtenkontrolle klinge zu negativ, man verbinde damit die Misere unterentwickelter und überbevölkerter Erdteile. Familienplanung hingegen werde verstanden als die bewusste Planung der Familie – bewusste Elternschaft mit einer bestimmten Anzahl Kinder, sogenannte Wunsch Kinder – und gelte für hochindustrialisierte Staaten. Diese Präzisierung war einleuchtend, klar tendierten unsere Interessen in Richtung bewusster Familienplanung.

Während die skandinavischen Länder mit ihren Familienplanungsprogrammen führend waren, zeigte es sich, dass in der Schweiz wie in Deutschland noch wenig in diese Richtung unternommen wurde. Quer stellten sich vor allem die religiösen Organisationen. Pro Familia Deutschland, eine Tochterorganisation der International Planned Parenthood Federation, lud im November 1964 zu einer Bundestagung nach Frankfurt am Main. Da ich schon über die Jahresversammlung der Gesellschaft für Familienplanung im *Tages-Anzeiger* einen Beitrag verfasst hatte, fragte ich nun bei der Redaktion an, ob sie an einem Bericht interessiert seien. Und so kam ich mit Laure Wyss, damals Kulturredaktorin beim *Tages-Anzeiger*, in Kontakt.

Ich erhielt den Auftrag zur Berichterstattung. Mit dem Ärztethe-

paar Reimann reiste ich für ein Wochenende nach Frankfurt. Albi hatte sich bereit erklärt, zuhause die Kinder zu hüten und die Festung zu halten.

Es war ein mit Informationen voll befrachtetes Wochenende. Vorwiegend Gynäkologen, Psychologen, kirchliche Seelsorger sowie Politiker kamen zusammen, um über die neu entstandenen Probleme im Umgang mit der Pille zu diskutieren. Der Austausch der Erfahrungen durch die Ärzte nahm viel Raum ein. Ein wichtiges Moment war die weit verbreitete Unverträglichkeit, die unerwünschten Nebenwirkungen, über die Frauen häufig klagten. Es wurde von Versuchen mit Placebos berichtet. Verschiedenen Gruppen von Frauen wurde die Pille, sogenannte hormonale Ovulationshemmer, verabreicht. Andere Gruppen erhielten lediglich Placebos, Blindpräparate, die keine pharmakologisch wirksamen Stoffe enthielten. Das Resultat war: Auch Frauen, die keine Ovulationshemmer, sondern nur Placebos eingenommen hatten, litten an Übelkeit oder anderen Nebenfolgen. Das liess den Schluss zu, dass da psychische Einflüsse im Spiel sein mussten.

In der Diskussion verstieg ich mich zu einem feurigen Votum für die Selbstbestimmung der Frau und löste eine heftige Reaktion seitens einiger Männer aus. Mir wurde entgegnet, dass Empfängnisverhütung die Sache von Mann und Frau sein müsse. Eigentlich sah ich das ja auch so. Ich hatte mich verrannt, das war peinlich. Aber ich hatte gelernt, dass es immer galt, die Gesamtsituation im Auge zu behalten – auch wenn mich die Situation der Frau direkter betraf. Es war ein spannendes und lehrreiches Wochenende. Für die Berichterstattung hatte ich eine Menge Material zur Verfügung und wie später immer wieder, wenn ich Artikel rund um das Thema verfasste, lag die Kunst in der Auswahl der wichtigsten Informationen. Das Motto lautete «In der Kürze liegt die Würze». Laure Wyss war mir eine hervorragende Lehrmeisterin. Unermüdlich wiederholte sie die gleichen Ratschläge:

keine Fremdwörter, besser kurze Beiträge, dafür am Thema dranbleiben.

Von den Lieblingen zur Ultima Ratio

Da sich von offizieller Seite nichts bewegte, ergriffen wir von der Gesellschaft für Familienplanung die Initiative zur Eröffnung eines Informationszentrums. Die Ärztesgesellschaft des Kantons Zürich nahm unsere Bestrebungen mit Skepsis zur Kenntnis. Ich sprach bei Willy Baumann vor, Frauenarzt und damals Vorstandsmitglied der Ärztesgesellschaft. Er war der Meinung, dass diese Einrichtung unter der Ägide der Ärzte zu funktionieren habe. Diese Auffassung teilten wir nicht. In erster Linie sahen wir es als eine Angelegenheit der Frauen, und die wollten wir mit einbeziehen. Also suchten wir eine Trägerschaft und nahmen Verhandlungen auf. Hans Rotter, Sozialdemokrat und Nachfolger des Proletarierarztes Fritz Brupbacher in der Praxis an der Kasernenstrasse, zeigte seine Bereitschaft zur Mitwirkung. Er hatte Kontakte zur Zürcher Schule von Friedrich Liebling, die sich damals als offene, freidenkende Bewegung verstand.

Ideologisch war diese Gruppe ein Abkömmling der Individualpsychologie von Alfred Adler. In Zürich hatte sie eine grosse Anhängerschaft in linken Kreisen. Bei den Abendveranstaltungen fanden sich oft hundert bis zweihundert Leute ein. Ohne Gesprächsleitung, im offenen Gedankenaustausch diskutierten die Anwesenden und meldeten sich spontan zu Wort; es entstand eine beeindruckende Gesprächsdynamik.

In den Sechzigerjahren begründete Friedrich Liebling seine Psychologische Lehranstalt. Viele Lehrkräfte waren involviert. Unter dem Namen «Zürcher Schule» wurde zunehmend Einfluss auf die Volksschule genommen, was häufig zu Konflikten führte. Mit der Zeit nahm diese Gruppierung sektiererische Züge an und wurde zu einem Störfaktor im Schulbereich. Nach dem Tod von Friedrich

Liebling 1982 übernahm seine Schülerin Annemarie Buchholz die Leitung. Mit einem Teil der früheren Gruppe gründete sie den VPM, den Verein zur Förderung der Psychologischen Menschenkenntnis, und geriet des Öfteren negativ in die Schlagzeilen. Die Bezeichnung «Psychosekte» wurde immer zutreffender.

Es war ein denkwürdiger Abend, an dem wir – eine Delegation der Gesellschaft für Familienplanung – auf Einladung von Friedrich Liebling teilnahmen. Wir sassen entlang den Wänden im grossen Sitzungszimmer der Gewerkschaft VPOD beim Bahnhof Wiedikon. Vorne an der Schmalseite des Tisches sass Friedrich Liebling, flankiert von seinen Schülern und Anhängern, und übte sich in Selbstdarstellung. Es wurde bald klar, dass er die Sache vor allem als Eigenwerbung für seine Schule betrachtete. Er beanspruchte, die Beratungsstelle unter dem Namen seiner psychologischen Lehranstalt in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Das war nicht zu vereinbaren mit den Vorstellungen der Gesellschaft für Familienplanung und das erste Gespräch mit Herrn Liebling blieb das letzte. Was wir ausgelöst hatten durch unsere Initiative, war dann aber mehr als erstaunlich. Wenige Wochen nach meinem Gespräch mit Willy Baumann eröffnete die Ärztesgesellschaft des Kantons Zürich in den Räumen ihres Sekretariats an der Badenerstrasse 29 eine offizielle Beratungsstelle für Familienplanung.

Zur gleichen Zeit – Mitte April 1965 – fand eine Pressekonferenz statt. Der damalige Präsident der Ärztesgesellschaft, Felix Fierz, erläuterte die Vielfalt der anstehenden Fragen. Der Kanon der Probleme erfuhr eine Erweiterung mit dem Thema der Kinderlosigkeit, bedingt durch Sterilität. Das Hauptthema war für uns aber die Abtreibung gewesen. Marcelle Auclair hatte 1960 die Leserinnen von *Marie Claire* aufgefordert, über ihre Erfahrungen mit heimlichen Schwangerschaftsabbrüchen zu berichten. Es trafen 581 Einsendungen ein, die von 2900 Abtreibungen berichteten. Erstaunlich: Die Abtreibungen

waren in ihrer überwiegenden Mehrzahl von verheirateten Familienmüttern mit mehreren Kindern vorgenommen worden. *Marie Claire* sah als Erklärung die religiösen und gesellschaftlichen Tabus und Unwissenheit in sexuellen Dingen aufgrund mangelnder Aufklärung.

Ein Kommentar des fortschrittlichen Präsidenten des britischen Institute of Biology, Parkes, den man um eine Stellungnahme gebeten hatte, lautete: «Die gebräuchlichsten Methoden der Geburtenkontrolle sind so primitiv, dass es für die Wissenschaft in einem Zeitalter spektakulärer technischer Fortschritte eine Schande ist.» Tatsächlich waren in breiten Bevölkerungskreisen die gebräuchlichsten und bekanntesten Methoden das Kondom und das Scheidenpessar. Diese mechanischen Barrieren verhinderten den Eintritt der Spermien in den weiblichen Körper. Chemische, samentötende Mittel wie Creme, Gelée, Tablette oder Suppositorium waren ein weiterer Schutz – häufig aber mit ungenügender Wirkung. Als wissenschaftlich galt die Temperaturmessung. Bei regelmässigem Zyklus kann mit einigen sogenannten sicheren Tagen gerechnet werden.

Die Ultima Ratio war die Unterbindung, das heisst die Sterilisation der Frau. Voraussetzung war, dass sie vierzig Jahre alt war und bereits zwei Kinder geboren hatte. Die Vasektomie, die Sterilisation des Mannes, war öffentlich kein Thema. Dabei ist dieser Eingriff völlig unbedeutend im Vergleich zur Unterbindung bei der Frau. Durch einen Schnitt von zwei bis drei Zentimeter Länge kann der Samenleiter durchtrennt werden – ohne Beeinträchtigung der Geschlechtsorgane. Das Sexualleben ist nach dem Eingriff nicht verändert, Libido und Potenz bleiben gleich. Von Ärzten konnte man erfahren, dass die Sterilisation des Mannes kaum diskutiert werden konnte. Im landläufigen Sinn wurde sie mit dem Verlust der Potenz und damit der Männlichkeit gleichgesetzt, im schlimmsten Fall mit der Kastration. Ob das heute noch so ist?

Der Weg zur Fristenlösung

In ihrem Buch *Die Erzeugelmacherin* beschreibt Anne-Marie Rey den dreissigjährigen Kampf bis zur Fristenlösung. An vorderster Front hat sie für die Liberalisierung und das Recht auf Selbstbestimmung gekämpft und dabei, hauptsächlich von den Männern, viel Ächtung erfahren. 1971 formierte sie ein Initiativkomitee und lancierte eine Volksinitiative. Kurz und bündig lautete der Initiativtext: «Wegen Schwangerschaftsunterbrechung darf keine Strafe ausgefällt werden.» Dieser Text wurde von Fachleuten und Medien teilweise mit vernichtender Kritik bedacht. Doch die öffentliche Debatte nahm ihren Anfang. Im Februar 1973 wurde durch das Initiativkomitee die Schweizerische Vereinigung für straflosen Schwangerschaftsabbruch gegründet, die drei Jahre später, im Januar 1976, die «Fristenlösungsinitiative» einreichte und die erste Initiative zurückzog. Bei dieser liberalen Variante, der sogenannten Fristenlösung, wäre der Abbruch während einer bestimmten Frist, nämlich den ersten zwölf Wochen der Schwangerschaft straffrei gewesen und die Zuständigkeit für die Umsetzung bei den Kantonen geblieben.

Die sozialmedizinische Minimallösung, die für alle Kantone gleichermassen gelten sollte, sah die Erlaubnis zur Schwangerschaftsunterbrechung nur dann vor, wenn für das Leben oder die Gesundheit der Mutter eine ernste Gefahr bestand. Für die *Neue Zürcher Zeitung* war die grundsätzliche Frage nicht eine sozialpolitische, sondern eine staatspolitische: «Soll einer föderalistischen Regelung der Vorzug gegeben werden oder muss diese Frage auf Bundesebene geregelt werden?» 1977 kam die Fristenlösungsinitiative vors Volk und wurde mit 51,7 Prozent Nein-Stimmen knapp verworfen.

Nun machten die Gegner des Schwangerschaftsabbruches mobil. Sie gründeten ein Aktionskomitee, das mit finanzieller Unterstützung der Kirchen Kampagnen startete und tendenziöse Plakate kreierte. 1980

wurde die Initiative «Recht auf Leben» eingereicht. Sie verlangte den Schutz des Rechts auf Leben «von der Zeugung bis zum natürlichen Tod». Doch im November 1982 lehnte der Bundesrat die Initiative ab und unterbreitete einen Gegenvorschlag. Stände- und Nationalrat verwarfen beides. 1985 wurde die Initiative «Recht auf Leben» vom Volk mit 69 Prozent Nein-Stimmen verworfen.

Die Sache wurde in den verschiedenen Kantonen und Regionen der Schweiz sehr unterschiedlich diskutiert und selbst in den fortschrittlichen Kreisen verhinderten die Meinungsverschiedenheiten ein zügiges Vorankommen. Natürlich taten sich die ländlichen und katholischen Kantone besonders schwer mit dem Thema – sie tendierten zu einer nachträglichen «Fürsorge und Mütterhilfe».

Derweil nahm die Zahl der illegalen Abtreibungen stetig zu. Der Kanton Bern stand mit der höchsten Abtreibungsziffer an der Spitze. Doch die Fristenlösungsinitiative hatte einen schweren Stand. 1981 sprach sich der Nationalrat mit 94 zu 75 Stimmen für die föderalistische Lösung aus, der Ständerat verwarf sie. 1993 reichte SP-Nationalrätin Barbara Haering die parlamentarische Initiative für eine Fristenregelung ein, und im Februar 1995 beschloss der Nationalrat mit 91 zu 85 Stimmen Eintreten. Nun ging es vorwärts. In der Debatte zur Vernehmlassung (1997) erhielt die Initiative breite Zustimmung und am 2. Januar 2002 war es endlich so weit. Das Schweizer Volk nahm mit 72,2 Prozent Ja-Stimmen die Fristenlösung an, und am 1. Oktober des gleichen Jahres traten die Bestimmungen in Kraft. Damit hatte in der Schweiz ein hundert Jahre dauernder Kampf für das Recht der Frauen, selbst zu entscheiden, ob und wann sie ein Kind bekommen wollten, sein Ende gefunden. Juristisch und medizinisch waren nun die Rahmenbedingungen für eine «unproblematische Abtreibung» geschaffen worden. Aber warum eigentlich wird immer noch dieser moralisch besetzte – das Verbotene und Anrühige implizie-

rende – Ausdruck «Abtreibung» gebraucht? Der Schwangerschaftsabbruch ist legal und doch ein moralisch besetztes Thema geblieben.

Meinem aufklärerischen Drang waren damals kaum Grenzen gesetzt. Oder vielleicht doch? Der Haushalt und meine drei Kinder forderten eigentlich meine uneingeschränkte Präsenz. Dominik ging nun in die erste Klasse im Schulhaus Langmatt, Madeleine und Barbara besuchten den Kindergarten. Ich leistete meinen Einsatz gerne – oft mit überbordenden Muttergefühlen. Manchmal fürchtete ich, mich in dieser Aufgabe gänzlich aufzulösen, und unbedingt wollte ich mir noch einen anderen Bereich aufbauen. Zurück ins Labor war keine Option. Als Laborantin hatte ich kaum berufliche Entwicklungsmöglichkeiten. Teilzeitanstellungen waren zu jener Zeit noch nicht üblich.

Albi war durch den Aufbau der Firma in Anspruch genommen. Er liess mich gewähren und wenn es dringend notwendig war, leistete er auch einen Einsatz im häuslichen Bereich. Abends liess ich mir von seinem Tagesablauf berichten. Nicht ohne Neid stellte ich fest, dass er viel Interessantes erlebte und teilhatte am Lauf der Welt. Er widersprach dem vehement und ordnete alles pragmatisch in den Bereich des Arbeitsalltags. Oft spazierten wir abends noch rasch auf den Sonnenberg, der vom Klusplatz aus in einem Katzensprung zu erreichen war. Unsere Gespräche gestalteten sich zusehends gleichförmiger. Ich beschrieb und bejammerte meine Situation – dass ich es kaum schaffte, zusätzlich über die alltäglichen Arbeiten hinaus etwas Fundiertes in Angriff zu nehmen. Er wollte wissen, was das denn sein könnte – ich wusste es nicht, beharrte aber darauf, dass ich mehr Freiraum brauche. Das Resultat des Gesprächs gipfelte regelmässig in der Aufforderung meines Ehemannes, den Haushalt effizienter zu organisieren und eine geeignete Hilfe zu suchen. Aber so einfach war das nicht. Doch sah ich ein, dass ich eine Form der Haushaltsführung finden musste, die mich wenigstens zeitweise entlastete.

Was ich mit Dorothee erlebt hatte, machte mich auf psychologische Literatur neugierig. Ich begann systematisch zu lesen. Zuerst nahm ich mir Alfred Adler vor, dessen Denken mir vom Marxismus her gut verständlich war. Den Hauptantrieb des menschlichen Verhaltens sah er im Geltungs- und Machtstreben, das die gesellschaftspolitischen Verhältnisse spiegelte. Demnach übte er auch Kritik an den sozialen Zuständen. Er war ein leidenschaftlicher Aufklärer, der in Wien und später in Berlin seine praxisorientierten Gedanken in unzähligen Veranstaltungen vortrug. Alfred Adler war Arzt und Tiefenpsychologe und ein Schüler von Sigmund Freud, dem Begründer der Psychoanalyse. Durch seine Abgrenzung von Freud und die Entwicklung eines eigenen Weges war er zum Begründer der Individualpsychologie geworden.

Sigmund Freud stellte eine Herausforderung dar, die ich nicht unbedingt bereit war anzunehmen. Ich las seine Biografie und schmökerte in seinen Schriften zur Psychoanalyse. Seine Trieblehre sprach mich nicht an und mit seiner Symbolik zur Traumdeutung hatte ich Mühe; ich fand sie zu starr. Die dicken Bücher von C.G. Jung legte ich vorerst wieder weg. Ich empfand sein Denken als elitär und zu anspruchsvoll. Das schloss aber nicht aus, dass mich die Lektüre faszinierte und auch beunruhigte. Seine Lehre von den Archetypen und die religionskritischen Betrachtungen eröffneten mir neue Horizonte. Auch die Theorie des individuellen und kollektiven Unbewussten sprach mich an und seine Vorstellungen von der Entwicklung zur individuellen Persönlichkeit, die C.G. Jung Individuation nannte, beeindruckten mich. Das ganze Denkgebäude fand ich exklusiv und für mich nicht passend.

Dr. Frey, der Therapeut von Dorothee, war Jungianer und Dozent am C.-G.-Jung-Institut in Küsnacht. Ihn hatte ich recht bodenständig erlebt. Offensichtlich war ich auf der Suche; ich sah aber nicht klar.

Tagtäglich besorgte ich meinen Haushalt und verbrachte die meiste Zeit mit meinen Kindern, die gut gediehen und eine Freude waren. In meiner knappen frei verfügbaren Zeit schrieb ich Artikel zur Familienplanung, später auch Buchrezensionen, und empfand ein Gefühl der Genugtuung, wenn meine Gedanken gedruckt wurden. Das *Volksrecht* hatte damals noch wöchentlich eine Literaturseite mit Buchbesprechungen.

Eine erste Besprechung schrieb ich über ein Buch mit dem Titel *Sex im Büro. Nützliche Spielregeln für jeden, der seine Tage und seine besten Jahre im Büro verbringt*, es folgte eine Rezension des Romans *Das Geheimnis des Falken* von Daphne du Maurier, und mit grossem Vergnügen besprach ich *Nächte in Bahia* von Jorge Amado. 1965 erschien ein als Standardwerk angepriesenes dreibändiges Werk unter dem Titel *Die Frau von heute*. Es hatte den Anspruch, die Situation der Frau in der Gesellschaft zu erfassen. Es war eine Kollektivarbeit von mehreren Autorinnen und behandelte den «häuslichen Bereich», die «Vielfalt des weiblichen Wirkens» und schliesslich «Die Frau in der modernen Gesellschaft». Wegweisend für dieses Werk war vermutlich die Situation in den Fünfzigerjahren, als die verheirateten Frauen in der Regel in der Rolle der Hausmutter ihre Erfüllung fanden. Es kam dann allerdings zu einem ziemlich «ungünstigen» Zeitpunkt heraus. Ich schrieb dazu: «Will sie überhaupt noch Hausmütterchen sein? Die Frau von heute steht zwischen Tür und Angel. Einerseits fühlt sie sich geschaffen, die ihr von der Natur aufgegebenen Bestimmung als Frau und Mutter zu erfüllen; andererseits ist sie auch bereit, neue von Staat und Gesellschaft sich aufdrängende Aufgaben zu übernehmen. Diesen verschiedenartigen Anforderungen kann sie erst gerecht werden, wenn sie in ihrer schwierigen Rolle akzeptiert und in ihrer Arbeit entsprechend unterstützt wird.» Während der Beschäftigung mit diesen Themen realisierte ich, dass diese Unterstützung nicht von selbst kam, sondern dass wir Frauen selber sie fordern und auch organisieren mussten.

Nach unserer Rückkehr aus Brasilien im Herbst 1955 war Albi nicht mehr politisch aktiv geworden. Sein Einsatz in der Freien Jugend und das politische Desaster mit der Parteileitung der PdA hatten für eine Umorientierung gereicht. Sein Einsatz galt nun dem Aufbau der eigenen Firma. Zusammen besuchten wir Veranstaltungen kultureller Art. Wir waren Mitglieder der Schauspielunion und gingen regelmässig ins Schauspielhaus. Da trafen wir ehemalige Freunde aus der Freien Jugend und «alte Genossen» aus der PdA, darunter Max und Frieda Meier, Primo Medici, Karl Palma und andere. Es entstanden lebhaftige Gespräche und es bildete sich ein neuer Freundeskreis, den wir pflegten.

Theo Pinkus hatte an der Predigergasse das Antiquariat und den Büchersuchdienst ausgebaut. Albi kannte Theo aus der Zeit der Naturfreunde Ende der Vierzigerjahre, später auch über die FJ und die PdA. Wie André Räuber schreibt, war Theo als «nicht sehr umgänglicher Aktivist» 1943 aus der damals verbotenen Kommunistischen Partei der Schweiz ausgeschlossen worden. Im Jahre 1950 gab er den Eintritt in die Sozialdemokratische Partei der Schweiz, aus der er unter dem Vorwurf, Stalinist zu sein, ebenfalls ausgeschlossen wurde. Durch den Kontakt mit Edgar Woog wurde er dann Mitglied der 1944 neu gegründeten Partei der Arbeit, der Nachfolgepartei der KPS, der er trotz seiner kritischen Haltung bis zu seinem Tod angehörte.

Albi und Theo pflegten einen freundschaftlichen Umgang. Albi kaufte bei ihm Bücher ein. Als es uns finanziell besser ging, erstand er sich sogar eine Ausgabe von Goethes Gesammelten Werken, die Theo zwar ungern weggab, aber doch verkaufte, weil er Geld brauchte. 1957 wurden der Pinkus & Co. die Lokalitäten an der Predigergasse gekündigt und durch einen glücklichen Zufall gelang der Kauf des Hauses Froschaugasse 7.

«Mit Unterstützung von Freunden und Genossen machten wir in einer grossartigen solidarischen Aktion die notdürftigen Reparaturen selbst», berichtet Theo Pinkus in der Biografie *Leben im Wider-*

sprach, die Rudolf Lüscher und Werner Schweizer über ihn und Amalie verfasst haben. Ich erinnere mich, wie Albi in der Küche der kleinen Wohnung im obersten Stockwerk an der Froschaugasse einen Kochherd installierte. Dieser stand schräg, weil der Boden völlig uneben war. Marco, der älteste Sohn von Amalie und Theo, zog in diese kleine Wohnung ein. Wenn wir ihn sahen, kamen regelmässig der schräg stehende Herd und die dadurch «auf eine Seite verlaufenden Spiegeleier» zur Sprache. Doch Marco konnte damit leben. Helen, seine erste Ehefrau, mit der er damals zusammenzog, erinnert sich noch heute an dieses Domizil. Nicht nur wegen den Spiegeleiern. Sie erzählte mir, dass diese kleine Küche bald bis zur Decke mit Büchern vollgestopft war – und zwar so, dass sie sich kaum mehr darin bewegen konnte.

Nach Beendigung der Renovationsarbeiten gab es ein rauschendes Fest, und fortan wurde die Froschaugasse zu einem beliebten Treffpunkt, wo wir gerne ein und aus gingen.

Zu den Mitarbeitern gehörte seit 1954 auch Otto Böni, unser Freund aus der Freien Jugend, der Präsident des Clubs «Wissen und Freizeit» war. An einem unserer Feste tauchte ein junges hübsches Mädchen aus Wädenswil auf. Martha Peter – wir nannten sie Peter – wurde die Freundin von Otto Böni. Im Herbst 1956 heirateten sie. Im darauffolgenden Jahr wurden sie die Paten unseres Sohnes Dominik. Durch alle politischen Hochs und Tiefs pflegten wir eine herzliche Freundschaft. Leider ist Otti vor einem Jahr gestorben.

Eine wichtige Person in der Belegschaft war Trudi Hügi. Sie war etwas älter als Theo und eine Frau mit viel Realitätssinn. Sie war für die Buchhaltung zuständig und kritisierte oft die Ideen von Theo – im Speziellen die der Mitbestimmung in der «Bude», die sie übertrieben fand. Amalie hatte zu jener Zeit den Haushalt zu besorgen und die drei Kinder zu betreuen und arbeitete temporär im Betrieb mit. Frau

Hügi, mit der wir damals noch per Sie waren (sie war eine solidarische Person, aber keine Genossin), schimpfte mit Amalie, dass sie sich von Theo so ausbeuten und überhaupt sich von ihm so viel gefallen lasse.

Amalie und Theo hatte ich im Winter 1950/1951 persönlich kennengelernt. Wir hatten uns für ein Wochenende zu viert zu einer Skitour auf das Jakobshorn verabredet. Es war Samstag früh im Hauptbahnhof Zürich, Albi und ich sahen gerade noch das rote Schlusslicht des abfahrenden Zuges. Doch in Davos fanden wir Amalie und Theo problemlos: Sie hatten unterdessen das dortige Antiquariat aufgesucht und einige Bücher gefunden, die Theo im Rucksack mittrug. Spätabends legten wir bei einem Bruder von Albi, der in Davos sesshaft geworden war, die Schlafsäcke auf den Boden. Theo zog sich nackt aus und kroch in seinen Sack. Amalie sagte: «Aber Theo, das kannst du doch nicht machen vor dieser jungen Frau.» Andern tags zogen wir frühmorgens los – mit den Fellen auf den Skiern hinauf zum Jakobshorn. Eine Seilbahn gab es damals noch nicht.

Umzug nach Witikon

Unsere Suche nach einer grösseren Wohnung war erfolglos geblieben. Gerne hätten wir uns vor dem Schuleintritt unserer Kinder irgendwo, wo es uns gefiel, auf Dauer eingerichtet. Wir erwogen auch den Erwerb eines bescheidenen Eigenheims. Aber die Vorstellung, dass ich Gartenwege sauber halten und Beeren pflücken würde, schreckte mich ab. Ich wollte urban wohnen und mobil bleiben.

Im Frühjahr 1964 hatte Albi einen grösseren Auftrag in der neuen Überbauung Im Glockenacker in Zürich-Witikon erhalten. Die Heizungsanlage musste geplant und installiert werden. Später kam noch der Auftrag für die sanitären Installationen hinzu. Das war eine grosse Sache, Witikon wurde für längere Zeit sein Arbeitsort.

In einer spontanen Laune sagte Albi eines Tages, wir könnten ja in den Glockenacker ziehen. Wir spielten mit dem Gedanken und langsam wurde die Sache ernst. Es war mutig, doch in unserer Situation genau das Richtige. Während der Bauphase waren in zwei Häusern noch je zwei grössere Wohnungen geplant worden. Wir konnten auswählen und entschieden uns für eine Wohnung im obersten Stock mit Blick auf den See. Wow! Es war überwältigend – auch der Preis. Ein monatlicher Mietzins von 925 Franken war zu jener Zeit überdurchschnittlich hoch. Noch ahnten wir nicht, dass wir vierzig Jahre später beinahe viermal so viel bezahlen würden. Unseren Entscheid aber haben wir nie bereut.

Unsere Nachbarn waren junge Familien mit kleinen Kindern. Wir pflegten gute Kontakte und waren froh, dass unsere Kinder in diesem stabilen Umfeld ihre Spiel- und Schulkameraden fanden. Mit unserer politischen Einstellung passten wir nicht unbedingt in diese Umgebung, doch die Loyalität und Toleranz der Bildungsbürger in Witikon verachteten wir nicht. Die Nachbarn nahmen meine politische Gesinnung offensichtlich erst später, als ich bereits in der SP aktiv war, zur Kenntnis, aber auch dann erlebte ich fast ausschliesslich wohlwollende Toleranz.

Wir kannten Witikon von früher. In unserer Jugendzeit waren Albi und ich einige Male nach Fällanden gewandert. Alljährlich organisierte der Verein für Ferien und Freizeit für alle ihm angeschlossenen Vereine den VFF-Sporttag. Es wurden Wettkämpfe ausgetragen, an denen wir als Freie Jugend teilnahmen. Der Bus fuhr schon damals ab Klusplatz Richtung Witikon – aber nur bis zur Berghalde. Dort war Endstation, und ab da ging es zu Fuss bis zur Jugendherberge in Fällanden, wo wir jeweils übernachteten. Unterwegs kauften wir bei der Bäckerei Zahnd noch ein frisches Pfänderli als Wegzehrung. Nie hätten wir uns träumen lassen, dass Fällanden fünfzig Jahre später ein pulsierender Vorort und im Viertelstundentakt per Bus mit Zürich verbunden sein würde.

Anfang Mai 1964 fand die Züglete in den Glockenacker statt. Die Umgebungsarbeiten waren noch nicht gemacht und beim hintersten Haus, wo wir wohnten, endete die Strasse. Hinter der Überbauung liegt noch immer ein grosser Acker, auf dem manchmal sogar die Kühe weiden, und dahinter beginnt der Oetlisbergwald. Unsere Freunde fanden, wir wohnten etwas abgelegen, wir aber fühlten uns hier am Stadtrand wohl. Sonntags spazierten wir mit unseren noch kleinen Kindern jeweils den Kirchhügel hinauf zur alten Kirche Witikon. Dabei kamen wir durch den alten Ortsteil, das «Dörfli», wo noch vier Bauern aktiv waren. Unterhalb des Hügels kamen wir bei zwei Pferden vorbei, denen die Kinder hartes Brot füttern durften. Die Hühner liefen frei herum und gackerten in die Welt hinaus. Der Spaziergang endete beim alten Traktor und der ehemaligen Mostpresse des Bauern Jordi, auf der die Kinder herumturtelten. Jeden Morgen kam unser Milchmann, Herr Baumann, und gab die Milch offen aus. Am Vorabend mussten wir jeweils das Milchkesseli in den Milchkasten stellen und im Milchbüchlein einschreiben, wie viele Liter Milch wir benötigten. Den Milchmann sahen wir jedoch nie. Ich bekam ein grosses Arbeits- und Schlafzimmer. Es war fantastisch, nun hatte ich meinen eigenen Raum zur Verfügung. Zwischen Küche und Schreibtisch versuchte ich wirksam zu sein. Axel, ein Antikmöbelhändler und Jugendfreund, verkaufte uns einige nicht restaurierte Möbelstücke, für die er keinen Lagerplatz mehr hatte. Und so kamen wir zu einer nicht ganz konformen, dafür originellen Einrichtung. In dieser arbeitsintensiven Zeit mit der Familie und vielen anderen Aktivitäten war mir das Glück hold. Die Vermittlungsstelle der Freundinnen junger Mädchen rief an und fragte, ob ich eine Haushalthilfe benötige. Dem war wirklich so. Ilse und ihre Freundin Magdalene, eben gerade zwanzig Jahre alt, kamen aus Norddeutschland, mit der Absicht ein Jahr in der Schweiz zu arbeiten. Ilse kam zu uns und verstand sich mit den Kindern auf Anhieb gut. Sie schätzte den Familienanschluss

und kam mit uns wandern und Ski fahren. Zum Wochenende buk sie regelmässig einen Kuchen – obwohl wir zum Nachmittagskaffee selten zuhause waren. Ilse entwickelte Eigeninitiative, die sie zum Wohl der Familie einbrachte. Wir konnten gut Zusammenarbeiten und das sogar in der Küche – was ja nicht selbstverständlich war. Zu unserer Wohnung gehörte ein separates Zimmer mit Dusche und WC im Souterrain. So konnten wir Ilse eine angenehme Unterkunft bieten, wo sie sich in der Freizeit oft mit Magdalene aufhielt. Ilse heiratete nach ihrer Rückkehr ins kleine Bauerndorf Schwitschen am Rand der Lüneburger Heide den Bruder von Magdalene und wurde eine tüchtige Bäuerin. Albi und ich waren zur Hochzeit eingeladen – und fünfundzwanzig Jahre später zur Silbernen Hochzeit. Zu diesen Festen kamen immer auch die Bauernfamilien der umliegenden Höfe, alles in allem bis zu zweihundert Personen. Alles, was die Landwirtschaft hergibt, kam auf die festliche Tafel. Nach dem Tanz gabs zur Verdauung selbst gebranntes Korn. Noch heute wird in Schwitschen von den älteren Leuten Platt gesprochen, das wir nur mit grosser Anstrengung ansatzweise verstehen konnten. Wir lernten die Sitten und Bräuche dieser Landbevölkerung kennen und erlebten auch, was sich im Laufe der Zeit änderte – alte Bräuche gingen verloren oder wurden aufgegeben. Mit Ilse und ihrem Mann Friedhelm entstand eine solide Freundschaft. Der Kontakt brach nie ab; wir besuchten uns gegenseitig, und noch heute bin ich informiert über die Ereignisse in diesem kleinen norddeutschen Dorf.

Der Weg zur Reife

Aber war das nun alles? Persönlich ging es mir gut, nur die Ungerechtigkeiten in der Welt liessen mich nicht gleichgültig und ich fühlte mich verpflichtet, etwas gegen diese zu tun. Ich hatte Visionen und das Bedürfnis nach Perspektiven – Vorstellungen, wo es hingehen

soll. Es schien mir nicht abwegig, dass ich Soziologie studieren und in die Politik einsteigen würde. An der Uni war seit langem ein Lehrstuhl für Soziologie im Gespräch. Und tatsächlich wurde dieser eines Tages besetzt. Ich ging einige Male hin, obwohl die Vorlesungen über Mittag stattfanden, wenn meine Kinder hungrig von der Schule nachhause kamen. Ein Glück nur, dass diese Vorlesungen von lähmender Langeweile waren. Ein Flop.

Ich war überzeugt, dass ich nur mit abgeschlossenem Studium politisch wirksam werden könne, und begann im Fernstudium der AKAD die Vorbereitungen zur Maturitätsprüfung. Monatlich bekam ich die grünen Hefte zur Bearbeitung zugeschickt. Es war eine interessante, mit einem erheblichen Zeitaufwand verbundene Arbeit, die auch auf Kosten meiner Nachtruhe ging. Doch das Ziel, das Maturitätszeugnis, das mir den Zugang zur Universität erschliessen würde, schien mir diesen Einsatz wert zu sein. Zu einem bestimmten Termin hatte ich die Prüfungsarbeiten jeweils per Post abzuliefern, korrigiert und benotet bekam ich sie zurück. Meine Leistungen waren mittelmässig: im Fach Mathematik eher ungenügend, in Latein je nach Fleiss schwankend – doch in den Fächern Deutsch und Geschichte war ich immer überdurchschnittlich gut.

Im Herbst 1968, nach zwei Jahren Selbststudium und einem Jahr Tagesschule, meldete ich mich zur Eidgenössischen Maturitätsprüfung an. Diese verlief summa summarum nicht schlecht, doch schliesslich fehlten zwei Punkte. Enttäuscht, doch unverdrossen hängte ich ein Jahr an, repetierte, büffelte und trat nochmals zur Prüfung an. Wieder zwei Punkte zu wenig, wie konnte das sein? Ich schrieb einen Rekurs, auf den jedoch nicht eingetreten wurde. Ich war niedergeschmettert.

Ich war nun siebenunddreissig Jahre alt und hatte keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Ich befand mich in einer tiefen Krise. Warum konnte ich mich nicht zufriedengeben mit meinem Mann, den

drei Kindern und dem glücklichen Familienleben? Meine Freunde und Bekannten, soweit sie über mein Tun im Bilde waren, hatten sich diese Frage wohl schon lange gestellt. Niemand nahm ernsthaft Anteil an dem mir widerfahrenen Unglück. Albi, der gewohnt war die Probleme pragmatisch anzugehen, sah die Situation nicht so dramatisch. Ihn interessierte, was ich daraus machte. Heute vermute ich, dass er meinen Tätigkeiten auch ambivalent gegenüberstand. Wohl unterstützte er mich bei jeglichem Tun grundsätzlich in dem Sinne, dass er aktiv keinen Widerspruch geltend machte. Er gewährte mir den notwendigen Freiraum – unausgesprochen unter der Bedingung, dass ich die Familie nicht vernachlässigte. Ab und zu las er auch meine Arbeiten. Er kritisierte meine langen Sätze und seine klaren Denkanstösse waren mir hilfreich. Es war aber immer klar, dass der Firma, die sich damals in der Hochkonjunktur stark vergrösserte, Priorität zukam.

Heute sehe ich es als Grenzsituation – als ein Scheitern in einem Lebenskonzept, das noch keine festen Konturen aufwies. Ich war gefordert, meine Existenz in meine eigenen Hände zu nehmen. Was aber war meine Existenz? Primär sicher meine Familie. Mein Einsatz war auf das Wohl meiner Lieben ausgerichtet. Ich empfand es nicht als selbstverständlich, dass alle gesund waren und keine aussergewöhnlichen Probleme anstanden. Ich war mir meiner privilegierten Situation bewusst. Ich musste keine Erwerbsarbeit leisten und hatte sogar die Möglichkeit, zur Entlastung ab und zu eine Haushalthilfe einzustellen. Es gab keinen Druck auf ein bestimmtes Ziel hin, das erreicht werden musste. War es da nicht vermessen, noch mehr zu wollen?

Ich erinnerte mich an Dr. Frey, den ich durch Dorothee kennengelernt hatte. Er riet mir zu einer Eignungsabklärung am Institut für Angewandte Psychologie. Die Abklärung brachte Folgendes an den Tag: Zu einer starken Neigung zum abstrakten, intellektuellen Denken gesellte sich bei mir eine überdurchschnittlich entwickelte Fähig-

keit zur Einfühlung (Empathie). Da war guter Rat teuer. In welche Richtung sollte ich gehen? Frey riet mir abzuwarten.

Unser Familienleben gestaltete sich harmonisch und wir hatten einen geregelten Wochenablauf. Sonntags gab es jeweils ein Familienprogramm. Mit den Eltern von Albi, seinen Schwestern und Brüdern sowie deren Familien gingen wir wandern und picknicken. Unser Grosi war von beachtlicher Körperfülle, doch sie kam gerne mit. Wir besuchten das Erlenbacher Tobel oder den Zürichbergwald. Unsere jüngste Tochter Barbara ging noch nicht zur Schule und nur dank Grosis unermüdlicher Geduld schaffte sie es jeweils bis zur nächsten Wegbiegung. Lieber aber sass Barbara am Wegrand, pflückte Blümchen und schaute den Käfern zu. Grosis so gut gemeinter pädagogischer Einsatz blieb denn auch nicht ohne Folgen. Barbaras Widerstand gegen unsere Wanderungen und Bergtouren nahm später drastische Formen an.

Albi und ich waren seit 1950 Mitglieder bei den Freien Sportlern. Albi spielte Handball und ich war im Schwimmclub aktiv. Später, als unsere Kinder schon zur Schule gingen, unternahmen einige aktive Spieler Anstrengungen, den Tennissport von seinem elitären Touch zu befreien und familienfreundlich zu gestalten. Die FS hatten einige Jahre vorher auch eine Tennissparte gegründet. Es wurden Kinderkurse organisiert, und so kam es, dass wir den Samstag häufig auf dem Tennisplatz in Wollishofen verbrachten. Die Kinder erhielten viel Aufmerksamkeit und immer gab es auch Kuchen, der bei fröhlicher Stimmung verzehrt wurde.

Ich weiss nicht mehr, in welchem Jahr ich zum letzten Mal an einer Generalversammlung des Tennisclubs FS teilnahm. Es war unterdessen eine jüngere Garde nachgerückt und die stiess sich an der Tatsache, dass die FS ein *Arbeitersportverein* war. Es gab ein Traktandum, das die Änderung des Namens vorschlug. Mit der Begründung, dass unter einem neutralen Namen viel mehr Mitglieder ge-

wonnen werden könnten, sollte der Arbeitersportverein künftig schlicht «Tennisclub Wollishofen» heissen. Wir alten Sportgenossen waren zahlreich aufmarschiert, und die Debatte wollte kein Ende nehmen. Das Resultat der Abstimmung fiel dann klar und eindeutig zugunsten der vorgeschlagenen Änderung aus. Ob damit wirklich neue Mitglieder gewonnen werden konnten, hat mich dann nicht mehr interessiert.

Zum Glück gab es die Sommerferien. Da waren wir mit dem Zelt unterwegs. Nach mehreren Aufenthalten in Tenero am Lago Maggiore wagten wir uns über die Landesgrenzen hinaus ans Meer – nach Italien, Südfrankreich und Jugoslawien. Einmal gab es unfreiwillig einen verlängerten Urlaub. Ein Ausflug nach Carcassonne in Südfrankreich – es war Samstagabend, gerade sechs Uhr, und wir wollten zurück auf den Zeltplatz nach Argelès-sur-Mer. Noch heute sehe ich uns im Auto vor dem Rotlicht. Der Himmel hatte sich verdunkelt und öffnete seine Schleusen. Ein sintflutartiger Regen prasselte nieder. Da zeigte die Ampel grün und Albi drehte den Zündschlüssel. Doch nichts geschah, nur die in der Kolonne hinter uns wartenden Autos begannen zu hupen.

Einige Männer stiegen aus und halfen, den Wagen an den Strassenrand zu schieben. Es war eine gespenstische Atmosphäre, wie es in wenigen Sekunden Nacht geworden war und die Menschen in ihrer Sommerkleidung völlig durchnässt in den Hauseingängen Schutz suchten. Nach langem Warten kam die Pannenhilfe und schleppte unser Auto zur nächsten Autogarage ab. Wir, ebenfalls sommerlich gekleidet und völlig durchnässt, mussten uns mit dem Taxi die zweihundert Kilometer zurück nach Argelès-sur-Mer chauffieren lassen. Am Montag früh fuhr Albi in die Garage, wo ihm eröffnet wurde, dass Ersatzteile aus Marseille angefordert werden mussten und dass man nicht sagen könne, wann diese eintreffen würden.

Unterdessen schien wieder die Sonne. Gegen Abend nahm Albi den Strandweg unter die Füsse in Richtung Dorfplatz. In einer Bara-

cke war dort eine Telefonzentrale eingerichtet worden; es musste noch gestöpselt werden und mit viel Glück gelang es der routinierten Telefonistin, die Verbindung nach Zürich herzustellen. Am anderen Ende der Leitung hörte Albi seinen Bruder Ruedi, der bei ihm in der Firma arbeitete, verstehen konnte er ihn nicht. Doch er gab nicht auf. Anderntags abends gegen fünf Uhr – da wurde das Telefonoffice geöffnet – ging er wieder hin. Es war der dritte oder vierte Versuch, als Ruedi ihn endlich verstehen konnte und ziemlich schnell begriff, dass er einen Ersatzmotor beschaffen und unverzüglich zu uns nach Südf frankreich aufbrechen sollte.

Die Tage verstrichen und unsere Ferienzeit war abgelaufen. Doch in unserem Ferienalltag hatte sich Routine eingestellt und wir taten so, als ob wir für immer hier am Meer bleiben würden. Albi ging abends zum Dorfplatz. Mit einer Korbflasche voller Rose kam er zurück, sodass wir genug Wein zu trinken hatten. Eines Abends brachte er Lederschnüre und eine lange Stahlnadel mit, die er bei einem Schuster erstanden hatte. Auf dem Campingstuhl hockend begann er, seine vor Jahren auf dem Markt in Italien erstandenen geflochtenen Schuhe zu flicken. Die Korbflasche war ausgetrunken und Albis Bart respektabel gewachsen, als unsere Idylle ein plötzliches Ende fand. Ruedi stand vor unserem Zelt. Er war die Nacht durchgefahren und kam direkt von Carcassonne, wo er den Motor in der Werkstätte abgeliefert hatte. Anderntags stand unser Auto – leider – zur Heimreise bereit. Wehmütig packten wir zusammen und beendeten diesen schönen Urlaub.

Die vier Jahre während der Vorbereitungen zur Maturitätsprüfung erlebte ich als anstrengend, aber auch als sehr bereichernd. Madeleine ging nun auch zur Schule, Barbara das zweite Jahr in den Kindergarten. Das ergab eine Tagesstruktur, die mir täglich einige Stunden Schreibtischarbeit ermöglichte. Doch da gab es einen Störenfried: Chuccio, unser Kater. Die Kinder liebten ihn sehr. Mein Verhältnis

zu dieser Katze war eher ambivalent. Richtete ich in der Küche eine Wurstplatte, sass er scheinbar unbeteiligt auf dem Fenstersims – bis zu dem Moment, in dem ich mich wegdrehte. Dann war er mit einem Satz zur Stelle und stürzte sich mit Genuss auf die Wurst. Einmal geschah wirklich ein Unglück. Der Kater lag auf einem Putzlappen auf dem Fenstersims und rutschte mit diesem vom zweiten Stock in die Tiefe. In Panik rannte Barbara die Treppe hinunter ins Freie, wo Chuccio reglos vor dem Kellerfenster lag. Glücklicherweise hatte er sich lediglich eine Pfote verstaucht und nach wenigen Tagen war er wieder munter und so fordernd wie eh und je.

Die Abmachung galt, dass Chuccio in meinem Zimmer nichts zu suchen habe. Nachmittags um zwei Uhr, wenn die Kinder in der Schule waren, zog ich mich an meinen Schreibtisch zurück. Es dauerte nicht lange, und Chuccio – der diesen wohlklingenden Namen von einem Schlagersänger hatte, der zu jener Zeit durch den Äther trällerte – begann an meiner Zimmertüre zu kratzen. Und zwar ohne Unterlass, bis ich ihm Einlass gewährte. Genüsslich legte er sich dann vor meinem Schreibtisch auf das Fensterbrett und hielt Siesta. Um drei Uhr räkelt und streckte er sich, drehte am Rande meines Schreibtisches einige Runden und liess sich dann «platsch» mitten auf meinem offenen Buch, in dem ich gerade las, nieder. Dann spedierte ich ihn konsequent vor die Türe.

Für diese Kränkung revanchierte sich der Kater jeweils nachts. Er lag in seinem Korb in unserem geräumigen Flur. Kaum hatte ich das Licht gelöscht, tat er einen Sprung in unsere sorgsam gehegten und gepflegten Zimmerpflanzen, um sein Geschäft zu verrichten. Wie oft habe ich wütend die stinkende Erde herausgebuddelt, später die eingegangenen Pflanzen ersetzt und sie sogar mit Drahtgeflecht eingezäunt. Chuccio kannte seine Grenzen nicht. Sein Revier waren die nahen Felder, doch auch die stark befahrene Wit ikoner st rasse mied

er nicht. Und so kam es zu einem tragischen Ende. Eines Tages überbrachte unser Nachbar die Nachricht, dass Chuccio tot auf der Witikonstrasse liege. Ein Auto hatte ihn angefahren. Die Kinder waren traurig und bereiteten unserem Chuccio oben am Waldrand eine würdige Beerdigung.

Die Jugend steht auf

Ich blende noch einmal zurück: Nach den Auseinandersetzungen mit der Parteileitung in der ersten Hälfte der Fünfzigerjahre hatte die Freie Jugend nurmehr ein kümmerliches Dasein gefristet. Werni Amrein, der als Präsident Nachfolger von Albi wurde, erzählte, dass sie dahingegerbelt sei – und sich dann von selbst aufgelöst habe. Es habe keine Strukturen und keine Versammlungen mehr gegeben. Amrein erinnert sich nicht, jemals seinen Austritt gegeben zu haben – ausser 1956 den aus der Partei.

Im August 1955 hatte die *Neue Zürcher Zeitung* auf einer ganzen Seite unter dem Titel «Kommunisten in der Klemme. Krise bei der ‚Freien Jugend‘» die desolante Entwicklung erörtert und war zum Schluss gekommen, dass der Grund für den unaufhaltsamen Zerfall der FJ vor allem in der Stadt Zürich eine interne «Säuberung» war, die vom Politbüro der PdA der Schweiz und von der kantonalzürcherischen Parteileitung angeordnet und vorgenommen worden war. Der langjährige Sekretär und Präsident der Freien Jugend der Schweiz, Ueli Kägi, habe sein Amt unter dem Druck der Partei aufgegeben. Und so sei vorübergehend eine Beruhigung eingetreten. Für einmal hatte die NZZ realitätsgerecht berichtet. Die Entspannung innerhalb der PdA hielt allerdings nicht lange an. Der grosse Schock kam im Februar 1956, anlässlich der berühmten «Geheimrede» von Chruschtschow auf dem 20. Parteitag der KPdSU, die alles andere als geheim war und mit der die Entstalinisierung eingeleitet wurde. In dieser Rede prangerte der sowjetische Parteichef Stalins Verbrechen an. Zur

Last gelegt wurde ihm auch der Kult um seine Person, den er kontinuierlich inszeniert hatte.

Auf die schon vor der Geheimrede bekannt gewordenen Gräueltaten Stalins hatte die PdA vorerst erstaunlich milde reagiert. Erst später kam es zu differenzierteren Auseinandersetzungen und Parteiaustritten, die von der Partei als mangelnde Treue zur parteipolitischen Linie ausgelegt wurden.

Der Einmarsch der Sowjets in Ungarn im November 1956 hatte in der PdA dann einen eigentlichen Aufruhr verursacht. Sie tat sich sichtlich schwer mit der Verurteilung der sowjetischen Militärintervention. In einer öffentlichen Erklärung hatte das Zentralkomitee der PdA bedauert, «dass die ungarische Regierung wegen ihrer Unfähigkeit die Lage nicht unter Kontrolle halten konnte und an die sowjetischen Truppen appellieren musste». Innerhalb der Kantonalparteien hatte es heftige Diskussionen und unterschiedliche Stellungnahmen gegeben. Am klarsten hatte die Basler Sektion reagiert. In der Tagespresse veröffentlichte sie eine Erklärung, in der sie das Einschreiten der sowjetischen Truppen in aller Deutlichkeit verurteilte.

Durch die Schweiz brandete eine Welle der Sympathie für das ungarische Volk, wobei die Solidarität im Vordergrund stand. Und gleichzeitig breitete sich ein hysterischer Antikommunismus aus. Der Zorn richtete sich gegen die Räumlichkeiten der PdA und von Kommunisten betriebene Läden, die boykottiert und demoliert wurden. Scheiben wurden verschmiert oder eingeschlagen, die Inhaber verbal angegriffen und sogar mit dem Tod bedroht. In der Deutschschweiz herrschte mancherorts eine pogromartige Stimmung. In Thalwil wurde der Marxist Konrad Farner mit seiner Familie eines der Hauptopfer der antikommunistischen Hetze. In einem Artikel hatte die NZZ Farners Privatadresse öffentlich bekannt gemacht. Tag und Nacht kamen anonyme Telefonanrufe, die Lebensmittelgeschäfte boykottierten die Familie. Aufgehetzte Menschen belagerten das Wohnhaus.

Eine sogenannte «Aktion frei sein» stellte eine Tafel auf, auf der geschrieben stand: «In dieser Strasse wohnt ein Dr. Konrad Farner, der die kommunistische Tyrannei in der Schweiz errichten will. Er und wer mit ihm verkehrt, sei von allen Freiheitsliebenden verachtet.» Polizei und Behörden schritten nicht ein. Die Aktionen wurden geduldet, wenn nicht gar gutgeheissen.

Unsere Jugendfreunde Otto und Martha Böni waren mit Earners befreundet. Zusammen mit ihnen waren wir eines Abends in Thalwil eingeladen. Die Situation war deprimierend. Martha und Konrad Farner waren stolze Menschen. Jeder litt auf seine Art, doch Koni vermochte die Ereignisse politisch einzuordnen und die Situation dadurch besser zu verkraften. Martha litt unter den Demütigungen und Schmähungen. Farner hielt häufig Vorträge und die Familie lebte teilweise von diesen Einnahmen. Innerhalb der Linken war es üblich, dass nach der Veranstaltung ein rotes Tuch bereitlag, in das die Zuhörer ihren Obolus entrichten konnten. Martha hatte uns damals erzählt, wie beschämend sie es jeweils empfand, wenn Koni ihr die Münzen – Fünferli und Zehnerli – nachhause brachte.

Jahre später traf ich Farner vor dem Eingang der Uni Zürich. Er hatte einen Lehrauftrag in Kunstgeschichte erhalten und war voller Begeisterung. Er war ein begnadeter Lehrer mit einem beeindruckenden Wissen. Zu dieser Zeit arbeitete er an seinem grossen Werk *Gustave Doré. Der industrialisierte Romantiker*, dem Buch, das dann 1963 in der DDR erschien. Albi erstand ein Exemplar dieses zweibändigen Werkes, und Koni schrieb ihm darin als Widmung: «Albi Siegrist, der Realität und Idealität glücklich zu verbinden weiss.»

Fünf Jahre nach der Geheimrede Chruschtschows auf dem 20. Parteitag erfolgten auf dem 22. Parteitag der KPdSU im Jahre 1961 die eigentliche Abrechnung mit den Stalinisten und die entsprechende Kurskorrektur. Die Folgen waren gravierend. Chruschtschow ver-

sprach, die ganze Wahrheit über Stalins Verbrechen aufzudecken und den Opfern des Stalinismus ein Denkmal zu errichten. Es wurde eine Anti-Stalin-Offensive gestartet, und der Leichnam Stalins wurde aus dem Lenin-Mausoleum, wo er aufgebahrt war, entfernt.

Bei den Schweizer Kommunisten führten diese ideologischen Auseinandersetzungen schliesslich zu einem gemeinsamen Nenner: zur Bestätigung des Status der Partei als pragmatischer Opposition. Dass nach den Enthüllungen von Stalins Gräueltaten nicht Massenaustritte aus der PdA erfolgten, war allerdings erstaunlich. Bei einem Gespräch, das ich viele Jahre später mit einer Gruppe älterer Genossen führte, kam zum Ausdruck, dass sie das alles nicht glauben konnten und auch nicht glauben wollten – die Partei war ihre geistige Heimat, in der sie sich geborgen fühlten und die sie nicht bereit waren zu verlassen. Dass die PdA in den Sechzigerjahren sogar Stimmengewinne verzeichnete, war dem Umstand zu verdanken, dass sie dannzumal die einzige echte politische Oppositionspartei in der Schweiz war.

Als 1965 die Junge Sektion PdA gegründet wurde, fehlte Albi und mir wie auch anderen Ehemaligen aus der Freien Jugend das Verständnis für diesen Schritt. Wir meinten, dass klar geworden sein müsste, welch unlauteres Spiel die Partei mit uns Jungen ein Jahrzehnt früher getrieben hatte. Konrad Farner, der nicht mehr Mitglied der PdA war, und Theo Pinkus hatten sich den jungen Linken im Gespräch gestellt und waren so schliesslich zu Geburtshelfern der Jungen Sektion PdA geworden. Theo Pinkus, der in kritischer Distanz zur Partei stand – ein zweiter Ausschluss hing wie ein Damoklesschwert über seinem Haupt –, brachte die Ausgangslage folgendermassen auf den Punkt: Die PdA ist die Nachfolgepartei der KP und die einzige Alternative zum Kapitalismus.

Die parteiinternen Differenzen waren nach den ideologischen Streitigkeiten nicht beigelegt worden, hatten aber dialektisch zur Dis-

kussion über einen «Dritten Weg zum Sozialismus» geführt. Die Mitglieder der Jungen Sektion PdA, etwa fünfundzwanzig bis dreissig junge, bildungshungrige Leute mit grossem Informationsbedürfnis, wurden aktiv. Mit dem neuen Namen Antiautoritäre Junge Sektion provozierten sie das Polit-Establishment und hofften so den ideologischen Rahmen der Partei aufzuweichen oder gar zu sprengen. Theos Sohn André Pinkus war als Vertreter der Jungen in die Zürcher Parteileitung gewählt worden. Doch die Schwierigkeiten nahmen weiter zu und das Zerwürfnis war voraussehbar. Die Haltung der Partei gegenüber den Jungen war zwiespältig. Wohl begrüsst sie deren Aktivitäten, parteiintern hätte sie aber mehr Disziplin und Anpassung an die herrschende Doktrin gewünscht.

Der neunte Parteitag der PdA im November 1968 in La Chaux-de-Fonds anerkannte die Junge Sektion offiziell – gab aber der Zürcher Partei den Auftrag, mit den Jungen eine gründliche Aussprache über die Konflikte zu führen. Und wieder war es Edgar Woog, dem als Generalsekretär der Partei gemeinsam mit Armand Forel diese Aufgabe zufiel. Und mit der gleichen scheinbaren Verständnislosigkeit wie gut zehn Jahre zuvor reagierte Genosse Ecki auf die Anliegen der Jungen. Die Diskussion führte zu nichts. Als dann noch Franz Rueb, der damals Redaktor des *Vorwärts* war, aus der Partei ausgeschlossen wurde, war das Mass voll. Es entstand eine Solidarisierung, die zur weitgehenden Abgrenzung der undogmatischen Linken von der stalinistischen Partei führte. Definitiv erfolgte die Auflösung der Jungen Antiautoritären Sektion der PdA im Oktober 1969.

Rückblickend stellte ich fest, dass alles, was sich in der ersten Hälfte der Fünfzigerjahre in der Auseinandersetzung zwischen der Freien Jugend und der Parteileitung der PdA abgespielt hatte, der Anfang eines Prozesses war, dessen Entwicklung innerhalb der Linken schliesslich zur verstärkten Bewusstwerdung und politischen Mündigkeit führte.

Der Globus-Krawall

Die Junge Sektion PdA war aktiv gewesen bei den Fortschrittlichen Arbeitern, Schülern und Studenten (FASS), von denen die erste 68er-Demo in Zürich organisiert wurde. Mit der Besetzung des Globus-Provisoriums nahm alles seinen Anfang. Nach Jahre dauernden Diskussionen um ein Zürcher Jugendhaus war das leerstehende Gebäude auf der Bahnhofbrücke von der Jugend als Haus gefordert worden. Stadtpräsident Sigmund Widmer hatte zunächst vage zugesagt, doch dann anderen interessierten Nutzern den Vorzug gegeben. So wurde das Gebäude von einer Gruppe der FASS kurzerhand besetzt. Durch das brutale Eingreifen der Polizei kam es in der Nacht vom 29. zum 30. Juni 1968 zur Eskalation. Der Krawall, in dem sich Polizei und Jugendliche gegenüberstanden, endete mit einer traurigen Bilanz. 169 Verhaftete und 41 Verletzte gab es in dieser ersten Nacht. Junge Menschen waren gekommen und hatten skandiert: «Eins, zwei, drei, Globus frei!» Es wurden Pflastersteine und Bierflaschen geworfen. Die Polizei setzte Wasserwerfer ein, und so kam es zur seit langem ersten grossen Strassenschlacht in Zürich.

Die Vorkommnisse, die unter dem Namen «Zürcher Unruhen» in die Geschichte eingingen, dauerten wenige Tage. Seitens der Bürgerlichen wurde den Massenmedien vorgeworfen, sie hätten den Ereignissen eine übertriebene Aufmerksamkeit gewidmet. Tatsächlich hatte schon das Monsterkonzert der Rolling Stones vom 14. April 1967 im Hallenstadion für dramatische Schlagzeilen gesorgt. «Schlägertrupps mit Polizeihunden gegen Beat-Fans» und «Polizist prügelt NZZ-Reporter» titelten die Zeitungen. Nach den Ausschreitungen auf der Bahnhofbrücke eskalierte auch die Berichterstattung. Die *Neuen Zürcher Nachrichten* sahen die Ursache der Ereignisse in der politischen Verhetzung, im Versagen der Erziehung und in kulturellen Motiven. Sofort bekam auch die Drahtziehertheorie Nahrung: Es handle

sich um subversive, eingeschleuste Elemente, denen es nur darum gehe, zu randalieren und die Demokratie zu zerstören.

Die Antworten der Politiker liessen nicht auf sich warten: «Das Gemeinwesen lässt sich nicht von der Strasse erpressen... Die Rechtsordnung muss durchgesetzt werden... Es geht um die Wiederherstellung der Demokratie.» Und so weiter. Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung war empört. Es gab aber auch Kommentare, die das Schwergewicht auf die Vernachlässigung der Bedürfnisse der Jugend legten und die Unbeweglichkeit unserer Institutionen kritisierte. Von allen aber wurde die Gewalt klar verurteilt. Die Initiative zur Bildung einer Arbeitsgemeinschaft kam von Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei. Einer der ersten Initianten war der Rechtsanwalt Franz Schuhmacher. Spontan schlossen sich Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens an. Kulturschaffende, Wissenschaftler und Politiker taten sich zusammen und formulierten einen Aufruf zur Besinnung. Unter Mitwirkung von Max Frisch und Gottfried Honegger wurde das *Zürcher Manifest* geschaffen, in dem die Zusammenhänge zwischen dem Globuskrawall, den Weltereignissen und dem Wunsch der Jugend nach Freiraum für persönliche und soziale Entfaltung dargestellt wurden. Es mangelte nicht an massiver Kritik an der Polizeigewalt und der repressiven Jugendpolitik. Es wurde eine Analyse der Ursachen gefordert, ferner die Bereitstellung eines zentral gelegenen, autonom verwalteten Diskussionsforums und die Fortsetzung der Gespräche mit allen Minderheiten. Die Dokumentationsstelle der SP sammelte Aussagen von Augenzeugen. Bis Ende August wurde das *Zürcher Manifest* weiter ausgearbeitet und das geforderte Diskussionsforum realisiert.

Heidi Weber, Inhaberin des Centre le Corbusier, schrieb am 30. August an die Freunde des Centre, dass sie der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest das Centre an der Höschgasse für die ersten Tage im September als freies, für jedermann zugängliches Diskussionsfo-

rum zur Verfügung stellte. Eine Einladung erging an alle Gemeindepräsidenten im Kanton Zürich mit der Aufforderung, an der Diskussion zum Vortrag mit dem Thema «Erziehung zum Jasager?» teilzunehmen. Vor dem Stadthaus stehe ein Sonderbus, der die Politiker zum Centre fahren werde. Im Namen der AG *Zürcher Manifest* zeichneten: Paul Frehner, Paul Früh, Hansjörg Braunschweig, Professor Hans Burla, Gottfried Honegger-Lavater, Hans Rudolf Hilty. Der Arbeitsgemeinschaft gehörten ferner an: Hans Staub, Ernst Sprecher, Gerhard Huber, Otto Böni, Walter Matthias Diggelmann, Max Frisch.

Der Stadtrat von Zürich verbot bis auf weiteres Demonstrationen. In einem Aufruf des Stadtpräsidenten hiess es: «Auch ich bin empört... Die Jugend wird durch Trotz und Gewalt nicht an ihr Ziel kommen.» Der Regierungsrat, der sich in seiner Sitzung vom 4. Juli informieren liess, leitete zahlreiche Strafuntersuchungen ein, um die Schuldigen den Richtern zuzuführen. Die Fremdenpolizei wurde angewiesen, Ausländer, die sich aktiv an den Unruhen beteiligt hatten, auszuweisen. Max Frisch veröffentlichte in der *Weltwoche* vom 12. Juli einen umfassenden Bericht «über die Ereignisse und über die Jugend»: «Was sich ereignet hat, gilt als bekannt: Eine winzige Minderheit von Jugendlichen hat nicht das Rathaus gestürmt, sie hat nicht die Hochschule besetzt, auch nicht eine Fabrik, die Napalm herstellt, sie hat weder geplant noch versucht, ein Zeughaus zu plündern, um Sprengstoff für einen Staatsstreich zu holen, sie hat auch das alte Warenhaus nicht gestürmt, das, wie sie meint, sich als Jugendhaus eignen würde.» Das Fazit von Max Frisch: «Es wird gestraft. Macht. Das ist die ganze Erkenntnis. Eine Regierung, die auf die Unruhe lediglich mit polizeilichen Massnahmen zu antworten vermag, hat zwar die Macht, aber sie ist kein Gesprächspartner.»

Im Auftrag des Gottlieb-Duttweiler-Instituts in Rüslikon wurden die Zeitungsberichte über die Zürcher Unruhen zu einer Inhaltsanalyse dem Soziologischen Institut der Universität Zürich vorgelegt.

Diese wurde seriös durchgeführt, die Zeitungsartikel wurden akribisch analysiert, Pro und Contra einer Beurteilung unterzogen. Der eigentliche Auslöser der Unruhen, die seit vielen Jahren anstehende Forderung der Zürcher Jugend nach einem Jugendhaus, war aber kein Thema und auch nicht Gegenstand der Untersuchung.

In keiner anderen Stadt der Schweiz waren die Gespräche um ein Jugendhaus derart wenig konstruktiv geführt worden wie in Zürich. Die Angst gewisser Politiker, dass ein selbstverwaltetes Jugendzentrum zu einem rechtsfreien Raum werden und jeder Kontrolle entgleiten könnte, liess sie unglaublich argumentieren. In den anderen Schweizer Städten eskalierten die Konflikte niemals in der Härte wie in Zürich.

1968 waren in Zürich Plakate der Bewegung für ein Autonomes Jugendzentrum (AJZ) entstanden. Die Wortschöpfung wurde zu einem Begriff und diente der Abgrenzung von traditionellen Institutionen. Die Stadt hatte den Bewegten Ende Oktober 1970 die unterirdische Zivilschutzanlage unter dem Lindenhof zur Verfügung gestellt. Dieser unwirtliche Ort war eigentlich eine Zumutung. Das Experiment Bunker wurde nach kurzer Zeit abgebrochen. Doch der Ruf und die Forderung nach einem Jugendhaus blieben bestehen. Es wurden Projekte in Erwägung gezogen, Objekte geprüft, so das Gelände der Gessnerallee, das dann allerdings zur Errichtung eines öffentlichen Parkplatzes benötigt wurde. Schliesslich kam 1974 ein Millionenprojekt für ein Jugendhaus am Drahtschmidli zur Volksabstimmung – ein Projekt, das in dieser luxuriösen Ausführung niemand gewollt hatte und das vom Volk abgelehnt wurde. Und somit hatte sich das Problem vorläufig sozusagen von selbst erledigt.

Parallel lief eine andere Entwicklung: Restaurants, Bars und öffentliche Plätze in der Altstadt wurden zu Umschlagplätzen von Haschisch und Opiaten. Man sprach von tausend Süchtigen in der Stadt, die man einfach zugrunde gehen lasse. Verglichen mit Grossstädten

im Ausland war das eine geringe Zahl, aber trotzdem: Jugendliche kamen vor Gericht. Sie wurden bedingt verurteilt – weil, wie ein Richter sagte, diese Leute nicht ins Gefängnis gehörten, «wir aber auch nicht wissen, wohin mit ihnen, weil wir seit Jahren eine Drogenklinik brauchen, aber keine haben». Und so tauchten diese Leute schnurstracks wieder in der Drogenszene ab.

Zu einem neuen Aufbäumen der Jugend kam es dann Ende Mai 1980 mit dem sogenannten «Opernhauskrawall». Das Muster vom Sommer 1968 wiederholte sich in manchen Punkten.

Nach 68 war vieles anders

War die 68er-Revolution Ausdruck einer letzten Utopie? Die Hoffnung auf eine gerechtere, menschenwürdige Gesellschaft? In ganz Europa und weit darüber hinaus war die Auseinandersetzung zu einer Abrechnung mit dem Establishment geworden. In den Jahren nach dem Krieg hatte der Wiederaufbau im Vordergrund gestanden. In den Fünfzigerjahren dann führte die anbrechende Konjunktur zu einem wirtschaftlichen Aufschwung, der von einem Wohlstandsverhalten und vom Wiedererstarken autoritärer moralischer Strukturen begleitet war. Evident waren die Wünsche der Elterngeneration, dass es wieder so werde wie vor dem Krieg. Doch dieser Lebensstil war nicht mehr zeitgemäss, zu viel war in den vergangenen Kriegsjahren passiert. Die Jugend rebellierte gegen die Verdrängungen der Vätergeneration. Es war ein kollektiver Aufstand gegen eine verkrustete Gesellschaft, gegen eine verlogene Moral. Der Widerstand richtete sich gegen gesellschaftlich auferlegte Zwänge, gegen die bürgerliche Doppelmoral. Und dann führte der Vietnamkrieg, den die westliche Grossmacht USA mit einer beispiellosen Brutalität führte, zu einer ebenso beispiellosen Solidarisierung mit den Kriegsgegnern und zu einer Abrechnung mit dem Mythos Amerika.

Die Reaktionen auf die 68er-Bewegung waren vielfältig. Alternative Lebensweisen in den verschiedensten Ausprägungen wurden salonfähig. Einerseits gehörten Aktivitäten wie Hausbesetzungen zwecks Erschließung von Wohnraum zur Tagesordnung, andererseits gab es auch einen auffälligen Rückzug in die Innerlichkeit. Generell war eine geringere Bereitschaft zur Integration in die bürgerliche Gesellschaft festzustellen. Typisch für die neue Entwicklung war, dass sie Jugendliche aus allen sozialen Schichten betraf. Darunter auch Schulversager und Verweigerer der Integration, die im alltäglichen Konkurrenzkampf auf der Strecke blieben und als «Aussteiger» eine Nische suchten. Vordergründig waren es eher unpolitische Programme, die nur eben aufgrund der individuellen Bedürfnisse zur Realisierung drängten. Es wurde viel diskutiert, viel geredet. Die Sprache wurde aus ihrer Verdinglichung herausgelöst, Mittel der Selbstdarstellung wurden genutzt. Der Gefühlsausdruck war eminent wichtig und ein neuer Typus entstand: der «ödpale Flipper».

Man kann von einer sinnlichen Bewegung sprechen, in der die eigenen Wünsche im Vordergrund standen und die eigenen Bedürfnisse direkt eingefordert wurden. Im Wesentlichen ging es um nichts mehr und nichts weniger als um die Aufhebung von Fremdbestimmung. Man wollte sich keinen fremden Sinn mehr unterschieben lassen und auch nicht mehr das eigene Tun begründen müssen.

Die Linke war sich einig, dass die patriarchalische Familienstruktur den autoritären Charakter prägte. Neue Modelle des Zusammenlebens wurden ausprobiert und eine Vielzahl möglicher Erziehungsstile propagiert. Antiautoritäre Erziehung wurde zum Schlag-, und auch zum Schimpfwort. Das Buch von A. S. Neill *Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung* avancierte zur Bibel. Am Beispiel Summerhill – einer revolutionären Internatsschule, die 1921 von A. S. Neill in England gegründet worden war – wird das erzieherische Prinzip klar. Die Autorität der Erwachsenen sollte durch das Vertrau-

en ersetzt werden, welches die Grundlage der mitmenschlichen Beziehung darstellt. Das Credo war, dem Kind jede nur mögliche Freiheit zu lassen, um seine Entwicklung nicht zu behindern. Die Teilnahme am Unterricht, die Hausaufgaben – alles basierte auf Freiwilligkeit. Summerhill existierte seit fünfzig Jahren und das pädagogische Experiment schien gelungen.

In dem Buch *68 – Zürich steht Kopf* leistete Emilio Modena in seinem Beitrag unter dem Titel «la commune – zur Idee des Kommunismus» vierzig Jahre später Erinnerungsarbeit. Um was ging es? Drei Ehepaare mit fünf Kindern gestalteten als selbst gewählte Grossfamilie ein anderes Lebensmodell. Die Kleinfamilie als «Brutstätte von Neurosen und als Ort der Reproduktion der patriarchalischen Herrschaft über Frau und Kinder» sollte aufgelöst und ersetzt werden durch eine Gemeinschaft freier Individuen, in der für die Kinder ein Aufwachsen ohne Zwänge möglich war. Wie Modena schreibt, wurde damals eine Zwischenlösung zwischen den grossen Idealen von freier Liebe, Gemeinschaftsbesitz und antiautoritärer Erziehung auf der einen und den gewachsenen individuellen Strukturen auf der anderen Seite gesucht. Reflektierend hielt er seine Erfahrungen fest und ortete sein persönliches Scheitern. Die Kommune hatte insgesamt drei Jahre bestanden. Durch Wegzug und Trennung blieben schliesslich noch drei Erwachsene und zwei Kinder. Es entspann sich eine Dreiecksbeziehung, die eine «destruktive Eifersucht heraufbeschwor, die nicht heilbar war». Wie Modena schrieb, war er von seiner eigenen Schwäche tief beschämt und musste seinen Freund und Widersacher bitten, auszuziehen.

Wie mich die Erfahrung schon in meiner Jugend gelehrt hatte, war die Gleichberechtigung der Frauen bei den Marxisten Pflichtfach. Dass die Umsetzung in die Praxis nur begrenzt glückte, hatte tiefere Gründe. Warum sollten die Männer ihre privilegierte Vorrangstellung

aufgeben? Es war nicht einzusehen, was sie dadurch hätten gewinnen können. Nur diejenigen, die nach der Russischen Revolution die Morgenröte sahen und an eine gesellschaftliche Utopie glaubten, waren bereit, von ihren männlichen Privilegien etwas an die Frauen abzugeben.

Doch auch ihnen fiel es schwer, in den gesellschaftlich bedingten Widersprüchen den Weg des geringsten Widerstandes zu meiden. Die Ehe wurde als ein bürgerliches Machtinstrument verstanden, und ohne sie wäre die freie Liebe – so die Meinung vieler Genossen – das bestimmende und wegweisende Element für ein glückliches Zusammenleben zwischen Mann und Frau gewesen. Gab es eine plausible Definition der «freien Liebe»? In Bezug auf die Philosophie nach 68 schrieb Modena: «Unter freier Liebe verstanden wir die Loslösung der Sexualität vom ökonomischen Diktat, das heisst die Befreiung des Gefühls und der Lust vom Besitzdenken und vom Besitzanspruch.»

Diese Formulierung hätte auch schon früher zugetroffen. Von vielen linken Männern war dieses Verhalten gerne in die Praxis übernommen worden – nur konnten sie kaum verstehen, dass die Frauen ihrem Beispiel nicht so leichtfertig folgten. Damals, als mein Onkel fremdging, sah ich meine Tante leiden und ihre Situation passiv erdulden. Als junges Mädchen war ich nicht fähig gewesen, mich zu äussern. Ich war empört über die Haltung meines Onkels, den ich im Alltag als rechtschaffen und souverän erlebte. Aber offensichtlich fühlte er sich in guter Gesellschaft. Er sah die Verstimmung meiner Tante als Unpässlichkeit, die vorübergehen werde. Die Männer orteten das Problem bei den Frauen und bei deren bürgerlicher Erziehung, die sie nicht fähig gewesen seien abzustreifen.

Nun nach 68 war das Bewusstsein fortgeschrittener. Und nachdem wir Schweizerinnen ab 1971 endlich das Stimmrecht erhalten hatten, wurde die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern sogar ein Stück weit Realität. Mann wie Frau konnten sich ihre Frei-

heiten nehmen. Die Konsequenzen hatte man allerdings nicht voraussehen können, und für viele gab es das grosse Staunen und Erwachen – und es blieb die Frage: Ist die Eifersucht nun ein erworbenes oder ein genuin menschliches Verhalten? Wie auch immer: Die Eifersucht markiert eine Grenze, die aufzeigt, dass nicht alles, was der Kopf will, machbar ist.

Mein persönlicher Weg

An den Universitäten herrschte Aufbruchstimmung, es entstand ein tolerantes, offenes Klima, in dem Diskussionen kaum abgeblockt wurden. Schlagwörter wie «longlife learning» und «éducation permanente» machten die Runde und wurden ernstgenommen. In den Hörsälen der Universität Zürich sassen regelmässig einige ältere Hörerinnen, und niemanden schien das zu stören.

Nach meiner erfolglosen Matura hatte ich damit begonnen, systematisch Vorlesungen zu belegen: Pädagogik, Sozialpsychologie, klinische Psychologie, politische und allgemeine Philosophie. Ich wollte lernen und verstehen, wie die Dinge zusammenhingen. Ich sah meinen Einsatz im Hinblick auf eine globale Veränderung in Richtung von mehr sozialer Gerechtigkeit. Mit der Erlaubnis der Dozenten nahm ich an Proseminarien und Seminarien teil, und ganz selbstverständlich hielt ich auch Referate und lieferte schriftliche Arbeiten ab. Ich hatte die zuständigen Professoren über meine Situation informiert, und neben wohlwollender Unterstützung erhielt ich auch Ratschläge, wie dieses Dilemma zu beheben sei. Der Vorschlag, nach Konstanz zu gehen um die Reifeprüfung abzulegen, schien mir praktisch nicht durchführbar – dieser wurde zwischen Albi und mir nicht in Erwägung gezogen. Auch waren meine Lust und Motivation zum Einsatz für die staatlich anerkannte Reife erschöpft. Die Situation, wie sie war, ermöglichte mir, Fächer nach Interessen und Neigungen

zu belegen, und das gefiel mir. Es war ein freiwilliges Lernen aus Leidenschaft. Ohne Druck von aussen, einfach aus einem inneren Bedürfnis heraus. Im Hintergrund stand auch die Identitätsfrage. Wer bin ich? Was will ich? Und ich musste kein Geld verdienen – diese Verpflichtung hatte ja Albi übernommen. Ich musste auch nicht auf einen Abschluss hinarbeiten. Andererseits hatte ich für den Haushalt und die Kinder zu sorgen, und da lagen ganz klar meine Prioritäten.

Am Institut für Angewandte Psychologie hätte die Möglichkeit zur Ausbildung in Erziehungsberatung bestanden. Ich hatte diese Tätigkeit nicht grundsätzlich von mir gewiesen, wusste aber bald, dass es nicht das Richtige war. Zudem bildete die Psychoanalyse eine Voraussetzung dafür. Ich beriet mich mit Dr. Frey; er motivierte mich zur Psychoanalyse und liess die Fragen offen, was daraus werden sollte.

Zur Kraft des Unbewussten: Es kamen Botschaften aus den Träumen, eine Entwicklung schien im Gange, die nicht gebremst werden durfte. Häufig war ich im Traum schwanger, und wenn ich mir nicht Sorge trug, verlor ich den Fötus. So ergab es sich fast von allein, dass ich mir gegenüber aufmerksamer wurde und meinem Innenleben mehr Beachtung schenkte. Ich spürte, dass etwas nach Bewusstwerdung und Verwirklichung drängte. Ich besprach mich erneut mit Dr. Frey und da er bereit war, mich anzunehmen, entschloss ich mich zu einer Psychoanalyse. Offensichtlich war ich bestimmt von widersprüchlichen Impulsen, die ich in der Realität nicht stimmig auf einen Nenner bringen konnte. Ich liess mich auf das Risiko dieser inneren Reise ein und war neugierig, wohin sie führen würde. Die Bemerkung der erfahrenen Fachperson, dass da schon etwas daraus werde, stimmte mich zuversichtlich. Vermutlich hatte ich schon bald eine positive Übertragung gemacht. Dr. Frey wirkte auf mich wie ein Onkel oder besser Lehrer, der meine introvertierte Seite zur Entwicklung brachte und auch wohlwollend förderte.

Albi fand diese Psychoanalyse nicht nötig, doch liess er mich gewähren. In Bezug auf meine Lebensgestaltung liess er mir viel Freiraum – wengleich seine Fragen des Öfteren meinen Zielen galten. Diese seine Haltung führte aber auch dazu, dass meinen Unternehmungen nicht der ihnen gebührende Stellenwert zukam. Wir diskutierten oft ausgiebig über alles Mögliche: politisch anstehende Fragen, die Weltlage, die Expansion der Firma. Albi war ein aktiver, dynamischer Mensch mit einer stabilen Ich-Identität. Er war fähig, in kurzer Zeit die notwendigen Entscheidungen zu treffen – während ich immer wieder neue Facetten ins Gespräch brachte, die meiner Meinung nach erörtert sein mussten.

Ich ging jede Woche eine Stunde in die «Analyse» und begann mich anders wahrzunehmen. Bald schon verspürte ich eine Neuordnung meiner Seelenkräfte. Ich war weniger bezogen auf die Alltäglichkeiten, auf das, was rund um mich herum vor sich ging, und konzentrierte mich mehr auf mich selbst. Und ganz praktisch stellte ich Veränderungen in meinem Tun fest. Früher hatte ich immer lange Pendenzenlisten geführt und das Unangenehme vor mir her geschoben. Nun wurde das anders. Ich erledigte, was notwendig war, auch spontan, was mir gerade einfiel. Dieses neue Verhalten beeinflusste meine Befindlichkeit positiv. Ich litt nicht mehr ob all dem Unerledigten.

Ich erinnerte mich meiner früheren Lektüre der Werke von C.G. Jung. Nun hatte ich zurückgefunden zu diesem Faszinosum, das ich doch eigentlich meiden wollte, weil ich dieses Denken als elitär empfand. In der Vermittlung durch Dr. Frey aber waren die Psychologie von Jung bodenständig und seine Fragen nach Sinn und Existenz nicht realitätsfremd. Ich beobachtete mein Traumleben und erfuhr da eine Dimension von Wissen, das integriert in mein Denken wertvoll war. Ich musste die Träume schriftlich verfassen und erlebte, wie schwierig es sein konnte, Bilder in Worten auszudrücken. Einmal be-

gegnete mir im Traum Charlie Chaplin, wie er sich an einer Wegbiegung mit meinem Grossvater mütterlicherseits, dem Johann Hug, unterhielt. Chaplin, der sich Jean nannte, stiess das Fahrrad neben sich her. Er wollte sich eben abwenden, doch als er mich – die ich strahlend hinzueilte – erblickte, hielt er inne. Da er bemerkte, dass sich mein Strahlen auf ihn bezog, schaute er mich mit dem ihm eigenen Lächeln an. Ich fühlte mich zu einer Erklärung genötigt und stammelte: «Wenn ich Ihre Sachen lese, ich meine eigentlich Ihre Biografie, wenn ich Ihre Filme sehe oder einfach, wenn ich Sie so als Mensch sehe, dann steigt in mir ganz aus der Tiefe ein unendliches Glücksgefühl hoch... verstehen Sie, so etwas, das überhaupt keines Reflektierens, keiner Denkarbeit bedarf.» Chaplin verkörperte für mich offensichtlich ein humanistisches Menschenbild, das ich in mir trug. Zudem bewunderte ich ihn als kreativen, originellen Mann.

Die Traumdeutung bei Jung wird viel freier gehandhabt als bei Freud und war mir sympathischer. Es gibt nicht einen starren Kanon von Symbolen – es werden die individuellen Assoziationen stärker gewichtet. Mein Traumleben wurde durch die verschiedensten Figuren bevölkert und alle standen in einem gewissen Bezug zu meiner Entwicklung – was allerdings auch seinen Preis hatte. Ich fühlte mich nicht mehr wohl in Ansammlungen von Menschen und mied sie. An der Uni verhielt ich mich zurückhaltender und wählte vermehrt philosophische Seminare. Ich lernte mich gegenüber Ungerechtigkeiten distanzierter zu verhalten. Ich musste mich nicht mehr immer und unbedingt einmischen.

Es war an einem 24. Dezember vormittags. Auf dem Weg nachhause traf ich den Zoologen Professor Kummer, bei dem ich eine Vorlesung über Verhaltensforschung besuchte. Aufmerksam betrachtete er in den Schaukästen des Kinos Picadilly Bilder von Chaplins Film *Goldrausch*. Da stiegen Bilder eines Traumes der vergangenen Nacht in mir hoch. Ich verlangsamte den Schritt und hielt sogar inne,

als wenn es mir damit besser gelänge, den Traum zu fassen. Da merkte ich, wie er aufschaute, und in mich versunken sagte ich: «Bei Ihrem Anblick erinnere ich mich gerade an einen verflogenen Traum.» Während ich versuchte, die auftauchenden Bilder zu halten, erzählte ich: «Da spiele ich nämlich mit zwei jungen Tigern.» Er lachte: «Ich hoffe, Sie haben Vorsicht walten lassen.» Darauf ich: «Nein, das ist ja das Erstaunliche, eben gerade nicht.» Worauf er fragte: «Und wie ist das denn ausgegangen?» – «Ja gut», erwiderte ich, «wissen Sie, das war ein Spiel, so auf gleicher Ebene, zwischen Gleich und Gleich.» Er lachte erheitert. Unterdessen hatten wir die Strasse zum Bahnhof Stadelhofen überquert. Da verabschiedeten wir uns und gingen in verschiedene Richtungen weiter. Noch immer herzlich lachend rief er: «Schöne Festtage und viel Glück im neuen Jahr.»

Zu diesem Zeitpunkt war ich knapp vierzig Jahre alt. Ich war geborgen in meiner Familie und gleichzeitig unterwegs irgendwohin. Ich galt als praktisch und tüchtig. Und trotzdem: Ich spielte gerne mit den Möglichkeiten. Ich traute mir noch die verschiedensten Entwürfe zu, sah meine Entwicklung noch nicht als abgeschlossen. Diese offene Situation, in der meiner Fantasie keine Fesseln angelegt waren, entsprach mir. Gleichzeitig bot mir die Familie Rückendeckung. Wenn immer nötig, konnte ich mich auf mein Hausfrauendasein zurücklehnen, mich in dieser Rolle verstecken. Ich war nicht gefordert, mich durchzusetzen, und offensichtlich wollte ich nicht auf eine Rolle festgelegt werden. Es ist ja so, dass jeder Entscheid die Vielfalt der bestehenden Möglichkeiten mindert. Der spielerische Umgang mit den beiden Tigerbabys deutete diese Situation an. Das Spiel mit den beiden Jungtieren war jedoch nicht ungefährlich, es waren Raubkatzen. Ich fragte mich allerdings, ob diese Art von Spiel mit «Lebensentwürfen» im Erwachsenenalter noch adäquat ist.

Durch einen weiteren Traum erfuhr ich eine tiefgreifende Veränderung in meinem Erleben, meiner Persönlichkeit. In diesem Traum sah ich die Formel einer offenen Kohlenwasserstoffkette. Das war nicht abwegig, denn im Labor hatte ich ausschliesslich im Bereich der organischen Chemie gearbeitet. Im Traum waren nun viele C-C-C-C – (Kohlenstoffmoleküle) in einer losen Kette aneinandergereiht und an jedem C-Molekül bestand die Möglichkeit einen anderen Stoff anzulagern. Im Traum schloss sich diese offene Kette zu einem sechseckigen Benzolring, der sich bei Anlagerungen an den sechs C-Molekülen unter Erschütterung verformte, in seiner Struktur aber stabil blieb. Ich übertrug diesen Prozess auf meine Person und interpretierte diesen so, dass ich im Sinne einer Identitätsentwicklung eine neue Konfiguration, eine stabilere Persönlichkeitsstruktur ausgebildet hatte.

Diese Erfahrung erinnert mich an ein Erlebnis aus der ersten Zeit an der Uni. Ich war damals fasziniert von Bernard Shaw. Im Besitz seines Gesamtwerkes verbrachte ich viel Zeit mit dieser Lektüre. Seine sozialkritische Sichtweise, sein Witz und seine Ironie sprachen mich an. In einer seiner sechzehn autobiografischen Skizzen schilderte er, wie er als junger Mann an einer notorischen Schüchternheit litt. Um sich von dieser zu befreien, besuchte er sämtliche öffentlichen Veranstaltungen in London und mischte sich selbst bei Themen, die ihm fremd waren, in die Debatten ein. Allmählich liess seine übermässige Nervosität nach und er überwand seine extreme Schüchternheit. Schliesslich wurde er sogar zu einem bekannten und erfolgreichen Vortragsredner.

Unter dem Einfluss dieser Lektüre meldete ich mich in einem Seminar zum Thema «Soziale und personale Identität», das von den Professoren Hermann Lübke und Gerhard Schmidtchen geleitet wurde, zu einem Vortrag. Da ich noch ungeübt war, geriet dieser Vortrag viel zu lang – so lang, dass er zwei Sitzungen beanspruchte. Natürlich zi-

tierte ich auch lange Passagen, die mich in ihrer Witzigkeit angesprochen hatten. Die zweite Sitzung war an einem heissen Nachmittag vor den Semesterferien im Juli. Unterwegs blieb mein VW stehen, ich hatte vergessen zu tanken. Schweissüberströmt kam ich zu spät ins Seminar, das wegen des grossen Andrangs im Maschinenlaboratorium der ETH durchgeführt wurde.

Am Schluss meines Vortrages gab es eine Diskussion. Die Sozialpsychologin Judith Unteregger, Assistentin von Schmidtchen, brachte das Thema auf den Punkt. Sie stellte mir die Frage nach dem Unterschied zwischen sozialer und personaler Identität. Froh, den Vortrag hinter mir zu haben, und noch benommen und empathisch eingebunden in die Geschichte von Bernard Shaw, verstand ich ihre Frage gar nicht und konnte keine Antwort geben. Die Situation war mir sehr peinlich, und ich liess mich belehren. Viele Jahre später begegnete ich Judith Unteregger in dem von uns selbst gegründeten Verein Nogerete (No Gen- und Reproduktionstechnologie) wieder. Über die damalige Episode konnten wir zusammen herzlich lachen.

Im Wintersemester 1970/71 war der Lehrstuhl für Politische Philosophie durch Hermann Lübke besetzt worden. Als Staatssekretär im deutschen Bundesland Hessen hatte er sich mit seinen konservativen Stellungnahmen zu Fragen der Schulreform unbeliebt gemacht. In der Folge musste er den Hut nehmen. Seine Nominierung an der Universität Zürich stiess auf massiven Widerstand. In einem offenen Brief hatten die Studenten Lübke mitgeteilt, dass sie über die Berufungsverhandlungen mit ihm nicht einmal in Kenntnis gesetzt worden seien. Aufgrund seiner Veröffentlichungen, Vorlesungen und Äusserungen müssten sie schliessen, dass sein Lehrangebot ihren Lerninteressen widerspräche. Sie hofften deshalb, dass er von einer Annahme der Berufung nach Zürich absehen werde. Doch Lübke liess sich nicht abhalten, kam nach Zürich und gestaltete seine Lehrtätig-

keit spannend. Auf Provokationen reagierte er gelassen und konterte souverän. Durch seine offene, kommunikative Art verschaffte er sich Akzeptanz und Respekt. Ich war dankbar für seine Bereitschaft zum Gespräch und forderte ihn mit übermässigen Ansprüchen. Einmal sagte er: «Ich referiere das ja nur – das ist doch nicht alles meine Meinung.» Ich merkte, dass ich die letzten Fragen beantwortet haben wollte und die Uni mit der Kirche verwechselte.

Ich besuchte regelmässig die Freitag-Vorlesung von Erich Brock, der seit vielen Jahren als Privatdozent an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich dozierte. In seinem hohen Alter – er war damals etwa achtzig Jahre alt – wirkte er souverän und weise. Oft hielt er die Augen halb geschlossen und dachte laut. Im Hörsaal herrschte absolute Stille, sodass man eine Stecknadel hätte auf den Boden fallen hören. Brock reihte Gedanke an Gedanke – vieles verstand ich nicht –, um dann plötzlich innezuhalten. Nun forderte er zur Diskussion auf und war völlig auf die Zuhörer bezogen. Das war eine auserlesene Schar – immer die gleichen Menschen, alles ältere Semester. Es erschien Edith Sadkowska, die Mutter des Kunstmalers Alex Sadkowsky. Sie war eine originelle Person, nicht nur wegen der Hüte, die sie trug, sondern auch wegen ihren überraschenden Ideen. Einmal fragte sie mich: «Was halten Sie von der Aussage Freuds, dass das Hütetragen der Frauen Ausdruck ihres Penisneids sei?»

Einmal setzte ich mich neben den betagten Arnold Kübler. Ich wusste, dass er die Zeitschrift *DU* gegründet und viele Jahre lang geleitet hatte. Ich erzählte ihm, dass ich sein Buch *Paris – Bâle à pied* gelesen hatte. Er konnte es kaum glauben, das hätte er nicht gedacht. Er strahlte vor Freude, seine Stimme wirkte lebhaft und jung. Ich verschwieg allerdings, dass mir die Lektüre Mühe bereitet hatte. Doch war das Buch mit hübschen Zeichnungen versehen und ich sagte zu mir: «Wenn dieser Mensch diese fünfhundert Kilometer lange Fuss-

reise in achtundzwanzig Tagen überstanden hat, werde ich doch hundertfünfzig Seiten Lektüre durchhalten.»

Brock liebte es, seine Ausführungen auf den immer gleichen Nenner zu bringen: «Alles hängt mit allem zusammen.» Die Diskussion verlief jeweils sehr anregend, sodass ich es wagte, Ansichten aus der Religionspsychologie von C.G. Jung einzubringen. Brock nahm meine Voten ernst und lud mich sogar zu einem persönlichen Gespräch ein. Vor meiner Abreise in die Sommerferien schickte ich ihm eine Arbeit, die ich geschrieben hatte, und nach meiner Rückkehr fand ich ein Brieflein mit seinem Absender im Briefkasten. Wir waren in Witikon Nachbarn, nur durch einen Acker getrennt, Brock in einem Einfamilienhaus inmitten eines idyllischen Gartens an der Oetlisbergstrasse, ich gegenüber im Glockenacker. So kam es, dass ich an einem heissen Nachmittag im August den Acker überquerte, auf dem der Mais erntereif in die Höhe ragte.

Professor Brock empfing mich herzlich und mit einfachen Worten. Er sagte, dass das hier alles der Besitz seiner Frau sei, dass ihm nichts gehöre. Seine Frau Elisabeth Brock-Sulzer servierte uns Orangensaft. An unserem Gespräch nahm sie nicht teil, sie arbeitete im Garten. Nichts deutete für mich daraufhin, dass sie eine bekannte Theaterkritikerin und Buchautorin war.

Jahre später, am 31. August 2010, nehme ich das dicke Buch *Paul* zur Hand, das ich schon seit Langem einmal lesen wollte. Es ist eine Art Autobiografie von Erich Brock, die 1973 veröffentlicht wurde und die er vorwiegend in den Jahren 1926/27 geschrieben hatte. Das Buch ist in Romanform verfasst, Brock nannte es ein «Märchen». Ich schlage das Buch auf und finde neben dem Brieflein, das er mir damals geschrieben hatte, drei Seiten Notizen über unser Gespräch, datiert am 31. August 1975. Ich bin gerührt, welch ein Zufall! Diese Übereinstimmung des Datums. Fünfunddreissig Jahre sind seither vergangen und wie damals steht heute der Mais erntereif auf dem Acker.

Mit einer gewissen Scheu falte ich die Papiere auseinander. Das Gespräch muss mir sehr wichtig gewesen sein, denn ich habe es ausführlich aufnotiert. Ich lese aufmerksam das Brieflein, in dem Brock einleitend schreibt: «Sie müssen mir verzeihen, wenn Sie Ihr Manuskript jetzt erst zurückerhalten. Es gab für mich Hemmungen, die Sie begreifen werden, wenn ich sie Ihnen gelegentlich andeuten darf.» Zur Sache vermerkte er, dass er nicht mancherlei geistreiche und anregende Ideen bei Jung verkenne. Aber das Unexistenzielle seiner Betrachtung war ihm versperrt. Weiter führte er aus: «Religion kann man meines Erachtens nur aus der ernstlichen inneren Ausübung verstehen und beurteilen. Denn Religion ist immer etwas aus der Lebensnot Aufgezwungenes; darum muss sie sich über viele Einwände der Vernunft hinwegarbeiten. Und schlussendlich hat Religion weitere Funktionen: Glück, Schuld und Unglück ertragen zu können.»

Es war im Herbst 1976, als Professor Brock hustend und keuchend zur Vorlesung kam – und dann nicht mehr. Kurze Zeit darauf verstarb er im Kantonsspital. An die Gespräche mit Erich Brock erinnere ich mich, als ob es gestern gewesen wäre.

Siegrist & Co. und meine berufliche Situation

Persönlich waren Albi und ich durch die Entwicklung des Geschäftes stark in Anspruch genommen. In den Sechzigerjahren hatte die Firma von der Hochkonjunktur im Baugewerbe profitiert und expandierte stark. Aus Italien waren die ersten Gastarbeiter gekommen. Die jungen, geschickten Männer ohne Ausbildung kamen, um Geld zu verdienen. Die meisten leisteten einen guten Einsatz und waren bereit, etwas Neues zu lernen. Albi hatte seine Tätigkeit auf den Kanton Tessin ausgeweitet und in Lugano eine kleine, alteingesessene Firma übernommen. So kam es, dass wir die Schulferien jeweils in Gentili-

no, einem Dorf unterhalb Montagnola, verbrachten. Wir wanderten auf die Collina d'Oro und lasen die Geschichten im Büchlein *Tessin* von Hermann Hesse. Dieses kleine Büchlein war 1957 zum achtzigsten Geburtstag des Autors erschienen. Es enthält reizende Geschichten, Erlebnisse mit einheimischen Freunden und zeigt ein Tessin, wie es ältere Leute noch gekannt haben.

Abends sassen wir oft im Grotto und tranken einen Boccalino Barbera. Fröhlich gingen Dominik, Madeleine und Barbara in die Panetteria das noch warme Weissbrot holen. Später erklärten sie stolz, sie hätten im Tessin Italienisch gelernt. Unsere Freunde fuhren in diesen Jahren erstmals an die Strände von Jesolo, Rimini oder Cattolica und brachten neue Essgewohnheiten mit. Wir lernten die italienische Küche kennen und Pasta und Pizza gehörten fortan auf unseren Speisezetteln.

1974 dann kam die Wirtschaftskrise, von der das Baugewerbe besonders stark betroffen war. Bis dahin hatten die Aufträge ständig zugenommen und die Expansion der Firma war nicht zu bremsen gewesen. Doch nun versiegten die Aufträge für die Siegrist & Co. Mangels Liquidität der Auftraggeber musste unsere Firma Immobilien an Zahlung nehmen, die wir dann aber nicht mehr abstossen konnten. Auf dem Papier waren wir reich, doch die Löhne der Arbeiter konnten wir nicht bezahlen, weil kein flüssiges Geld mehr da war. Schliesslich musste die Firma mangels Aktiven den Konkurs anmelden. Als Folge der Wirtschaftskrise war eine Dynamik entstanden, die wir mit unseren beschränkten Rücklagen nicht mehr aufzufangen vermochten.

Der Konkurs der Firma war für uns ein existenzieller Schock. Vielleicht war es eine Folge unserer politischen Einstellung, jedenfalls hatten wir es zuvor verpasst, uns privat abzusichern. Wir hatten jeden Franken, den wir erübrigen konnten, ins Geschäft gesteckt. Die Firma Siegrist & Co. war ein Familienbetrieb mit einem grosszügigen Patron, ich war die Kommanditärin. Abgesehen vom Beginn des Ferragosto, wenn die italienischen Mitarbeiter bis Anfang September

nach Italien verreisten, war jeweils das Weihnachtsfest der Höhepunkt des Geschäftsjahres. Sogar die Lehrlinge griffen in die Zigarrenkiste, die nach dem festlichen Essen herumgereicht wurde. Waren dann die Couverts mit den Gratifikationen verteilt, verrieten die zufriedenen Gesichter, dass der Obolus grosszügig ausgefallen war. Mit südlicher Lebensfreude wurde jeweils bis tief in die Nacht hinein gefeiert, gespielt und getanzt. Obwohl die Belegschaft sehr heterogen zusammengesetzt war, von den Hilfsarbeitern aus Kalabrien bis zum Cheftechniker aus der Schweiz, bildeten die Mitarbeitenden der Siegrist & Co. eine lebendige Gemeinschaft.

In der Firma arbeitete auch ein Genosse schweizerischer Herkunft, den wir von früher kannten. Er war ein ausgezeichneter Heizungsmonteur und arbeitete sehr selbständig. Er konnte es nicht lassen, das Gespräch – wenn auch halbwegs im Spass – immer wieder auf denselben Punkt zu bringen. Als Kommunist war er der Meinung, dass sein Chef mit ihm den Gewinn teilen müsse. Wiederholt antwortete ihm Albi darauf, dass im Kapitalismus der Gewinn dem Unternehmer gehört, da dieser auch das Risiko zu tragen habe. Und tatsächlich war es dann ja auch so, dass wir das Fiasko alleine tragen mussten. Mit der Firma verloren wir damals auch unser privat Erspartes. Die Löhne kamen in die oberste Kategorie der Konkursmasse und konnten den Arbeitern und Angestellten vollständig ausbezahlt werden.

Die Liquidation der Firma bedeutete für Albi und mich unglaublich viel unerfreuliche Arbeit. Nur die Weitervermietung der Büros gestaltete sich verhältnismässig einfach. Per Inserat in einer Tageszeitung suchten wir Nachmieter. Zwei Frauen erkundigten sich telefonisch und kamen dann vorbei. Unser Erstaunen war gross, als Ursula Koch und Inge Tschernitschegg unter der Tür standen. Sie suchten für die Schweizerische Energiestiftung (SES) ein geeignetes Domizil. Rasch wurden wir uns einig und Albi war froh, das gesamte Mobiliar übergeben zu können.

Ich selber behielt am Sihlquai (in Untermiete bei SES) ein kleines Büro, das ich später zum Therapieraum umgestaltete. Da sich auch die Liegenschaftsverwaltung der Stadt Zürich kooperativ zeigte, konnte eine langjährige Bürogemeinschaft ihren Anfang nehmen. Mit Ursula Koch, der Geschäftsführerin der Schweizerischen Energiestiftung, späteren Zürcher Stadträtin und SP-Präsidentin, sowie mit ihrer langjährigen Mitarbeiterin Inge Tschernitschegg verband mich eine gute Freundschaft.

Aufbruch und neue soziale Bewegungen

Nach 1968 verlor sich ein Teil der Protestbewegung in sektiererischen linken Politgruppen und übte sich in der jeweils eigenen reinen Lehre des Marxismus, Leninismus oder Maoismus. Andere wandten sich den in den Siebziger Jahren aufblühenden Umwelt- und Alternativbewegungen zu. Ein Höhepunkt war im Jahre 1975 die Besetzung des für das neue AKW Kaiseraugst vor den Toren Basels vorgesehenen Baugeländes. Während Wochen campierten die AKW-Gegner auf dem Gelände und diskutierten dabei nicht nur über die AKW-Frage, sondern auch über die umweltzerstörerischen Perspektiven unseres westlichen Gesellschaftsmodells. Wir nahmen die Entwicklung mit Interesse zur Kenntnis.

Albi und ich waren so eingespannt in anderweitige Verpflichtungen und auch belastet durch unsere früheren Erfahrungen, dass wir nicht daran dachten, nach Kaiseraugst zu gehen. Noch waren wir nicht bereit für weiteres öffentliches Engagement. Erst als dann unsere Kinder sich in diese «Gefahrenzonen» begaben, wurden wir wieder aktiv.

In der ETH hatte Pierre Fornallaz vom Ökozentrum Langenbruck zusammen mit dem Theologen Ivan Illich 1975 die Ausstellung «Umdenken – Umschwenken» eröffnet. Die Ausstellung regte im weitesten Sinne zum Umdenken und Umschwenken auf einen neuen Lebensstil an und stiess auf grosse Resonanz.

Wir sahen uns die Ausstellung «en famille» an, nicht ahnend, welche Auswirkungen dies auf unseren privaten Alltag haben würde. Unsere Kinder waren zu jenem Zeitpunkt ungefähr vierzehn, sechzehn und achtzehn Jahre alt – interessiert und empfänglich für Neues. In der Folge wurden in unserem Haushalt die Joghurtdeckeli gesammelt, der Müll getrennt und das Grünzeug kompostiert. Die defekte Geschirrspülmaschine durfte nicht ersetzt werden und die Kinder machten den Abwasch von Hand. Gleichzeitig kontrollierten sie die Anzahl Kilometer, die ich mit meinem alten VW Käfer fuhr. Mit dem Umweltschutz hielt ein neues Element in unserem Alltag Einzug. Bislang hatte dem Widerstand gegen die Ausbeutung des Menschen unsere erste Priorität gegolten. Doch nun sahen wir klar, dass auch vor der Ausbeutung der Natur nicht Halt gemacht wurde. Durch die Ausstellung «Umdenken – Umschwenken» wurden unsere Jungen in einem neuen Sinn politisiert. Dies ermöglichte ihnen, eine Gegenposition zu uns Eltern zu entwickeln, die uns auch zum Nachdenken anregte.

Direkt spürbar wurde für mich die Anti-AKW-Bewegung, als unsere Kinder Ende Juni 1977 zur Besetzung des künftigen AKW-Geländes in Gösgen aufbrachen. Bereits vorher hatten sie begonnen, sich im ZAGAK, dem Zürcher Aktionskomitee gegen Atomkraftwerke, zu engagieren. So zogen unsere drei Jugendlichen gemeinsam mit Freunden los, ausgerüstet mit Zelt und Zubehör für ein längeres Biwak. Albi und ich hiessen ihre Initiative gut, verbrachten aber trotzdem eine unruhige Nacht. Am darauffolgenden Morgen fuhren wir los in Richtung Gösgen. Wir wollten am Ort des Geschehens sein – und in der Nähe unserer Kinder. In der Folge kam es zu einem grossen Polizeieinsatz, dem wir uns alle durch die Flucht zurück nach Zürich glücklich zu entziehen vermochten.

Fortan waren die Gespräche an unserem Familientisch durch politische Themen über den Umweltschutz und die Dritte Welt geprägt.

Oft entspann sich mit den Jugendlichen eine heisse Debatte, etwa wenn unsere alten Freunde zum Abendessen zu Besuch kamen. Oder wenn ich beim Einkaufen wieder einmal übersehen hatte, dass die Ananas und die Bananen aus dem falschen Land stammten.

Welcher Schluss war aus dieser Entwicklung zu ziehen? Vielleicht der, dass Marx doch recht hatte? Dass nur eine radikale Umwälzung der ökonomischen Verhältnisse eine menschengerechtere Grundlage des gesellschaftlichen Lebens bringen würde?

Die Frauen kommen

Die neu erwachten Forderungen der Frauen nach Selbstbestimmung liessen aus einem Teil der 68er-Bewegung und der bestehenden Frauenbewegung die Frauenbefreiungsbewegung (FBB) entstehen. In der Schweiz bildeten sich Sektionen und endlich gab es Perspektiven, die auf wirkliche Veränderungen hinzielten. Nicht alle Frauen hatten hochfliegende Pläne. Doch das alltägliche Familienleben mit den Kindern bürdete den Frauen Pflichten auf, die ihre gesamten Energien beanspruchten. Endlich war die Möglichkeit gegeben, diesen Lebensstil, der für viele Frauen ein Joch war, zu hinterfragen – und auch zu verändern. Das Familienmodell der Nachkriegszeit war schon lange in Misskredit geraten und durch die 68er endgültig verabschiedet worden. In den Fünfzigerjahren war der wirtschaftliche Aufschwung bemerkenswert und der technische Fortschritt hielt Einzug in die Haushaltungen. Die Werbung entdeckte die Frau als moderne, aufgeschlossene Hausfrau – als adrettes Heimchen am Herd, das seine Lieben mit Maggi- oder Knorrsuppe verwöhnte.

Die Berufstätigkeit der Frau war nicht üblich. Frauenberufe wurden zwar erlernt, aber normalerweise nur bis zur Heirat ausgeübt. Auswärts gingen die verheirateten Frauen lediglich arbeiten, wenn

der Lohn des Ehemannes zum Unterhalt der Familie nicht ausreichte oder wenn sie aus anderen Gründen dazu gezwungen waren.

Die Schule dauerte von 8 bis 12 und von 14 bis 16 Uhr und die Kinder kamen zum Mittagessen heim. Auch die Männer kamen zum Mittagstisch, wenn es der Arbeitsweg zuliess. Sie wussten die Ehefrau und Mutter gerne zuhause und viele waren auch stolz, dass der zusätzliche Verdienst der Frauen nicht nötig war. An den Kiosken gab es eine grosse Auswahl an Frauenzeitschriften, die sich als «Ratgeber» für alle Lebenslagen anpriesen und über Kochrezepte, neue Moden und Kosmetik informierten. Zum Geleit hiess es in der ersten Nummer der *Annabelle* im März 1938: «Die *Annabelle* ist jung und kühn. Deshalb darf sie den Versuch wagen, Eleganz und Schönheit mit den bescheidenen Bedürfnissen des Alltags zu vereinen.»

Die Medien verschliefen die Entwicklung nicht und förderten die neuen Haushaltsgewohnheiten. Die Mechanisierung des Haushaltes war in vollem Gang und allmählich wurden die bescheidenen Bedürfnisse des Alltags gesteigert. Das Bild der modernen Frau bekam einen festen Platz in den Köpfen der Frauen; diese wurden darüber informiert, wie die Kleinfamilie konform zu leben hatte. Da kamen nun diese emanzipierten Frauen und zerstörten die falsche Idylle. Die FBB forderte die vollen politischen Rechte für die Frauen. Sie kämpfte gegen die herrschende Sexualmoral und forderte den freien Zugang zu Verhütungsmitteln und die Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruches. Unter dem Slogan «Mein Bauch gehört mir» wurden die Liberalisierung des Abtreibungsparagraphen, die Mutterschaftsversicherung und die Fristenregelung zu politischen Dauerbrennern.

Im Februar 1975 wurde anlässlich der Frauenwoche an der Universität Zürich in der Zeitung *Das Konzept* ein Wettbewerb gestartet. Ein Frauenthema musste es sein – mein Beitrag wurde angenommen und veröffentlicht. Unter dem Titel «Legalität anstelle der Moralität» schrieb ich: «Wir haben eine Überdosis, Moralität konsumiert – wir

sind übersättigt. Wir wollen volles Verfügungsrecht über unseren Körper. Die Verantwortung hatten wir schon immer. Wir Frauen gebären die Kinder, nähren sie und ziehen sie gross. Warum ist die Frau Opfer der Situation? Wie kommt es, dass sie nicht eher rebelliert gegen dieses ‚Manipuliertsein‘ im ureigensten weiblichen Bereich? Warum sind sexuelle Fragen noch immer mit einem Tabu belegt, sodass eine geschlechtliche Aufklärung (Sexualpädagogik) im Schulalter verunmöglicht wird?»

Ich schloss mit der Forderung nach Informationszentren für Fragen der Empfängnisverhütung und der Familienplanung. Ich war damals nicht aktiv in der FBB, machte mir aber viele Gedanken zum Feminismus. Brauchten wir wirklich ein «Leitbild für Frauenrechte»? Die Tatsache, dass keine Einigung zustande kam darüber, was als geistige und politische Richtschnur für die Frauenrechte zu gelten habe, beurteilte ich nicht einfach negativ. Gerade durch «tradierte Leitbilder» war die Frau in ihrer Geschichte immer auf eine Rolle festgelegt und fremdbestimmt worden. Es gab sie schon immer – die konventionellen Leitbilder, die sagten, wie eine Frau zu leben hat und wie sie als Mutter ihre Familie zu versorgen hat. Nun galt es, die Phase des Umbruchs auszuhalten, bisherige Werte in Frage zu stellen und überlieferte Vorstellungen zu verabschieden. In diesem Prozess konnten die Umwertung geschehen und neue Werte gefunden werden.

Die Diskussion im Nationalrat zur Mutterschaftsversicherung hatte bei mir Denkanstösse in Gang gebracht, die eine eigene Dynamik entwickelten. Die bürgerliche Argumentation lief in die Richtung, dass die Wirtschaft eine Mutterschaftsversicherung in diesem Ausmass nicht verkraften könne. Mein weiblicher Verstand bezweifelte die Glaubwürdigkeit dieser Argumente und ich vermutete, dass da andere Interessen und Ängste im Spiele waren. Die fortschreitende Entwicklung zeigte, dass eine bessere Ausbildung der Frauen ein Mass an Eigenständigkeit ermöglichte, das nicht mehr unbedingt zur

traditionellen Form der Ehe führte. Mit einem gut ausgebauten gesetzlich verankerten Mutterschaftsschutz könnten die Frauen in materieller Sicherheit Kinder gebären und wären existenziell abgesichert. Hätte das nicht zur Folge, dass sie nicht mehr in die Abhängigkeit von einem Mann gezwungen wären, der für den Broterwerb zuständig ist?

Freilich, wenn der Mutterschaftsschutz vollumfänglich durch den Staat gewährleistet wäre, entstünde das Risiko, dass die Institutionen Ehe und Familie in der traditionellen Form in Frage gestellt würde. Die Lebensgestaltung könnte von anderen Prioritäten als von der Fortpflanzung her bestimmt werden. Doch die Realität ist eine andere: Die Frauen sind besonders abhängig von der Wirtschaftslage und werden in der Krise zuerst aus dem Arbeitsprozess ausgemustert. In der traditionellen Arbeiterschaft galt der Klassenkampf gegenüber dem Geschlechterkampf als vorrangig. Gerade weil sich im Alltag viele Männer rhetorisch für die Emanzipation einsetzten, ertrugen die Frauen die ungleiche Situation des Zusammenlebens. Sie vernachlässigten ihre Bedürfnisse und verdrängten ihr Leiden. Die Gleichberechtigung wurde propagiert – aber die ungleiche Situation der Geschlechter blieb bestehen.

Begeistert verfolgte ich den Protest der Frauen. Mein eigener Aufbruch hatte schon Jahre früher begonnen. Durch mein Eingebundensein in der Arbeiterbewegung hatte ich diese Fesseln im Kopf schon lange gelöst, praktisch mich aber mit nur geringem Erfolg gegen die Männerherrschaft aufgelehnt. Nun wurden die Strukturen aufgebrochen, und kollektive Veränderungen schienen möglich.

In meiner Jugend lernte ich, dass die Ideologie der Gleichberechtigung der Frauen bei den Marxisten Pflichtfach war. Am Familientisch sprach man ab und zu über Fritz Brupbacher und seine Frau Paulette. Brupbacher hatte in den Dreissigerjahren in Zürich eine bedeutende Stellung inne. Als Arbeiterdoktor hatte er Schwangerschafts-

unterbrechungen durchgeführt und seine Adresse, die von Hand zu Hand gereicht wurde, hatte vielen Frauen aus der Not geholfen. Mit dem Thema Sexualaufklärung hatte er die Vortragssäle gefüllt. In seiner «Selbstbiographie» (*Ich log so wenig wie möglich*) schrieb er, dass er, seitdem er als Arzt praktizierte, als Berater der Proletarierfrauen in der Frage der Verhütung des Kindersegens tätig gewesen sei. Seit 1901 hatte er Vorträge über das Thema gehalten und 1903 das erste Mal darüber eine Broschüre publiziert, die seither immer wieder aufgelegt wurde.

Brupbacher verstand die Sexualaufklärung als Waffe. Radikal und revolutionär geisselte er das Militär und die herrschende bürgerliche Klasse als Statthalter des Kapitalismus. Er sass für die Kommunisten im Parlament und brachte dort auch einen Vorstoss für die Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs ein. Doch das Resultat war deprimierend und die Unterschriftensammlung brachte schweizweit nur 2'000 Unterschriften zusammen. Er war erschüttert, dass die Frauen bereit waren, bei einem Eingriff ihr Leben zu riskieren, aber Angst hatten, eine Unterschrift für eine Petition zu geben. In linken Kreisen genoss Brupbacher uneingeschränkte Popularität. Seine russische Frau Paulette – auch sie war Ärztin – hatte einen schwierigeren Stand, denn viele Frauen brachten ihr nur mässige Sympathie entgegen. Meine Tanten Julie und Urschi fanden sie ein exaltiertes Frauenzimmer, während die politisch aufgeweckte Tante Centa mit der Zunge schnalzte und den Kopf schüttelte über die Rückständigkeit ihrer beiden Schwestern.

Die Marxisten hatten die Unterdrückung der Frau als einen Nebenwiderspruch gesehen, der sich nach Abschaffung des Kapitalismus im Sozialismus von selber lösen würde. Die FBB aber sah die Diskriminierung der Frau unabhängig vom Kapitalismus als grundsätzliches Übel. Und nun spülte die frauenbewegte Entwicklung diese bisher tabuisierten Widersprüche an die Oberfläche. Es wurde zum Verdienst der Frauenbefreiungsbewegung, dass ohne falsche Scham

das Verdrängte auf den Tisch gelegt wurde. Exemplarisch belegt die Geschichte von Amalie Pinkus diese Entwicklung. Amalie war überzeugte Kommunistin und Mitglied der PdA. Sie wurde von Gertrud und Helen, den beiden Freundinnen ihrer Söhne Marco und André, zu Veranstaltungen der Frauenbefreiungsbewegung mitgenommen. In der Folge wurde Amalie in der FBB aktiv und spielte dort eine wichtige Rolle.

Als Mutter von drei Kindern, mit ihrem bescheidenen und doch so anspruchsvollen Ehemann Theo, dem sie eine treu ergebene Gefährtin war, zog sie den vollbefrachteten Familienkarren mit Selbstverständlichkeit und Würde. Und wie die anderen Frauen in der Arbeiterbewegung hatte sie mit ihrem Mann zusammen an eine Veränderung durch den Sozialismus geglaubt. Amalie war geprägt durch Unrechtserfahrungen – sie tat sich schwer mit der Haltung der Genossen. Beim Ausschluss von Theo aus der PdA war sie einfach mitgestrichen worden, und das nach vielen Jahren aktiver Mitgliedschaft in der Partei. Als im Jahre 1974 in Zürich das erste Frauenzentrum an der Lavaterstrasse in Zürich-Enge eröffnet wurde, engagierte sie sich beim Aufbau. Sie wurde Vorstandsmitglied der Informationsstelle Infra und erfuhr in den Beratungsgesprächen die Sorgen und Nöte der Frauen. Vermutlich erlebte Amalie durch diese Arbeit ihre Befreiung. Es wurde ihr bald klar, dass diese privaten Probleme kollektiver Natur waren und Folgen der kapitalistischen Zustände, die sich kaum von selbst verändern würden. Und die nun viele Frauen nicht mehr bereit waren zu akzeptieren. Ich begegnete Amalie an politischen Veranstaltungen und Demos. Unsere Gespräche drehten sich hauptsächlich um Alltagsorgen – um die Kinder, die Schule. Trotz ihren eigenständigen politischen Tätigkeiten füllte sie die Frauenrolle so aus, wie es zu jener Zeit erwartet wurde. Sie war immer für ihre Familie da und begleitete Theo als treue und loyale Gefährtin.

Der 1. Mai war seit meiner frühen Kindheit an der Dachslernstrasse ein besonderer Tag. Die festliche Stimmung, die Maibündel, die wir anhefteten, und die roten Nelken waren Symbole für Frieden und Freundschaft. Schon früh hatte ich mir das Versprechen gegeben, alle Jahre am Maiumzug teilzunehmen. Das hielt ich bis heute durch. Zu Beginn der Fünfzigerjahre, während unserer Mitgliedschaft bei der Freien Jugend, gingen Albi und ich zusammen hin. Später ging ich allein zum 1.-Mai-Umzug und traf mich mit Genossinnen und Genossen aus der SP oder mit Freundinnen. Albi genoss diesen «Tag der Arbeit», der ihm so zu einem freien Tag wurde. Und natürlich begegnete ich auch Theo Pinkus. Der gesellschaftliche Aufbruch und das Entstehen von neuen Bewegungen stimulierten ihn. Kein politisches Ereignis, an dem er nicht dabei war. In seiner grossen Umhängetasche schleppte er immer eine Beige des von ihm selbst herausgegebenen *Zeitdienstes* mit, den er mit Überzeugung verkaufte.

Theo war ein grosser Agitator. Er konnte es nicht lassen – immer stand ein Thema an, zu dem man unbedingt etwas schreiben müsse, wofür er Mitarbeiter suchte. Nur mit Mühe wehrte ich mich gegen seine Versuche der Vereinnahmung. Er war nie beleidigt und ich lernte Nein sagen. Oft war es auch so, dass ich ihm einfach aus dem Wege ging – es war manchmal einfach zu mühsam, seinen Argumenten standzuhalten. Immer ging es bei ihm um «die Sache». In meinen Kindheitserinnerungen betraf die Sache die «Frauensache», die monatliche Blutung, die Periode. Man konnte die Frauen sagen hören: «Ich habe eben meine Sache bekommen.» Das war insofern wichtig, weil damit die Gewissheit verbunden war, nicht schwanger zu sein. Ich provozierte Theo und fragte ihn, um was es denn gehe bei dieser Sache, wohl wissend, dass damit die Revolution und die Veränderung zum Sozialismus gemeint waren. So entstanden zwischen uns intensive Debatten. Theo war aber nie nachtragend und ich mochte ihn.

Die Utopie Salecina

Theo Pinkus fühlte sich durch die nach 1968 neu entstandenen Bewegungen angesprochen. Mit seinem wachen Geist merkte er, dass der traditionelle Weg über die Parteien zum Sozialismus noch unendlich weit war. Schon lange nährte er eine Utopie, deren Realisierung er zusammen mit Amalie nun in Angriff nahm. Das Projekt einer politischen Bildungsstätte trieb ihn um, und als ihm ein italienischer Freund einen grösseren Geldbeitrag zusicherte, gingen er und Amalie auf die Suche. Von den Naturfreunden und von früheren Ferien her kannten sie das Engadin, und so kamen sie zum alten Bauerngehöft Orden dent bei Maloja.

1971 wurde die Stiftung Salecina gegründet, zwecks «Errichtung eines Erholungsheimes für Wenigbemittelte und Unterstützungsbedürftige». Dem Stifterpaar schwebte allerdings von Anfang an nicht nur ein soziales, sondern vor allem auch ein politisches Zentrum vor. Salecina sollte basisdemokratisch organisiert sein und zu einem Modell der kollektiven Selbstverwaltung werden. Für Theo bedeutete dies, dass alle wichtigen Fragen gemeinsam entschieden und die anfallenden Arbeiten kollektiv erledigt werden. Diese praktizierte Basisdemokratie war Bestandteil einer neuen Kultur, die sich nach 1968 entwickelt hatte. In der Praxis zeigte es sich aber, dass mit dem Wachstum Salecinas ein rein basisdemokratisches Modell nicht mehr richtig funktionierte. Es war schlicht unmöglich, mit Dutzenden von Leuten einen modernen Tourismusbetrieb zu führen, auch wenn dieser noch so alternativ war. So wurde in den Siebzigerjahren der Salecina-Rat ins Leben gerufen, in dem alle interessierten Gäste und auch die Hüttenwarte aktiv mitarbeiten und mitbestimmen können.

Dass Salecina die Umwälzungen nach 1989 überlebte, ist erstaunlich. War es die frühe Eigenständigkeit, die das Zentrum gegenüber dem linken Politikbetrieb hatte? War es die undogmatische Offenheit, die das Bildungshaus für sich in Anspruch nehmen konnte? Jedenfalls

machen in Salecina jedes Jahr weiterhin Tausende von engagierten und weniger engagierten Gästen Ferien und weiterhin finden dort thematische und politische Seminare statt. Und auch baulich wird das schöne alte Haus in der grandiosen Berglandschaft zwischen Oberengadin und Bergell immer wieder erneuert.

Die Schnüffelpolizei war natürlich auch in Salecina nicht untätig geblieben. Schon 1972 hatte eine akribische Bespitzelung eingesetzt. Ein umfassendes Verzeichnis der Gäste durch den Informationsdienst des Polizeikommandos Graubünden war erstellt und nach Bern weitergeleitet worden. Als wir Anfang der Neunzigerjahre unsere Staatschutzakten erhielten, erinnerte ich mich wieder an unseren Aufenthalt im Salecina. Ich begegnete Namen von Bekannten und Jugendgenossen, die ich längst vergessen hatte. Ich stiess auf meinen Ehemann und auf unseren damals noch nicht fünfzehnjährigen Sohn Dominik. Warum sind ich und meine beiden Töchter nicht aufgeführt? Wir waren in den Schulferien nach Maloja gefahren. Theo hatte Albi als Baufachmann ins Gespräch gezogen und ihn zur aktiven Mitarbeit motiviert. Dominik und sein Vater verbrachten eine Woche in Maloja, während ich mit Madeleine und Barbara nach Zürich zurückkehrte. Da der Kantonspolizist vermutlich erst am Montag wieder in den Einsatz kam, sind wir ihm entgangen. Später fuhr Albi dann mit dem Lastwagen seiner Firma, beladen mit Röhren und Werkzeugen, nach Maloja. Roman Kuoni hatte die Bauführung übernommen und es gab viele Freiwillige, die Hand anlegten und das Werk vollbrachten. Albi beschränkte sich in der Folge auf das Zeichnen von Plänen. Salecina hat sich den Herausforderungen der Zeit gestellt und kann heute auf eine vierzigjährige Geschichte zurückblicken.

Zurück zur freien Liebe. Dass Theo für die freie Liebe plädierte und diese auch lebte, war ein offenes Geheimnis – auch, dass Amalie darunter litt. Es muss Anfang der Achtzigerjahre gewesen sein, viel-

leicht im Zusammenhang mit den Jugendunruhen, als an einem politischen Fest zwischen Amalie, Theo, Albi und mir die «freie Liebe» zum Gesprächsthema wurde. Es ergab sich wie von selbst. Ich erinnere mich, dass wir in einem grossen Zelt sassen – Theo hatte sich eben ein zweites Glas Wasser geholt, weil er fand, dass ein Teebeutel gut für zwei Gläser reiche. Theo war nun pensioniert und bekam die AH V. Er sagte: «So viel Geld habe ich mein Leben lang nie zur Verfügung gehabt, finanziell ist es mir noch nie so gut gegangen.»

Theo war für sich persönlich ein sehr sparsamer Mensch. Er verstand aber auch besondere Gelegenheiten zu würdigen. Einmal kam Christa Wolf mit ihrem Ehemann Gerhard zu einem Vortrag in die von Pinkus ins Leben gerufene Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Auf Anfrage von Theo chauffierte Albi die Gäste zu Theo und Amalie nachhause an die Besenrainstrasse, wo ein köstliches Essen uns erwartete. Theo war eigens zu Traiteur Seiler gegangen, um hausgemachte Ravioli zu kaufen. Ich sehe noch, wie er den Leckerbissen im Traiteursäckli schwenkte und später im Salzwasser sorgfältig kochte.

Die Liebe ausserhalb der Ehe. Sicher war es der Umgang mit den bewegten Frauen, Theos aktive Teilnahme bei den Demos, vielleicht auch, dass er älter wurde – er hörte Amalie und mir aufmerksam zu. Sein früher stereotypes Argument, dass wir halt noch nicht so weit seien bezüglich der Bewusstwerdung und dass der Mensch im Sozialismus dann ein anderes Bewusstsein habe, brachte er nicht. Wir hätten es ihm auch nicht mehr abgenommen. Amalie und ich sahen das «Liebe machen ausserhalb der Ehe» und das Verschweigen dem Partner gegenüber als einen fundamentalen Vertrauensbruch und als tiefgehende Kränkung. Theo konnte unsere Äusserungen nachvollziehen, er sah sie aber als Folge der männlichen Herrschaftsverhältnisse in einer bürgerlichen Gesellschaft, die überwunden werden mussten.

Das Argument des Betruges tat er als bürgerlichen Unsinn ab. Doch wir hatten nicht von Betrug gesprochen, sondern von Verrat – und das war eine andere Qualität. Es war erstaunlich, dass Theo sich ernsthaft auf diese Ebene einliess – vermutlich war es auch der Umstand, dass er sah, wie Amalie litt, was ihm ehrlich leid tat. Und für Amalie war seine Reaktion wohlthuend, sie schien seine Anteilnahme zu geniessen. Dass Theo durchaus bereit war, uns Frauen die gleichen Rechte zuzugestehen, obwohl er während seiner Ehe mit Amalie nie dazu auf die Probe gestellt worden war, glaubten wir ihm. Dieser Besitzanspruch in seiner Ausschliesslichkeit war ihm tatsächlich fremd und seine Ehrlichkeit überzeugte uns. Er wunderte sich, dass wir Frauen diese Freiheitsrechte nicht auch uneingeschränkt nutzten. Dass dies für die Frauen schwieriger war, weil sie ja mit der Erziehung und Betreuung der Kinder und vielem mehr, was der Alltag so brachte, beschäftigt waren, sah er ein. Er blieb aber bei der Überzeugung, dass die Verhältnisse im Sozialismus anders wären. Eigentlich war es typisch für sein Denken, dass er jede Fragestellung, jedes Problem politisch anging und einordnete. Die Folge war ein Verlust von Privatheit, die für ihn gar nicht zu existieren schien.

In der Pinkus-Biografie *Leben im Widerspruch* werden Theos Ansichten noch differenzierter und aus verschiedenen Blickwinkeln angegangen. Theo sieht das Verhalten abhängig von der «sexuellen Sozialisation» und stellt die Frage: «Wie ist ein Mensch erwachsen geworden, wie stark ist die Monogamie verinnerlicht, wie stark werden Konventionen und gewordene Lebensformen als Gefühle verinnerlicht?» Diese Fragestellung war für Theo zentral. Er war eher kopflastig und hatte eine stark entwickelte Denkfunktion. Nicht dass ihm das Emotionale gefehlt hätte, nur liess er es nicht zu. Er rationalisierte die Gefühle, sodass er denkend mit ihnen umgehen konnte. Klar sah er seine eigene Haltung fortschrittlich und progressiv. Wenn nur Amalie in ihrem leidenden Zustand, den sie nicht verschwieg, ihn nicht doch belastet hätte.

Theos Aussage, die er zum Bekenntnis für seine Frauen-Freundschaften machte, ist bemerkenswert: Für ihn gebe es nichts Vernünftigeres als politische Aktivitäten zu verstärken, zu entwickeln oder gar erst zu erfinden. Am liebsten mit zwei, drei Menschen zusammen und insbesondere auch mit dem Gleichklang und der Anziehungskraft, welche die Erotik bringe. Seine Überzeugung war, dass das erotische Moment die treibende Kraft unseres politischen Engagements sei. Die erotische Anziehungskraft und die sexuelle Lust als lebenswichtiges Moment. Wer würde da widersprechen? Nur: Ist es vielleicht so, dass sich bei den Frauen und Müttern die sexuelle Lust wandelt – sublimiert – in Zärtlichkeit und Fürsorge für die Kinder? Und wo ist der Sitz der Liebe? Ist wahre Liebe mehr als ein Gefühl?

Einige Jahre nach dem Tod von Theo haben wir Amalie Pinkus und Gret Linggi zu einem Abendessen in den Glockenacker eingeladen. Gret, die Frau von Johnny Linggi, dem ehemaligen Spanienkämpfer, hatte ich in guter Erinnerung, wie sie als junge Frau den *Vorwärts* und am 1. Mai den Maibändel und die Nelken ins Haus meines Grossvaters an der Dachslernstrasse gebracht hatte. Auch Gret war die leidgeprüfte Ehefrau eines fremdgehenden Mannes gewesen und hatte ihr Los, wahrscheinlich nicht ohne zu murren, auf sich genommen.

Die Initiative war von unserem Sohn Dominik ausgegangen. Er hatte 1985 sein Studium mit einer Diplomarbeit über die Zeit des Nationalsozialismus abgeschlossen und damit Theos Aufmerksamkeit geweckt. 1971 war aus der Privatbibliothek von Theo und Amalie die Studienbibliothek der Arbeiterbewegung gegründet worden. Das Domizil war ursprünglich die Wildbachstrasse, in den Achtzigerjahren kam dann der Umzug an die Quellenstrasse, wo Dominik 1986 bis 1988 arbeitete. Dominik war Theo und Amalie als Menschen sehr zusetzen, obwohl die Beziehung nicht konfliktfrei blieb.

Anlässlich dieser Einladung in den Glockenacker wollten wir das

offene Gespräch über die freie Liebe fortführen, unter Einbezug der Erfahrungen der beiden Frauen. Amalie hatte den Vorschlag positiv aufgenommen, Gret reagierte zögerlich. Und so kam es denn auch, dass Amalie, wie es ihre Art war, frei erzählte, während Gret mehr schwieg und es den Anschein machte, als würde sie versuchen, ihre Lebensgeschichte stärker rational über den Kopf zu verarbeiten.

Welche Schlüsse lassen sich aus diesem Gespräch ziehen? Beide Frauen akzeptierten die Situation nicht und taten das auch kund. Doch konnten sie sich nicht wehren in dem Sinne, dass es zu einer Veränderung der Situation geführt hätte. Obwohl Amalie und Gret – unabhängig von ihrer politischen Haltung – sehr unterschiedliche Persönlichkeiten waren, dünkt mich, dass ihr Verhalten auch eine ganze Epoche widerspiegelt. Die Frauen begannen sich aufzulehnen, sie wurden unbequem – doch sie liessen ihre Pflichten nicht im Stich, sie hielten durch und litten dulddend.

TEIL IV

Neue Freiräume tun sich auf

Die Kinder fliegen aus

Nun schrieben wir 1978. Der Ablösungsprozess unserer Kinder vom Elternhaus war voll im Gange. Dominik hatte die Matura hinter sich und ein Zwischenjahr zum Jobben eingeplant. Als Securitas-Nachtwächter zog er abends um sechs Uhr los, frühmorgens kam er nachhause. Tagsüber schlief er – bis ich ihn um fünf Uhr abends wieder weckte. Es blieb ihm kaum Zeit zum Essen und schon musste er, müde wie er immer noch war, wieder los. Es war Winter und er klagte über Rückenbeschwerden – ausgelöst, wie er sagte, durch den schweren Mantel, der ihn vor Kälte und Schnee schützen sollte. Im Frühling begann er stundenweise beim Studentenreisedienst, für den er im Sommer 1980 als Reiseleiter in Griechenland weilte. Nach einem kürzeren Intermezzo in einem Käsegeschäft begann er im Herbst mit dem Geografiestudium. Gut möglich, dass einer der Gründe für die Wahl dieses Fachs in den unzähligen Bergwanderungen lag, die wir aufgrund der Initiative von Albi «en famille» unternommen hatten.

Madeleine erhielt im gleichen Jahr die staatliche Anerkennung der geistigen Reife; sie setzte sich für einige Monate nach Genf ab, wo sie in einer Grossmolkerei arbeitete und sich das Geld für eine Brasilienreise verdiente. Barbara ging das dritte Jahr in die Kantonsschule Stadelhofen. Sie provozierte die Lehrer und fiel durch ihre heftige Opposition auf. Ihren Wunsch nach einem Schulwechsel ins Mathe-

matisch-Naturwissenschaftliche Gymnasium Rämibühl – weil sie eigentlich in Mathematik sehr gut war – nahmen Albi und ich nicht ernst genug. Ihre Auflehnung wurde zum Dauerzustand. Die Drohung, dass sie nach den kommenden Sommerferien nicht mehr zur Schule gehe, machte Barbara wahr und uns ratlos. Auf unsere Fragen und Interventionen, was sie denn wolle, hatte sie keine Antwort.

In den Sommerferien 1978 waren wir zum letzten Mal zusammen im Familienurlaub, auf der Insel Elba. Ein Schulfreund von Dominik fuhr mit seinen Eltern jedes Jahr mit dem Wohnwagen auf die Insel. Und nicht nur dies: Alle Mitglieder dieser Familie waren begeisterte Segler, und so zogen auch wir ein Segelboot auf dem Autoanhänger mit. Unsere drei Jugendlichen hatten für einige hundert Franken eine alte Jolle gekauft und mit grossem Einsatz fahrtüchtig gemacht. Albi war bereit, eine Anhängerkupplung an unserem Citroën anzubringen. Ich selber sponserte drei Schwimmwesten.

Unsere Ferienfreunde hatten ihren Wohnwagen wie alle Jahre auf dem gleichen Platz installiert. Auch wir fanden ein lauschiges Plätzchen für unser Zelt, und schon bald hatten unsere Jungen Anschluss an Gleichaltrige gefunden, mit denen sie in unserem Vorzeit Karten spielten. An einem Abend waren Albi und ich im Wohnwagen bei der befreundeten Familie zu Spätzli und Gulasch eingeladen. Um Mitternacht kamen wir zurück ins Zelt und wurden von den Jugendlichen einfach nicht beachtet. Niemand machte Anstalten aufzubrechen und unser Zelt zu verlassen. Barbara – siebzehn Jahre alt – zeigte sich ob unserer Aufforderung beleidigt und ging mit einem deutschen Jungen, den sie eben erst kennengelernt hatte, am Meer spazieren. Dass ich sie nach ihrer Rückkehr morgens um vier Uhr zum Schlafen aufforderte, fand sie unpassend.

Unsere Ferienerlebnisse auf der Insel waren trotzdem wunderbar, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch heute an unsere ersten Segelversuche. Doch die Erkenntnis dieser Ferien war, dass es nun

wirklich an der Zeit war, dass unsere «Kinder» ihre Ferien allein gestalteten.

Zurück in Zürich – der Schulalltag hatte wieder begonnen – blieb Barbara zuhause. Sie meldete sich an der Schauspielakademie zu einem Aufnahmegespräch an und wurde für einen Probeauftritt eingeladen. Bei den Vorbereitungen kannte ihr Fleiss keine Grenzen, und einige Tage vor dem Termin wählte sie noch ein anderes Stück – ein dramatisches. Den Text beherrschte sie dann nicht perfekt auswendig. Dennoch schien Felix Rellstab, der Leiter der Akademie, von ihren Fähigkeiten beeindruckt und forderte sie auf, noch einmal zu kommen. Doch dies unterliess Barbara. Weshalb, das haben wir nicht erfahren. Ich bin noch heute überzeugt, dass unsere Botschaft richtig war: Wenn du nicht zur Schule gehst, musst du arbeiten gehen und zuhause Geld für Kost und Logis abgeben. Und das tat sie dann auch. Bei einer Temporärfirma führte sie das Büro und gab uns monatlich fünfhundert Franken. Dank lückenlosen Arbeitsnachweisen wurde sie später in die Kantonale Maturitätsschule für Erwachsene aufgenommen und holte dort die Maturitätsprüfung nach.

Dominik und Madeleine zogen mit Freunden in eine Wohngemeinschaft nach Zürich-Aussersihl, später in ein altes Haus nach Sirnach im Kanton Thurgau. Das lag nicht gerade am Weg zur Universität, was aber ihrer Begeisterung für das Leben auf dem Lande keinen Abbruch tat. Ein kurzes, aber bedeutungsvolles Familiengespräch hatte nachhaltige Wirkung. Barbara äusserte den Wunsch, auch ausziehen, und wurde von ihren Geschwistern tatkräftig unterstützt: Wir müssten doch verstehen, dass es für sie nicht lässig sei, als Jüngste allein mit uns Eltern zu wohnen. Wir verstanden das nicht und waren auch nicht fähig ein «Machtwort» zu sprechen. Sicher wäre das auch kontraproduktiv gewesen.

Mit dem Auszug unserer Kinder waren Albi und ich auf uns selbst zurückgeworfen. Wir mussten uns neu orientieren, was nicht einfach

war. Ich, bisher immer unter Zeitnot, hatte nun plötzlich und unfreiwillig viel freie Zeit zur Verfügung. Ich konnte den ganzen Vormittag am Schreibtisch sitzen, musste nicht mehr kochen und wurde auch nicht gestört.

Irgendwann hatte ich den verwegenen Wunsch geträumt, Psychoanalytikerin zu werden, und irgendwann getraute ich mich, meinem Analytiker diesen Traum zu erzählen. Er fand ihn nicht abwegig und riet mir, meinen Wunsch dem Präsidenten des C.-G.-Jung-Instituts zu unterbreiten. Ich suchte alle meine Hörscheine von der Uni zusammen und begab mich klopfenden Herzens an die Schiedhaldenstrasse nach Küsnacht, wo mich Dr. Felix Fierz empfing. Es war eine eigenartige Prüfung auf Herz und Nieren. Verwirrt und ohne mir ein klares Bild von dem Erlebten machen zu können, eilte ich von dannen. Die Voraussetzung für die Aufnahme am C.-G.-Jung-Institut war offiziell ein abgeschlossenes Hochschulstudium, damals noch irgendwelcher Richtung – heute ist das Grundstudium in Psychologie und Psychopathologie erforderlich. Die praktische Ausbildung in Psychopathologie konnte später parallel zum Studium am Institut erfolgen.

Nun schien es da ein Hintertürchen zu geben, das den Eintritt in diese Institution ermöglichte, und dieses wurde mir aufgestossen. Der Ausbildungsweg war klar vorgegeben. Der Besuch der Seminare war vorgeschrieben und etliche Hürden waren zu nehmen. Aber warum den Versuch nicht wagen? Meine Psychoanalyse ging weiter und wurde zur Lehranalyse, die sich im Wesentlichen nicht von der klassischen Arbeit unterschied. Wichtig war, das eigene Unbewusste kennenzulernen. Es ging darum, sich den eigenen Schatten, der einen hartnäckig begleitet, bewusst zu machen. Die Übertragungssituation bei der therapeutischen Arbeit ist wesentlich und die eigene Reaktion – die Gegenübertragung – muss klar reflektiert und bewusst werden. Diese Konstellation ist mit einem weiblichen Gegenüber anders als

einem männlichen. Folglich ist es unerlässlich, die Lehranalyse bei einem Mann sowie bei einer Frau zu absolvieren. Und so übernahm nach einer gewissen Zeit Frau Dr. Sonja Marjasch den Fortgang meiner Lehranalyse. Mit dem Fahrrad fuhr ich jeweils von Witikon auf die Forch – und eigentlich immer mit gemischten Gefühlen. Während ich bei Dr. Frey eine gewisse Erwartungshaltung meinen Äusserungen gegenüber gespürt hatte, gab mir Sonja Marjasch oft das Gefühl, dass ich sie langweile. Einmal erzählte ich ihr einen Traum, in dem ich hoch oben in den Bergen herumkraxelte und nach Futter suchte. Daraufhin sagte sie lakonisch: «Ich lasse es mir hier unten auf der saftigen Wiese wohl sein und warte, bis Sie herunterkommen.» Der Traum und die Reaktion meiner Analytikerin zeigten mir, dass ich offensichtlich die Herausforderungen suchte. Einen Mittelweg einzuschlagen war ich offenbar nicht fähig, den Weg des geringeren Widerstandes zog ich, aus welchen Gründen auch immer, nicht in Erwägung.

Das Praktikum in Psychopathologie absolvierte ich gemeinsam mit anderen Kolleginnen und Kollegen in der Klinik Hohenegg in Meilen. Da fuhren wir während Monaten jeden Samstagvormittag hin. Verschiedene Patienten wurden uns vorgestellt und wir mussten vorerst ohne fachliche Unterstützung eine Diagnose fällen. Das war nicht einfach und oft verstellten persönliche Affekte die klare Sicht. Mit fortschreitender Ausbildung wurde ich in das Diplomandenkolloquium von Dr. Adolf Guggenbühl-Craig aufgenommen. In kleinem Kreis mussten wir da Falldarstellungen präsentieren, die unter den Kolleginnen und Kollegen diskutiert und auch kritisiert wurden. Guggenbühl, der von seiner Ausbildung her Psychiater und Psychotherapeut war, hatte für mich die Funktion eines Paten übernommen. Sein Lob über meine «originelle, nicht unbedingt orthodoxe Arbeitsweise» freute mich sehr. Schliesslich verfasste er ein Empfehlungsschreiben an die Präsidentin der Prüfungskommission, Verena Käst, damit ich

zur Abschlussprüfung zugelassen wurde. Die Anforderungen waren hoch: In Psychopathologie erfolgte eine mündliche Prüfung. Schriftlich galt es, eine umfassende Falldarstellung der Analyse eines Mannes sowie einer Frau zu erstellen. Da bei C.G. Jung den Märchen und Mythen eine grosse Bedeutung zukommt, musste ich auch eine Märchendeutung verfassen.

Ich bearbeitete das wenig bekannte Märchen «Die drei Sprachen» der Brüder Grimm. Doch die Deutung dieses Märchens war für mich eine richtige Knacknuss. Die erste Fassung wurde mit dem Hinweis, dass ich die Symbolik zu wenig streng im Jung'schen Sinne angewendet hätte, zurückgewiesen. Eine Kollegin aus dem inneren Kreis der Jungianer trimmte mich daraufhin während ausgiebigen Waldspaziergängen in der Deutung Jung'scher Symbolik. Die zweite Fassung meiner Arbeit wurde dann für gut befunden. So kam es, dass ich zur Ausübung der Psychotherapie zugelassen und in die Schweizerische sowie auch in die Internationale Gesellschaft für analytische Psychologie aufgenommen wurde. Am Sihlquai 67, in meinem Zimmer bei der Geschäftsstelle der Schweizerischen Energie-Stiftung – also dort wo früher die Büros der Siegrist & Co. gewesen waren –, empfang ich die mir von einem Arzt überwiesenen Patienten. Die Krankenkassen bewilligten damals eine beschränkte Anzahl Analysestunden, und mittels eines Zwischenberichtes konnten zusätzliche Stunden erwirkt werden. So forderten mich nun meine neuen Verpflichtungen zwei Nachmittage wöchentlich. Parallel zu meiner neuen Tätigkeit als Therapeutin in analytischer Psychologie ging die Kontrollanalyse bei Dr. Florian Langenegger, dem Chefarzt der Jung'schen Klinik am Zürichberg weiter.

Entfremdung und Gerechtigkeit

Anlässlich einer Tagung der Philosophischen Gesellschaft zum Thema «Gerechtigkeit in der komplexen Gesellschaft» machte ich mir weitere Gedanken über die Gerechtigkeit, speziell im Sozialismus, und schrieb darüber eine Arbeit. Ich las die Frühschriften von Karl Marx und ging der Frage nach, ob die Wurzeln der Entfremdung, auch die der Selbstentfremdung – wie Marx meinte – allein in den ökonomischen Verhältnissen zu suchen seien. Nach der Lehre von Marx entsteht die Entfremdung durch gesellschaftlich bedingte Ungleichheiten. Durch die Abschaffung des Privateigentums und durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel würde die Entfremdung dann aufgehoben. Die ökonomische Entfremdung sah Marx als Grundlage aller anderen Entfremdungen. Auf dieser Grundlage hatte ich wie viele andere Sozialistinnen und Sozialisten an die Möglichkeit einer Umgestaltung der Verhältnisse geglaubt.

Doch trotz der Abschaffung des Privateigentums im Realsozialismus war die Entfremdung nicht aufgehoben worden. Auch der Zustand der gesellschaftlichen Gerechtigkeit hatte sich nicht eingestellt. Diese Erfahrung war für mich der Anlass, über das Menschenbild bei Marx nachzudenken.

Meine Weltanschauung war weitgehend durch den Wunsch nach Gerechtigkeit bestimmt. Der Sozialismus versprach, den Zustand der gesellschaftlichen Ungleichheit aufzuheben. Schon zur Zeit der Freien Jugend waren diese Fragen ein nicht zu erschöpfendes Thema gewesen. Wir waren damals der Überzeugung gewesen, dass die von Natur aus ungleiche Ausstattung der Menschen durch optimale gesellschaftliche Verhältnisse ausgeglichen werden könne. Wir hatten an einen Menschen geglaubt, der sich selbstdiszipliniert und zum Wohle aller begrenzt. Wir hatten für diese Utopie gelebt und waren der Auffassung, dass sie einmal Wirklichkeit werden könnte. Wir waren bereit gewesen, das Böse ausserhalb anzusiedeln, und wenn die-

ses für einmal doch innerhalb anzutreffen war, konnten wir es durch die Verhältnisse erklären. In jugendlicher Begeisterung hatten wir unsere Ideale gepflegt und anerkannten die Diktatur des Proletariats als Übergangsphase auf dem Weg zu einer klassenlosen Gesellschaft als Notwendigkeit. Das Prinzip «Der Zweck heiligt die Mittel» lehnten wir jedoch kategorisch ab.

Bei Marx war das Zusammenfallen von Gerechtigkeit und Freiheit dem Endzustand des Kommunismus vorbehalten. Dieser Zustand hätte dann gleich dem Paradies im Urchristentum entsprochen, in dem Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen.

Während Jahren hatten der Marxist Konrad Farnet und der Theologe Kurt Marti den Austausch über Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Marxismus und Christentum gepflegt. Gelegentlich hatte ich an diesen Gesprächen teilgenommen. An die Verheissung des Glücks, an den perfekten gesellschaftlichen Zustand vermochte ich nicht zu glauben – mich faszinierte die Debatte, die Argumentation, mit der die beiden klugen Männer freundschaftlich die Klinge kreuzten.

Mit der Zeit war deutlich geworden, dass uns die Erfahrungen im real existierenden Sozialismus etwas anderes lehrten. Zum Problem der Entfremdung im Kapitalismus kam nun das Problem der Entfremdung im Sozialismus hinzu. In Bezug auf unsere bisherige Sicht entstanden ernsthafte Zweifel und für mich drängte es sich auf, das Menschenbild von Marx kritisch zu hinterfragen. Die Vorstellung, dass der Mensch nur so viel nehme, wie er zur Bedürfnisbefriedigung brauche, bleibt ein Wunschtraum. Stattdessen entwickelt der Mensch laufend neue Bedürfnisse, die befriedigt sein wollen.

Über die Beschäftigung mit dem anthropologischen Ansatz bei Marx begann ich mich mit den Vertretern einer materialistischen Psychologie auseinanderzusetzen. Die Streitfrage drehte sich um das «richtige» Bewusstsein, um die «wahren» und die «falschen» Bedürfnisse. Wie aber haben wir uns diese vorzustellen? Gibt es wahre Be-

dürfnisse als fundamentale anthropologische Konstanten, wie den Willen zur Macht, Habsucht, Gier? Gibt es wahre Bedürfnisse als Erbgut, die zur allgemeinen genetischen Ausstattung des Menschen gehören? Die Kritik der Neomarxisten, insbesondere die der Frankfurter Schule, setzte bei den gesellschaftlichen Verhältnissen an. Jürgen Habermas sieht den Menschen der Überflussgesellschaft als Opfer eines «Verbrauchsbedürfnisses», eines Bedürfnisses, das erzeugt wird durch die aggressive «Marktforschung» der grossen Konzerne, die in ihrem Bestreben, Marktlücken aufzuspüren, keine Grenzen anerkennen. Wir wissen, dass im Kapitalismus die Steigerung der Produktion an höchster Stelle steht und dass der Mensch mittels Werbung zum Konsumenten gemacht wird.

Wie aber kommt es, dass der Mensch seine «wahren» Bedürfnisse nicht von den «falschen» unterscheiden kann? Ist er sich seiner so wenig bewusst und darum weitgehend fremdbestimmt? Nach Freud funktionieren gestillte Bedürfnisse nach dem Prinzip von Lust und Unlust. Gestillte Bedürfnisse sind die Ausgangslage für die Erzeugung neuer Bedürfnisse, sodass menschliche Bedürfnisse nie vollends gestillt werden können.

In den Schriften des Philosophen Jean-Jacques Rousseau ging ich folgender Frage nach: Was heisst es, dass der Mensch sich kleiden und nähren muss – und sich so zwangsläufig seiner wahren Natur entfremdet? Wie immer man die Akzente setzen will, komme ich heute zum Schluss: Trotz der Verabschiedung des marxistischen Geschichtsdeterminismus zugunsten einer anthropologischen Geschichtsinterpretation ist Marx nicht erledigt. Was wir allerdings benötigen, ist eine neue, den heutigen und zukünftigen Verhältnissen angepasste Interpretation des Marxismus.

Der Philosoph Arnold Künzli, Autor einer viel diskutierten «Marx-Psychographie», war an der erwähnten Tagung der Philosophischen Gesellschaft für das Thema zuständig gewesen. Ihm legte

ich nun meine Arbeit zur Begutachtung vor und erhielt eine positive Rückmeldung. Als mir mitgeteilt wurde, dass mein Aufsatz im Jahrbuch *Studia philosophica* publiziert werde, war ich natürlich stolz. Die Jahrbuch-Redaktion wurde damals von keinen Geringeren als den Philosophen Hans Saner und Helmut Holzhey betreut.

Meine Erfahrungen mit dem Sozialismus waren – abgesehen von meinem Aufenthalt am Müggelsee in der Nähe von Ostberlin Anfang der Fünfzigerjahre – mehrheitlich theoretischer Natur gewesen. Diese Reise in meinem zwanzigsten Lebensjahr blieb für lange Zeit mein einziger praktischer Bezug zum Realsozialismus. Meine damalige Zugehörigkeit zur Freien Jugend war stark emotional bestimmt gewesen. Im Vordergrund hatte das Bedürfnis nach Gemeinschaft gestanden. Alle waren wir wissensdurstig und lernbegierig – und beseelt von dem Gedanken, eine bessere Welt zu erschaffen. Das freiwillige gemeinsame Lernen unter Beachtung von Regeln, die wir uns selbst gaben, führte zu einem Lernprozess innerhalb von Strukturen, der für unsere weitere Sozialisation prägend war.

DDR und Mauerfall

Albi und ich fuhren im kalten Winter 1980 erstmals gemeinsam nach Westberlin. Dominik hatte ein Semester an der Freien Universität eingeschaltet. Bei der Witwe Andrikowski in Lichterfelde-Süd hatte er Logis bezogen. Für wenig Geld bewohnte er ein Zimmer in einem kleinen, baufälligen Haus. Dessen Dach war im Krieg durch eine Fliegerbombe weggesprengt worden und auf dem notdürftigen Provisorium wucherte seither das Grün. Auf den Strassen, selbst auf dem Kurfürstendamm lag der gefrorene Schnee, der bei jedem Schritt knirschte. Im Haus von Frau Andrikowski gab es zwar eine Heizung, doch keinen Kühlschrank: Milch und Butter blieben zwischen Fenster und Vorfenster frisch.

Anlässlich dieses Besuches nahmen wir auch Kontakt mit Ruedi Strub, dem Sohn einer Genossin, auf. Ruedi war als Fünfzehnjähriger mit seinem Vater von der Schweiz in die DDR ausgewandert. Der Junge hatte damals in Ostberlin eine Berufslehre begonnen, vormittags arbeitete er in einem Betrieb, nachmittags besuchte er die Schule und bestand schliesslich das Abitur. Anschliessend begann er als Werkstudent ein Physikstudium, neben dem er weiterhin im Beruf arbeitete. Mit der Promotion schloss er sein Studium als Physiker erfolgreich ab.

Nachdem wir die Kontrollen an der Zonengrenze erfolgreich überstanden hatten, warteten wir auf Ruedi an seinem Arbeitsort, der Humboldt-Universität in Ostberlin, und fuhren mit ihm in seinem Trabi nachhause. Dort erwartete uns seine Frau Marlies, die als Biologin ebenfalls an der Humboldt-Universität arbeitete. Es war gerade die Zeit nach der Geburt ihres zweiten Kindes und sie hatte Mutterschaftsurlaub. Sie erzählte, dass sie nach dem Urlaub an ihrem alten Arbeitsplatz Weiterarbeiten werde, dank der gesetzlichen Verankerung der Gleichstellung der Frau. Die Kinder könne sie in die der Universität angeschlossene Krippe mitnehmen. Die grosszügige Familien- und Bildungspolitik der DDR beeindruckte mich.

Zehn Jahre später waren Albi und ich wieder in Berlin. Nun war alles anders. Die Mauer war gefallen, die DDR existierte nicht mehr. Der Realsozialismus war Geschichte, und wir hatten mit Christian Burkhardt, dem Leiter der Naturfreunde-Reisen, die Idee diskutiert, Wanderwochen auf den Spuren des untergegangenen Sozialismus zu organisieren. So begaben wir uns auf die Reise ins Landesinnere, um erste Erkundungen zu machen, und trafen am 3. Oktober 1990 in Rheinsberg in der Mark Brandenburg ein. Es war gerade Festtag, der erste Jahrestag der Wiedervereinigung. Der Ort war leer, und die Menschen trafen sich auf dem Sportplatz, wo das Bier reichlich floss. Eigentlich wollten wir an diesem Tag noch weiter nach Zechlin, doch

der öffentliche Verkehr war eingestellt. So machten wir Zwischenhalt im Schlossgarten und lasen Kurt Tucholskys heitere Geschichte *Rheinsberg – Ein Bilderbuch für Verliebte*.

Abends nach sechs Uhr nahm der Linienbus Rheinsberg-Zechlin die Fahrt wieder auf und brachte uns an unser Ziel an den Zechliner See, der auf Gäste wartete. Am Ufer lagen die Boote in einer langen Reihe angebunden und schaukelten bei leichtem Wellenschlag hin und her. Die Schwäne glitten im Abendsonnenschein über die glitzernde Wasserfläche. Würden wir hier für das nächste Jahr eine angemessene Unterkunft für unsere wanderfreudigen Naturfreunde finden?

Zurück in Berlin suchten wir nach einem Tourismus-Informationsbüro in der Wilhelm-Pieck-Strasse. Ich hatte irgendwo gelesen, dass in dieser Strasse in einer Informationsstelle Prospekte über die neuen Bundesländer erhältlich seien. In einer kleinen Bude, an der das Schild «Mitfahrzentrale» angebracht war – die ersten Anzeichen von privater Initiative –, bat ich um Auskunft. Der freundliche junge Mann wusste nichts Genaueres, anbot sich aber, eine Bekannte anzufragen, die vor kurzer Zeit, nur gerade um die Ecke, ein Reisebüro eröffnet habe.

«Sprechen Sie doch gleich selbst», bat er mich und hielt mir den Telefonhörer hin. Ich vernahm eine vertraute Frauenstimme und fragte überrascht: «Bist du nicht Marlies?» Und dem war wirklich so. Albi und ich kurvten um die Ecke und standen in einem kleinen, bescheiden eingerichteten Büro, das günstige Reisen in die Schweiz anbot. Marlies kochte Kaffee und erzählte uns ihre Geschichte. Sie sei zuerst in der Humboldt-Universität entlassen worden, später auch Ruedi. Daraufhin brach ihre Ehe auseinander. Ruedi und Marlies waren überzeugte Kommunisten gewesen und Mitglieder der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). In der Parteisektion sei ein Klima des Misstrauens entstanden, sodass keiner mehr dem anderen traute und man jeden unnötigen Kontakt vermied.

Ich bot Marlies die Vermittlung von Kontakten in die Schweiz an und schickte ihr nach meiner Rückkehr das Häuserbuch der Naturfreunde. Sie liess lange Zeit nichts von sich hören. Als ich sie anrief, erzählte sie mir, dass sie krank sei. Danach brach sie den Kontakt mit mir ab. Vielleicht war das zu jenem Zeitpunkt, als Ruedi, der ja Schweizer war, in die Schweiz zurückkehrte – wovon ich aber erst viel später und nur zufällig erfuhr.

In Berlin verbrachten Albi und ich nach der Rückkehr aus Zechlin mehrere Tage. Vor der Humboldt-Universität erfolgte der Ausverkauf der sozialistischen Literatur. Klassiker wie Marx und Lenin waren beinahe gratis zu haben. Ich erstand einige Bücher von Christa Wolf. 1980 war *Nachdenken über Christa T.* erschienen. War es in der DDR auch gelesen worden? Christa T. ist eine literarische Figur, doch manche Zitate aus Tagebüchern, Skizzen und Briefen sind authentisch von Christa Wolf. Das Thema des Buches ist der Konflikt einer jungen Frau zwischen Selbstentfaltung und den Ansprüchen der sozialistischen Gesellschaft. Es handelt vom Traum einer menschlicheren, aufrichtigeren Gesellschaft. Christa sagte Ja zum Sozialismus – aber sie meinte einen Sozialismus mit hohen menschlichen und sozialen Ansprüchen. Diese sah sie im «real existierenden Sozialismus» nicht mehr verwirklicht.

Wir sammelten Prospekte und Material für den Fall, dass unser Reiseprojekt zustande kommen würde. Mit vielen Unterlagen beladen kehrten wir nach Zürich zurück. In der Folge organisierten wir für die Naturfreunde-Reisen eine Kultur- und Wanderwoche in der Mark Brandenburg. Mit der Bahn ging es nach Potsdam, Berlin, Rheinsberg und dann weiter in den Norden nach Zechlin, wo wir bei Herrn und Frau Gutenmorgen im leerstehenden Betriebsferienheim Beckersmühle des ehemaligen Wälzlagerwerks Leipzig die Schlafräume belegten. Auf dem Zechliner See kamen die Boote zum Einsatz und mit den herumstehenden Fahrrädern kurvten wir auf dem sandigen Boden

durch die Wälder. Es waren nicht mehr die neuesten DDR-Modelle, und mit nur drei Gängen waren die Ausflüge trotz topfebenem Gelände manchmal beschwerlich.

Mit gemischten Gefühlen reagierte unsere Schweizer Gruppe auf die Erlebnisse in der ehemaligen DDR. Gewöhnt an den Komfort von Dreisternehotels, mussten sich unsere Gäste im ehemaligen Arbeitererholungsheim Beckersmühle in Zimmern mit vier oder fünf Betten einrichten. Die Toiletten und Duschen waren Gemeinschaftseinrichtungen und das Gepäck wurde nicht auf das Zimmer gebracht. Doch das waren Nebensächlichkeiten. Ausser uns waren keine anderen Gäste anwesend und wir erfuhren, dass wir als erste Gruppe nach der Wende den Weg hierher gefunden hatten. Mit dem Zusammenbruch der DDR war der Betrieb stillgelegt worden. Detlev und Birgit Gutenmorgen waren 1989 mit ihren beiden schulpflichtigen Kindern vom Erzgebirge nach Zechlin-Dorf gekommen und hatten die Beckersmühle übernommen. Abends sassen wir mit unseren Gastgebern zusammen und liessen uns in die unergründlichen Geheimnisse der Gauss-Bürokratie einweihen.

Ohne das Risiko zu scheuen, hatte das Ehepaar Gutenmorgen in das alte Haus investiert. Nach langwierigen Verhandlungen konnten sie 1995 das Anwesen zu einem günstigen Preis kaufen. Mittels moderner Werbung machten sie die Beckersmühle zu einem attraktiven Ausflugsort. Sie boten Firmenessen an, Räume für Seminare und Tagungen. Mit den Jahren gingen viele Anerkennungspreise ein, so der erste Preis der Mark Brandenburg für das «freie Unternehmertum». Zechlin liegt heute im weiteren Einzugsgebiet von Berlin. Unsere Wanderwochen waren im Naturfreunde-Reiseprospekt unter dem Titel «Auf den Spuren Fontanes» ausgeschrieben worden. Von 1991 bis 1993 führten wir jeweils im April eine Reise mit zwölf bis fünfzehn Teilnehmenden durch. So wurden wir Zeugen der Veränderungen auf dem Weg zur «deutschen Einheit».

Die vielen kleinen Seen luden zu lustvollen Wanderungen ein. Hin und wieder stiessen wir auf eine einfache Jausenstation. Es gab kaum Wanderkarten und öfters verloren wir trotz Kompass die Orientierung. Einmal gerieten wir in ein von den Russen abgegrenztes Sperrgebiet. Lastwagen und Transporter standen herum und uniformierte Soldaten waren tätig. Ein Vorgesetzter eilte sogleich herbei und fragte nach unserem Begehren. Er begriff, dass wir uns verirrt hatten, und dank der guten Karte, die der Offizier besass, machte ihm Albi (der für die Wanderungen zuständig war) klar, wohin wir wollten. Der Militär organisierte zwei geschlossene Geländewagen mit Fahrer, die uns über holperiges Gelände zur Beckersmühle zurückbrachten.

Nicht einig war sich die Gruppe in den Diskussionen. War das nun positiv, dass der westliche Fortschritt durch den Sozialismus verhindert worden war? Alles war noch wie in den Fünfzigerjahren, aber der bescheidene, im Sozialismus gesicherte Lebensstandard war in Frage gestellt. Wir kamen mit Menschen ins Gespräch, die sagten, dass vor der Wende alles besser gewesen sei. Sie hätten ihre sichere Arbeit gehabt und ihre Renten. Nun sei alles stillgelegt und man wisse nicht, wie es weitergehen würde.

Arbeit in politischen Strukturen

1972 war ich in die Sozialdemokratische Partei der Schweiz eingetreten. Der neu gegründeten PÖCH, einem Zusammenschluss von 68er-Organisationen, hätte ich wohl ideologisch näher gestanden. Doch nun wollte ich in Strukturen mitarbeiten, die auch politischen Einfluss ausüben vermochten. Und diese Möglichkeit war in der SP nach der Annahme des Frauenstimmrechts im Jahr 1971 gegeben.

Die Kreispartei 7, der ich nun angehörte, war eine Gruppe von jungen, lebhaften Menschen. In dieser Sektion hatten sich nach 1968

viele Studenten zusammengefunden. Die thematisch organisierten Monatsversammlungen waren immer anregend und die Diskussionen verliefen oft kontrovers. Und ständig wurden politische Aktionen vorbereitet, für die freiwillige Helfer gesucht waren, wie das Sammeln von Unterschriften für neue Volksinitiativen oder Stand- und Flugblattaktionen vor den Wahlen. Die SP entsandte auch Vertreter in die Schulaufsicht. Dort gab es dauernd Vakanzen und so wurde ich gleich in die Kindergartenkommission der Schulpflege Zürichberg gewählt. Obschon meine Kinder dieser Entwicklungsphase längst entwachsen waren, nahm ich die neue Aufgabe mit Ernsthaftigkeit und mit Vergnügen wahr.

Der Kindergarten gab zu jenem Zeitpunkt viel zu reden. Es standen Reformen an, und ein Vorstoss zur Kantonalisierung des Kindergartens lag vor. Dass der Besuch obligatorisch auf zwei Jahre festgelegt werden sollte, war umstritten. Zudem lag eine Planstudie von Jürgen Reichen, einem Mitarbeiter der Bildungsdirektion des Kantons Zürich, vor. Im Mittelpunkt dieser Studie stand die «basale Begabungsförderung». Damit sollte die Frühförderung der Kinder angestrebt werden. Die Studie beinhaltete die Trias Sozialverhalten-Sprache-Denken, womit sich das Konzept abhob von der bisherigen Auffassung, der Kindergarten sei eine Institution, die unabhängig von schulischen Elementen eine Erziehungshilfe besonders durch Erzählung und Spiel anbieten sollte.

Diese Absicht schürte bei vielen Kindergärtnerinnen Ängste vor einer Verschulung des Kindergartens. Der Freiraum Kindergarten in seiner ursprünglichen Form schien gefährdet. Zur Volksabstimmung kam schliesslich die Kantonalisierung sowie die «basale Begabungsförderung» – und wurde abgelehnt. Die Planstudie war ungenügend vermittelt worden und die geplante Frühförderung der Kinder hatte in der Bevölkerung zu viele Fragen offengelassen.

In der Folge entstand unter den Kindergärtnerinnen Bewegung. Deren Berufsverband hatte 1969 im Kanton Zürich eine pädagogische Kommission für Entwicklungsfragen geschaffen. Dieses Gremium erarbeitete den Rahmenplan für die Erziehungs- und Bildungsarbeit. Die Thematik interessierte mich, und mit einem Artikel unter dem Titel «Ist der Freiraum Kindergarten gefährdet?» nahm ich im *Tages-Anzeiger* Stellung.

Der grosse Einsatz der Kindergärtnerinnen in ihrer täglichen Arbeit beeindruckte mich. Andererseits war ich immer wieder erstaunt über die geringe politische Sensibilisierung dieser Berufsgruppe. Eine Tagung des Gottlieb-Duttweiler-Instituts in Rüschlikon brachte Klärung. Ausgangspunkt bildete der Rahmenplan Kindergarten des Berufsverbandes der Kindergärtnerinnen. Dieser hielt fest, dass sich der Erziehungs- und Bildungsauftrag grundsätzlich nicht geändert habe. Es gelte aber, die neuesten Forschungsergebnisse der Entwicklungs- und Lernpsychologie einzubeziehen. Dies zielte insbesondere auf die Begabungsförderung in der Vorschulerziehung. Ich lehnte diese Forderung nicht grundsätzlich ab, war aber der Meinung, dass sich der Erziehungs- und Bildungsauftrag des Kindergartens weiterhin von dem einer leistungsbezogenen Vorschule unterscheiden und bewusst auf eine Vorwegnahme von schulischen Lerninhalten verzichten sollte.

Auch heute noch ist der Umbau des traditionellen Kindergartens aktuell. Ich denke an die Basisstufe oder Grundstufe, also die Zusammenlegung des Kindergartens mit der ersten und zweiten Primarschulklasse. In unserem demokratischen System bedürfen diese Reformprozesse einer aufwendigen Vermittlungsarbeit. In der Regel verlaufen sie eher zähflüssig. Durch die rasante gesellschaftliche Entwicklung sind die Reformen bei ihrer Einführung oft schon überholt. Dabei wäre es wichtig, den neuen Rahmenbedingungen Rechnung zu tragen, um Veränderungen des Umfeldes adäquat begegnen zu können.

Nach vier Jahren in der Kindergartenkommission rückte ich in die Bezirksschulpflege nach, der die Aufsicht über die Volksschule unter der Ägide der kantonalen Bildungsdirektion oblag. Dieses Gremium umfasste knapp vierhundert Mitglieder. Es funktionierte nach dem Milizsystem und war proportional zur Parteienstärke zusammengesetzt. Dass ich dieser Behörde zwanzig Jahre treu bleiben würde, hätte ich mir damals nicht träumen lassen. Besonders attraktiv war für mich dieses Amt auch, weil ich meine Arbeitszeit frei einteilen konnte. Pro Schuljahr hatte ich eine bestimmte Anzahl Schulbesuche zu tätigen und am Ende des Schuljahres musste ich die Visitationsberichte verfassen. Dass die Schulaufsicht bis zur Einführung des Frauenstimmrechts ausschliesslich von Männern wahrgenommen worden war, belegten die dicken Visitationsbücher, in die jeder Besuch eingetragen werden musste. Diese Bücher wurden in jedem Schulhaus aufbewahrt und sind historische Zeugen für die Spuren, die sich hier manch späterer Kommunal- und Bundespolitiker abverdient hat.

Mehrmals kandidierte ich auf der Liste der SP für den Kantonsrat. Einer dieser Wahlkämpfe ist mir besonders lebendig in Erinnerung geblieben. Eines Tages war ich zuhause mit dem Wäschekorb auf den Armen in die Waschküche unterwegs und übersah den untersten Treppenabsatz. Ich stolperte und fiel mit voller Wucht auf eine Ecke der Steintreppe. Ich verletzte mich an der Achsel und musste mich ärztlich behandeln lassen. Einmal lag ich gerade in einer Wärmepackung und schwitzte – da läutete das Telefon. Albi richtete mir aus, dass die SP-Kandidaten für den Wahlkampf am Kreuzplatz auf mich warteten. Diesen Fototermin für das Wahlplakat hatte ich vollkommen vergessen. Schwitzend und völlig durcheinander fuhr ich mit dem Taxi zum Kreuzplatz. Da stand die ganze Crew der SP-Sektionen 7 und 8, doch es fiel kein Wort. Unfähig zu einer Entschuldigung stellte ich mich nach den Anweisungen des Fotografen in die Reihe.

Dass ich so verwirrt war, hatte noch eine andere Ursache, die ich damals niemandem erzählte: Barbara, unsere jüngste Tochter, war mit ihrem Freund aus Tansania zurückgekehrt und litt nach wenigen Tagen an Schüttelfrost. Es war Frühling, das konnte keine Grippe sein. Der Verdacht auf Malaria war naheliegend und die Hausärztin überwies Barbara zur Abklärung ins Spital. Die Diagnose war mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Gegen Abend, wenn das Fieber wieder anstieg, musste im richtigen Moment das Blut zur Untersuchung entnommen werden. Warum das nicht klappte, erklärte uns der Arzt nach mehreren Tagen des Bangens und zunehmender Nervosität. Jeder Malariatypus weise eine bestimmte Fieberkurve auf. Man müsse annehmen, dass sich zwei verschiedene Typen von Malaria überlagerten, die die Kurve verfälschten. Allabendlich standen Albi und ich am Krankenbett unserer Tochter. Sie hatte hohes Fieber und war kaum ansprechbar. Sie wirkte von Tag zu Tag fragiler. Eines Nachts träumte ich, dass sie uns entschwände. Nach mehreren Tagen gelang die Blutentnahme im richtigen Moment. Einer der beiden Malariatypen war die häufig tödlich verlaufende Tropica. Nun konnte endlich die Behandlung eingeleitet werden – doch die Besserung blieb aus.

Gewisse Malariaerreger erwiesen sich gegen die Medikamente resistent. Als Alternative wurde – wie früher üblich – eine Behandlung mit geringsten Mengen Chinin durchgeführt. Diese war zu unserer grossen Erleichterung dann doch erfolgreich, und Barbara wurde wieder gesund. Noch heute empfinde ich Dank gegenüber Professor Hans Zollikofer vom Spital Zollikerberg (damals noch Spital Neumünster), der unserer Tochter das Leben gerettet hat.

Zurück zur Politik: Es war der letzte Wahlkampf, für den ich mich zur Verfügung stellte. Inzwischen war mir klar geworden, dass es mir eher entsprach, an einem Thema länger und vertieft zu arbeiten, als aktuelle und kurzlebige Politik zu machen.

Im Herbst 1982 konstituierten wir in der Partei die SP-Bildungskommission. Wir gruben das Konzept für die parteiinterne Bildung aus und machten uns daran, die Wurzeln der sozialdemokratischen Bildungsarbeit freizulegen. Der Druck der nationalen Integration in den Dreissigerjahren und im Zweiten Weltkrieg hatte die Bemühungen der SPS um ihre politische Bildungsarbeit einschlafen lassen. Auch die Zeit des Kalten Krieges war dafür nicht günstig gewesen.

Dabei hat die Arbeiterbildung eine lange Tradition. Bereits in der frühsozialistischen Bewegung des 19. Jahrhunderts (in der Schweiz vertreten durch den 1838 gegründeten Grütliverein) wurde die Bedeutung der Bildungsarbeit für die Veränderung der Gesellschaft erkannt. Im Anschluss an den liberalradikalen Bildungsoptimismus erklang der Slogan «Durch Bildung zur Freiheit». Der Aufbau lokaler, regionaler und nationaler Organisationen in der Partei und in den Gewerkschaften um 1900 erlaubte eine Koordination der Bildungsarbeit auf gesamtschweizerischer Ebene. 1912 wurde der Schweizerische Arbeiterbildungsausschuss geschaffen und 1922 entstand die Schweizerische Arbeiterbildungszentrale, die von Mitgliedern des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes und von Delegierten der SPS geleitet wurde.

Von der neu geschaffenen SP-Bildungskommission wurde viel erwartet. Die Bildungsarbeit sollte dazu dienen, sozialistisches Gedankengut in der Partei zu vermitteln und die parteiinterne Demokratie zu fördern. Auch sollte sie zur Integration der stark zersplitterten Partei beitragen. Durch unser Tun stiessen wir auch auf die Frauenfrage. Von allen grossen Parteien war die SP die einzige, welche die volle Gleichberechtigung der Frau sowie ihre Befreiung von jeder Abhängigkeit und Unterdrückung in ihr Programm aufgenommen hatte. Die sozialdemokratische Frauenbewegung berief sich auf August Bebel und Klara Zetkin, die die Revolution als einzigen Weg zur Frauenbefreiung gesehen hatten. Sie erfasste die Frauenfrage im

Lichte des Historischen Materialismus als wichtigen Teil der allgemeinen sozialen Frage. Ihr Handeln wurde von der Auffassung geleitet, dass nur der revolutionäre Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft und die Verwirklichung des Sozialismus den Frauen ein voll erblühendes und sich auswirkendes Menschentum bringen werden. Bebel und Zetkin traten Hedwig Dohm, Anton Dodel und andere entgegen. Sie standen für die Notwendigkeit eines selbständigen Kampfes der Frauen gegen patriarchalische Unterdrückung ein. Sie sahen in der wirtschaftlichen Befreiung des Menschen keinen Garanten für die Befreiung der Frau aus ihrer geschlechtsspezifischen Unterdrückung. In der Bildungskommission wurde mit grossem Elan gearbeitet, und noch immer erscheint halbjährlich das SPS-Bildungsprogramm mit aktuellen Angeboten.

Seit dem Bestehen der Bezirksschulpflege war es so, dass deren Präsidium in bürgerlichen Händen lag und das Vizepräsidium den Sozialdemokraten zufiel. Von der SP-Fraktion wurde ich angefragt, ob ich bereit wäre, dieses Amt zu übernehmen. Der Telefonanruf kam am Vorabend einer Reise mit den Naturfreunden nach Kalifornien und ich sagte, dass ich es mir überlegen würde. Warum nicht? Ich konnte mir vorstellen, dieses Amt kompetent auszuführen, und nach unserer Rückkehr sagte ich zu. Mit einem guten Resultat wurde ich gewählt, und bald kannte ich mich in den kleinen und grossen Intrigen aus, die das neue Amt umspannten. Irgendwann wurde unsere Fraktion übermütig, und wir strebten erstmals das Präsidium der Bezirksschulpflege an. Die Bürgerlichen empfanden unser Vorpellen als Palastrevolution und mobilisierten ihre Anhänger. Wir unterlagen relativ knapp, doch hatten wir uns mit einem Achtungserfolg Respekt verschafft. Das Vizepräsidium war ich nun los, eine FDP-Kandidatin wurde meine Nachfolgerin. Dafür wurde ich Präsidentin einer der beiden Rekurs- und Beschwerdekommisionen, die ich während zwölf

Jahren leitete. Diese Arbeit machte ich wirklich gerne. In der Kommission, die jeweils auf vier Jahre gewählt wurde, sassen Vertreterinnen und Vertreter aller Parteien. Jährlich gingen über dreihundert Reklame und Beschwerden ein. Trotz politisch unterschiedlichen Meinungen schafften wir es über die Parteigrenzen hinweg, in gutem Einvernehmen konstruktive Lösungen für die anstehenden Probleme zu finden.

Als Vizepräsidentin und auch später in der neuen Funktion war ich Mitglied des Büros der Bezirksschulpflege. Manchmal kam es in diesem Gremium zu richtigen Eclats. Die vierzehntäglichen Sitzungen verliefen wie Rituale, immer nach demselben Schema. Meine Parteikollegin Monika Kürsteiner und ich waren empört, dass alle Korrespondenz ausschliesslich mit männlicher Anrede geführt wurde – obwohl doch die Mehrheit der Lehrkräfte in der Volksschule weiblich war. Wir gaben unserer Empörung Ausdruck und machten uns in diesem vorwiegend männlich besetzten Gremium unbeliebt. Doch nach dem Motto «Steter Tropfen höhlt den Stein» gab es eines Tages einen Bürobeschluss, der besagte, dass die männliche und die weibliche Anrede einzuführen sei. Auch wenn dadurch keine Revolution ausgelöst wurde, freuten wir uns über diesen kleinen, aber symbolischen Erfolg.

1992 wurde Hans Wehrli als Kandidat der Freisinnigen in den Stadtrat gewählt und übernahm das Schulamt. Die Tagungen der Schulpflege boten ihm ein Podium, seiner Besorgnis über den Zustand eines Teiles der Zürcher Lehrerschaft Ausdruck zu geben. Zehn Prozent der Lehrerinnen und Lehrer seien «faule Eier», hatte er kurz nach seiner Wahl öffentlich kundgetan. Die Reaktionen blieben nicht aus – und sie waren heftig. Das *Tages-Anzeiger-Magazin* gab mir die Möglichkeit zu einer Stellungnahme. In einem offenen Brief reagierte ich genüsslich und nicht ohne Ironie auf das Vorpreschen des neuen

Schulvorstands. Die nächste Bürositzung fand wie immer im Bezirksgebäude statt, wo der Präsident unserer Behörde, der freisinnige Ferdinand Hürlimann, als Bezirksrichter amtete. Diese Sitzung sollte nun zu einer Abrechnung mit mir werden. Ich war zunächst ahnungslos, merkte aber, wie die Stimmung merklich unterkühlt war. Jedes Büromitglied hatte meinen Magazin-Beitrag zuoberst auf seinem Aktenstoss liegen. Auf dem Tisch lag noch ein weiterer Stapel Kopien. Unter dem Traktandum «Verschiedenes» schritt man dann zu Gericht mit mir. Hürlimann holte zu einem juristischen Plädoyer aus; er warf mir vor, dass ich im Namen der Behörde geschrieben hätte, und verlangte Sanktionen. Ich war damals noch Vizepräsidentin der Behörde und hatte den Artikel tatsächlich mit meiner Funktion gezeichnet. Ich blieb jedoch ziemlich cool, denn ich hatte mich juristisch abgesichert.

Die Diskussion wollte kein Ende nehmen, und der Leerlauf war vorprogrammiert. Beschlossen wurde, dass Hans Wehrli als Referent zur nächsten Plenarversammlung der Bezirksschulpflege eingeladen werde. Am Tag der Versammlung ging ich spontan auf den Schulvorstand zu und stellte mich vor. Seine Reaktion war verblüffend. Er bezeichnete diese Form der Auseinandersetzung als legitim und sagte, dass er die ganze Aufregung nicht verstehe. Der FDP-Schulvorstand zeigte wirklich Humor und auch bei weiteren Begegnungen pflegten wir einen guten und kritischen Gedankenaustausch. Die Frustrationstoleranz in der Behörde war demgegenüber weiterhin sehr gering. Oft ging es lediglich um persönliches Prestige und um falsche Harmonie. Kritische Einwände wurden als Störung im Arbeitsablauf empfunden – und das von Menschen mit einem überdurchschnittlich gefüllten Bildungsrucksack!

Albi bildete für mich immer eine wichtige Stütze im Hintergrund. Er war jedem Duckmäusertum abgeneigt und befürwortete meine offensive Art. Unser gemeinsames Leben verlief ruhig. Wir hatten bei-

de einen erfüllten Alltag und es entstand eine gute Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Zweimal wöchentlich sah ich meine Analysandinnen und Analysanden und regelmässig ging ich in die Kontrollanalyse. Dann galt es die Vorbereitungen für die Sitzungen der Rekurs- und Beschwerdekommision zu treffen, die üblicherweise anspruchsvoll und zeitraubend waren. Ich musste viel lesen und schreiben. Und dann waren auch immer wieder die Schulbesuche fällig.

Während den letzten vier Jahren meiner Tätigkeit in der Bezirksschulpflege war ich für den Visitationskreis «Ausserkantonale Schulheime» der Stadt Zürich zuständig. Dies war eine interessante Aufgabe. Ein Beschluss des Zürcher Stadtrates im Jahr 1998 verlangte die Privatisierung der sechzehn städtischen Kinder- und Jugendheime. Argumentiert wurde, dass immer mehr ambulant gearbeitet werde und stationäre ausserkantonale Platzierungen hinfällig würden. Das wirkliche Motiv aber waren die Sparmassnahmen.

Die Vorlage kam vor das Volk und wurde angenommen. Die auswärtigen Schulheime waren die «Sonnhalde» in Celerina, das «Rivapiana» in Minusio, das Schulheim in Flims sowie der «Rosenhügel» in Urnäsch. Diese Institutionen wurden souverän und mit grosser Fachkompetenz geführt und boten Kindern mit Verhaltens- und Schulschwierigkeiten die Chance einer Integration in die Gesellschaft. Die gezielte schulische Förderung bewirkte, dass viele Kinder zu gegebener Zeit den Anschluss an die Regelklasse mühelos schafften. Mein Besuch, zweimal jährlich, in diesen Institutionen war für mich jeweils ein Erlebnis. Die echte Bereitschaft der Betreuungs- und Lehrpersonen und der herzliche und konsequente Umgang mit den Kindern beeindruckten mich immer wieder von Neuem. Ich denke an die ersten Besuche auf dem «Rosenhügel» in Urnäsch, wo Kinder mit leichten geistigen Behinderungen untergebracht sind. Nach jedem Besuch ging ich zufrieden und unbeschwert von dannen.

Auf dem «Rosenhügel» wurde viel gelacht. Die vorherrschende Heiterkeit, das affektive Miteinandersein vermittelte, dass es ausser den Kopfleistungen auch noch andere Werte gab. Heute besteht das Schulinternat «Sonnhalde» in Celerina nicht mehr. An seinem Platz ist eine Terrassensiedlung im Entstehen. Das Schulheim in Minusio steht leer, der Kanton Tessin hatte kein Interesse an einer Übernahme. Vorher war die Stadt Zürich ein grosszügiger Arbeitgeber gewesen und hatte alljährliche Defizitgarantien geleistet. Der Aufbau dieser Institutionen – Zeugen einer fortschrittlichen Sozialpolitik – ging denn auch auf die Zeit des Roten Zürich zurück.

Nach der Volksabstimmung wurde die Privatisierung realisiert. Die Schulheime wurden mit den anderen Kinder- und Jugendheimen zusammen in eine Stiftung überführt. Die Umstrukturierung hatte Turbulenzen und Verunsicherungen ausgelöst, entsprechend wurde es ein arbeitsintensiver und belastender Prozess. Im Geschäftsbericht 2006 der Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime konnte man über die erfolgreiche Privatisierung nachlesen: «Die Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime – jung und in der Geschichte der Stadt Zürich verwurzelt.»

Die 80er-Jugendbewegung

Oft wurde gesagt, die Jugendbewegung von 1980 sei völlig unpolitisch gewesen, die Jungen seien aus purer Lust und Freude an Opposition und Gewalt auf die Strasse gegangen. Ich hielt diese Einschätzung von allem Anfang an für puren Unsinn. Ausgangspunkt war der Kampf der Jugendbewegung für ein Autonomes Jugendzentrum (AJZ). Die Forderung nach einem Jugendhaus war in Zürich schon seit Jahrzehnten aktuell. In den Siebzigerjahren hatte SP-Stadträtin Emilie Lieberherr das Schindlergut als Jugendzentrum freigegeben,

dieses aber nach kurzer Zeit wieder geschlossen. 1977 war in einer Volksabstimmung beschlossen worden, die Rote Fabrik als Kultur- und Begegnungszentrum der Bevölkerung zu überlassen. Die alte Fabrik war dann tatsächlich eine Zeitlang als alternatives Kulturzentrum im Gespräch gewesen, dann aber dem Opernhaus als Lager für Kulissen zur Verfügung gestellt worden.

Am 12. März 1980 konstituierte sich die Aktionsgruppe Rote Fabrik. Es wurde ein Non-Profit-Fest beschlossen und der Stadtrat schriftlich um die Benützung der Aktionshalle angefragt. Der Entscheid des Stadtrates war abschlägig. In der Folge etablierte sich die Interessengemeinschaft Rote Fabrik, die von nun an konsequent für ihre Interessen kämpfte. Die erfolglosen Verhandlungen, die nicht eingehaltenen Versprechungen und die Hinhaltetaktik der Politiker erschöpften die Geduld der Jungen und schürten ihre Wut. Während die Stadt Zürich für die traditionellen Kulturinstitute jährlich mehr als sechzig Millionen Franken ausgab, vernachlässigte sie die Forderungen der alternativen Gruppierungen nach Freiräumen zur Entfaltung nichtkommerzieller Kultur. Für diesen Bereich wurden lächerlich kleine Beiträge lockergemacht. An einer millionenteuren Vorlage des Stadtrates für die Renovation des Opernhauses machte sich dann der Widerstand fest. Am 30. Mai 1980 pilgerten Tausende von Jugendlichen ins Hallenstadion, um ein Konzert von Bob Marley zu hören. Im Anschluss an das Konzert begab sich ein Teil der Konzertbesucher in die Innenstadt. Vor dem Opernhaus kam es schliesslich zur Eskalation. Seitens der Jugendlichen flogen Eier und Pflastersteine und die Polizei antwortete mit Tränengas und Gummigeschossen – Staatsgewalt gegen Strassengewalt. Dies war der offizielle Auftakt der «Bewegig», wie sich die Zürcher Jugendbewegung in den folgenden Jahren nannte.

Ein heisser Sommer stand bevor. Originelle Schlagworte wie «Packedis in Zürich» und «Freiheit für Grönland» begannen zu zirkulieren. Damit wurden zwei Themenkreise angeschnitten – die über-

kommene Jugendpolitik und das Verhältnis der nicht angepassten Jugend zum Rechtsstaat. Die Parteigremien der SP reagierten zum Teil heftig und mangels programmatischer Grundlagen auch hilflos. Unter dem Namen «Opernhauskrawall» lieferten die Ereignisse den Medien Schlagzeilen und gingen in die Zürcher Geschichte ein. Es gab viel Aktionismus und unglaublich viel wurde geschrieben. Je nach politischem Standpunkt gab es in dieser stürmischen Zeit die verschiedensten Facetten der Betroffenheit. Ich wühle in Stapeln vergilbter Papiere. Ich recherchiere und sortiere – und beschliesse, mich auf wenig Selbsterlebtes und -erfahrenes zu beschränken.

In der SP blieb die Jugendpolitik seit 1968 ein vernachlässigtes Thema. Als staatstragende Partei war die SP in der Jugendbewegung nicht besonders beliebt. Das Thema hatte bereits zwölf Jahre früher anlässlich des Globuskrawalls für Zündstoff gesorgt und innerhalb der SP Ängste vor einer Polarisierung wachgerufen. Und obwohl die Jugendpolitik in der SP damals als eine der Prioritäten der Geschäftsleitung galt, hatte dazu keine Debatte stattgefunden.

Nun erzwangen die Ereignisse auf der Strasse eine politische Stellungnahme der Sozialdemokraten. Lange aufgeschobene Fragen wurden in der Partei plötzlich aktuell: Was bedeutet die Forderung nach einem autonomen Jugendhaus? Ist sie berechtigt? Und was bedeutet Autonomie? Hiess das die Schaffung von Bereichen und Räumen, welche ausserhalb der Ordnung unseres Rechtsstaates liegen? Oder meinte diese Forderung Selbstverwaltung im Rahmen der bestehenden Rechtsordnung?

Unbegreiflich war, warum die Reaktionen der Erwachsenenwelt und der Behörden auf den Jugendprotest so verständnislos waren – genauso wie schon beim Globuskrawall von 1968. Liess das darauf schliessen, dass es sich um ein gesamtgesellschaftliches, viel tiefer liegendes Problem handelte? Wurde mit diesem Protest etwas zum Ausdruck gebracht, das für alle Jugendlichen Gültigkeit hatte, oder

war davon nur ein Teil der Jugendlichen betroffen? Heftige Diskussionen erschütterten und polarisierten die SP. Fragen über Fragen stellten sich. Es galt einen Meinungsbildungsprozess voranzutreiben, doch die Ansichten drifteten stark auseinander. Die einen sahen die protestierenden Jugendlichen als einen Haufen von Chaoten, die endlich einmal richtig arbeiten sollten. Andere sahen in ihr eine ernstzunehmende politische Bewegung, deren Sprache man nicht verstand – die aber auf ihre Art das Krankheitsbild dieser Gesellschaft offenbarte. Die Frage, die sich der Partei schlussendlich aufdrängte, lautete: Brauchen wir eine sozialdemokratische Jugendpolitik?

Der – von einer bürgerlichen Mehrheit dominierte – Stadtrat von Zürich hatte wiederholt erklärt, dass er die Liegenschaft Limmattstrasse 18/20 als Jugendhaus zur Verfügung stelle, sofern sich eine Trägerschaft finde. An einer stürmisch verlaufenden Delegiertenversammlung erhielt die Geschäftsleitung der SP-Stadtpartei den Auftrag, sich als Vermittlerin in die blockierten Verhandlungen zwischen Stadtrat und Jugendbewegung einzuschalten. Der damalige Präsident der Stadtpartei, Hardy Fünfschilling, bot dem Stadtrat an, im Einverständnis mit der Jugendbewegung die Trägerschaft für die leerstehende Liegenschaft Limmattstrasse 18/20 zu übernehmen. Dort sollte das AJZ entstehen. Die SP wollte die Trägerschaft so lange wahrnehmen, bis die Jugendlichen selbst eine Organisation aufgebaut hätten. Nach langwierigen Verhandlungen kam am 27. Juni 1980 ein Vertrag zustande, der jenen Freiraum garantierte, der für den Aufbau benötigt wurde. Die Schlüsselübergabe fand am darauffolgenden Samstag um dreizehn Uhr statt. In einer Pressemitteilung der SP der Stadt Zürich wurde festgehalten, dass die SP in einer Situation eingegriffen habe, in der direkte Beziehungen zwischen dem Stadtrat und der Jugendbewegung unmöglich geworden waren. Es wurde betont, dass die SP sich nie vor, dafür aber deutlich hinter die Jugendbewegung stellen

werde, um ihr den nötigen Freiraum zu sichern. Zu diesem Zeitpunkt habe die Partei Handeln als politische Notwendigkeit erachtet und durch ihr Vorgehen politische Verantwortung übernommen. Mit diesem Statement ging es der SP darum, ein konkretes Zeichen zu setzen und in der Jugendpolitik Position zu beziehen.

Es entstand eine Arbeitsgruppe Limmatstrasse. Zwischen Mitgliedern der SP-Geschäftsleitung und einigen Stadträten wurde verhandelt. Gesucht waren Lösungen für die anstehenden Probleme: die Drogen, die Obdachlosen und die vermissten Jugendlichen, die im AJZ Unterschlupf fanden. Eine ad hoc gebildete AJZ-Renovationsgruppe kam zu dem Schluss, dass in drei Wochen das Gesamtbudget von hunderttausend Franken verbaut sein würde. Emilie Lieberherr als Vorsteherin des Sozialamtes wollte sich dafür einsetzen, dass aus dem Jugendhausfonds – für den auch ich und Albi seinerzeit gesammelt hatten – zusätzliches Geld für das AJZ zur Verfügung gestellt werde. Stadtrat Hans Frick war bereit, künftig telefonische Gesuche für Demonstrationsbewilligungen zu akzeptieren. Laut Protokoll informierte ein Anwesender in der Arbeitsgruppe Limmatstrasse über ein Gespräch mit Kommissar Schönbächler vom Kriminalkommissariat. Dieser habe versichert, dass die Polizei im AJZ nicht eingreifen würde – sofern keine Strafanzeigen vorlägen und nicht mit harten Drogen gehandelt würde. Die Arbeitsgruppe soll sich auf die Weiterführung der Gespräche geeinigt haben, doch wie die weiteren Ereignisse zeigten, waren die Absprachen unverbindlich. Nur zwei Wochen nach dem hoffnungsvollen Start wurde der Aufbauprozess im AJZ am 12. Juli 1980 durch einen unerwarteten Polizeieinsatz unterbrochen. Man muss annehmen, dass dieser Polizeieinsatz nicht durch den Gesamtstadtrat, sondern unter Druck der bürgerlichen Politiker auf Polizeivorstand Hans Frick durchgeführt worden war.

Es gab zahlreiche Verhaftungen von Jugendlichen. Die Bewegung rief für den 1. August zu einer Grossdemo auf dem Sechseläu-

tenplatz auf und forderte Amnestie für die Verhafteten. Diese Verhaftungen sollten ein Dauerbrenner werden – die Jungen wurden herein genommen, ausgequetscht und wieder laufen gelassen. Es handelte sich immer um die gleichen Delikte wie Landfriedensbruch, Konsum von und Kleinhandel mit Drogen, kleine Einbrüche usw.

Noch stand man den Auswüchsen des Drogenkonsums relativ hilflos gegenüber. Erst ein paar Jahre später – 1985 – sollte der Verein Schweizerischer Drogenfachleute ein Amnestiebegehren vorlegen. Lilian Uchtenhagen, Juristin und SP-Nationalrätin, hatte dazu Stellung bezogen und ein Papier über ihr geplantes Votum im Parlament zirkulieren lassen. Eine Amnestie in dieser Form fand sie nur sinnvoll, wenn sie gestaffelt erfolge und durch eine Reihe flankierender Massnahmen begleitet werde. Uchtenhagen versuchte einsichtig zu machen, dass Süchtige Kranke sind, die Hilfe und Therapie brauchen. Darum forderte sie grundlegende Massnahmen, um das Drogenproblem als Ganzes in den Griff zu bekommen.

1986 legte die Jugendpolitische Kommission der SP Schweiz konkrete Vorschläge für ein drogenpolitisches Konzept der SPS vor. Einleitend wurde festgestellt, dass das Betäubungsmittelgesetz von 1975 den Drogenmissbrauch nicht eindämmen konnte und Rauschgiftabhängige in Dauerkonflikt mit den Strafnormen bringe. Tatsache sei auch, dass die Strafandrohung weder auf Einsteiger noch auf Abhängige hinreichend abschreckend wirke und dass das Betäubungsmittelgesetz nicht die Grossdealer, sondern nur die Drogenkonsumenten mit ihrer Beschaffungskriminalität treffe. Es wurde darauf hingewiesen, dass das Cannabis-Verbot bei gleichzeitiger Freizügigkeit für Alkohol und Nikotin letztlich nicht zu rechtfertigen sei.

Einen Ausweg aus dieser Situation sah man nur in der Teil-Entkriminalisierung. Das grösste Problem bei den Drogen bestehe nicht in der Gefahr der Abhängigkeit, sondern im Schwarzmarkt mit allen

Begleiterscheinungen. Die wichtigste Forderung lautete daher: Der Drogenkonsum sowie der Kleinhandel mit weichen Drogen soll straf- frei werden. Ferner sollen die Strafmasse für Drogenhandel herabge- setzt und Methadonprogramme eingeführt werden. Politisch waren die Forderungen der Jugendpolitischen Kommission der SP nachvoll- ziehbar. Praktisch aber fragten wir uns, ob und wie sie umgesetzt wer- den könnten.

Das selbstverwaltete AJZ

Das AJZ wurde in der Liegenschaft Limmatstrasse 18/20 eröffnet. Seit der Eröffnung ging ich dort täglich ein und aus. Ich war neugierig und kam mit vielen Jugendlichen ins Gespräch. Ich bot ihnen meine Hilfe an und forderte sie auf, bei mir am Sihlquai 67 vorbeizukom- men. Viele scheuten sich nicht, dieses Angebot anzunehmen. Sie er- schienen mit offenen Rechnungen und Mahnungen. Häufig von Bankinstituten, bei denen sie einen Kleinkredit aufgenommen hatten und nun die Raten nicht zurückzahlen konnten. Die Papiere blieben bei mir liegen und oft liessen sich die Jungen danach auch nicht mehr blicken. Ich telefonierte mit Banken und Kleinkreditinstituten. Ich er- klärte und vermittelte und stiess auf erstaunlich offene Ohren. Nicht dass man auf die Rückzahlungen verzichtet hätte, aber in vielen Fäl- len wurden die Forderungen vorerst auf Eis gelegt.

Die Faszination der Gemeinschaft war gross. Das AJZ war wirk- lich ein Freiraum und der Einzelne wurde kaum belastet. Mit der Zeit vermochte nicht einmal mehr die jederzeit mögliche Polizeikontrolle Druck auszuüben. «Me wird ebe inegno» – man wurde verhaftet und dann nachhause oder ins Heim zurückgeschickt, aber danach konnte man ja wieder kommen. «Uf dä Kurve sii» (ausgerissen zu sein) war in. Wie lange schaffte man es? Mit gegenseitiger Unterstützung lange – nur wollte ich mich nicht täuschen lassen. Auch wenn das Abenteu-

erliche zur Kurvensituation gehörte, die psychische Grundverfassung dieser Jugendlichen war in der Regel eine verzweifelte. Viele hauten ab, weil sie unter Druck standen, weil zuhause oder am Arbeitsort etwas von ihnen erwartet und verlangt wurde, das sie überforderte. Dies konnten Schwierigkeiten und Probleme sein, die objektiv besehen mehr oder weniger gross waren. Es kann offenbleiben, wie die Verhältnisse wirklich waren. Das subjektive Erleben war entscheidend und bestimmte das Verhalten der Jugendlichen. Und darin kam häufig eine Aussichts- und Hoffnungslosigkeit zum Ausdruck, die im Gefühl gipfelte, dass man es nicht schaffe und dass es nicht mehr weitergehe. Fast durchwegs erlebten sich die jungen Menschen als ohnmächtig und ausgeliefert, als Opfer irgendwelcher Umstände, denen sie nicht gewachsen waren. Ich betrachtete die Kurvensituation als echte Krise junger Menschen und es schien mir wichtig, genau hinzuschauen. Nur so konnte ich als Aussenstehende Möglichkeiten zur Konfliktbewältigung aufzeigen und Hilfe anbieten.

Mitte Mai 1981 hatte sich der Stadtrat für die Schaffung einer AJZ-Einsatzgruppe zur Verstärkung der Trägerschaft ausgesprochen. In verschiedenen Gesprächen zwischen Vertretern der SP, die der Trägerschaft des Autonomen Jugendzentrums angehörten, und der stadträtlichen Delegation – bestehend aus Stadtpräsident Sigmund Widmer, Stadträtin Emilie Lieberherr und den Stadträten Hans Frick und Thomas Wagner – wurden die bestehenden Schwierigkeiten zur Kenntnis genommen. Es war klar, dass die auftretenden Probleme – wenn überhaupt – nur mit verstärktem Einsatz aller Beteiligten zu bewältigen waren. Die Einsatzgruppe sollte aus freiwilligen Mitarbeitern des Jugendamtes unter der Ägide des Sozialamtes rekrutiert werden.

Da ich schon AJZ-erprobt war und über gewisse Erfahrungen verfügte, stellte mich Emilie Lieberherr als freie Mitarbeiterin des Jugendamtes mit fünfzig Prozent an. Dank meiner SP-Zugehörigkeit und meines Einsatzes im AJZ funktionierte die Zusammenarbeit mit

den Leuten aus dem Jugendamt gut. In ausgedehnten Sitzungen diskutierten wir allwöchentlich anstehende Fragen rund um das AJZ. Noch waren wir eine heterogene Gruppe, und die Teilnehmenden wechselten häufig. Da die Mitarbeit in dieser Einsatzgruppe freiwillig war, konnte man sich spontan oder nach reiflicher Überlegung für oder gegen eine Teilnahme entscheiden. Diese Gespräche waren für mich spannend und lehrreich. Die verschiedenen formalen Aspekte, die da gewichtet wurden, waren mir hingegen eher fremd.

Mein Handeln war impulsiv aus der Situation heraus entstanden; einerseits aus meiner eigenen Betroffenheit aus dem früheren Engagement für ein Jugendhaus, andererseits aus einem Gefühl der Solidarität mit dieser Generation von Jugendlichen. Obwohl ich deren Ansprüche teilweise überrissen fand, waren mir diese aber doch vertraut. Im AJZ hatte ich kaum Legitimationsprobleme. Ich trat als Person auf und outete mich, wenn nötig, als SP-Mitglied. Ich beschränkte mich konkret auf die Situation des Einzelnen und strebte bei bestehenden Konflikten eine Lösung an. Die Gerüchteküche funktionierte und die Bildung dieser Einsatzgruppe gab viel zu reden, denn in der «Bewegung» gab es eine spürbare Angst vor Personen, die von aussen, auch von der Trägerschaft her, auf den Ablauf des Prozesses hätten Einfluss nehmen können. Deshalb kam die Weisung von der Vorsteherin des Sozialamtes, dass jede städtische Hilfe geschehen müsse, ohne in den Meinungsbildungsprozess einzugreifen. Die Hilfestellungen wären transparent anzubieten, das hiess, die Mitarbeiter sollten sich als «Städtische» zu erkennen geben.

Mitte Juni 1981 wurde im Amtshaus am Helvetiaplatz im Rahmen einer Weiterbildung zu einer Sozialarbeiterkonferenz eingeladen. Unter anderem sollte es um eine Klärung des internen Auftrages gehen. Gefordert war auch ein offener Informationsaustausch über das AJZ. Es wurden klare Worte von oben erwartet – mit dem Ziel, die Formen

und Möglichkeiten der Zusammenarbeit besser wahrnehmen zu können. Zur Diskussion standen folgende Fragen: Ist Solidarität der Sozialarbeiter mit den Jugendlichen erlaubt? Wie stellt man sich gegenüber der Politik des Stadtrates? Was passiert, wenn man von der Polizei hereingenommen wird?

Es gab keine klaren Antworten und die Verunsicherungen, die im Laufe des Gesprächs zutage traten, waren vielfältig. Man musste davon ausgehen, dass die Akzeptanz zu diesem Einsatz nicht einfach gegeben war. Die Sozialarbeiter wollten ihre Rolle eindeutig geklärt haben. Sie machten klar, was sie zu leisten imstande waren und was eben nicht. Es war ihnen wichtig, die Grenzen aufzuzeigen, um nicht als Troubleshooter in allen Situationen verstanden zu werden. Es kam da ihr Berufsverständnis zum Ausdruck und das Credo war, dass gerade für die Jugendarbeiter im Rahmen der Jugendunruhen dieser Selbstfindungsprozess wichtig sei, um das berufliche Engagement als Mensch authentisch zu erfüllen. Diese Ansprüche waren hoch, aber durchaus nachvollziehbar. Nicht allein die Arbeitskraft wurde verkauft – die Identität spielte in diesem Berufsethos eine vorrangige Rolle. Man wollte sich bewusst einlassen oder eben auch abgrenzen. Und auf keinen Fall wollte man zum fremdbestimmten Helfer der Obrigkeit werden.

In Arbeitsgruppen wurden die Ängste und Bedenken diskutiert. Ich war beeindruckt vom Mut und der Offenheit, mit der sich die Mitarbeitenden äusserten. Viel Raum nahm die Kritik der autoritären Strukturen im Jugendamt ein sowie die mangelnde Mitbestimmung. Die Resultate dieser Tagung überbrachten wir nach Abschluss der Tagung der Chefin. Emilie Lieberherr sass am Kopfende eines langen Konferenztisches und nahm unsere Botschaften mit einer gewissen Gelassenheit entgegen. Sie hörte aufmerksam zu, wirkte keineswegs überrascht und war kaum ungeduldig. Ihre Haltung war souverän – und nachdem alles gesagt worden war, ging man ohne ihre Reaktion

gehört zu haben und auch ohne irgendwelche Schlussfolgerungen zu ziehen auseinander. Ich war beeindruckt durch die vorherrschende Toleranz, aber auch erstaunt über den Ablauf des Gesprächs. Noch wusste ich nicht, dass sich Emilie nur bedingt für unsere Argumente interessierte und dass sie durch ihr eigenmächtiges Handeln in der SP auf zunehmende Kritik stiess.

Schon in der Weisung an den Stadtrat war darauf hingewiesen worden, dass es denkbar sei, dass sich Teile der «Bewegung» gegen den Einsatz professioneller Sozialarbeiter der Stadt wenden könnten. Stattdessen könnte die direkte Auszahlung der entsprechenden Lohnkosten an das AJZ gefordert werden – und dieses Geld würde dann an möglichst viele Laienhelfer weitergegeben. Und so kam es dann tatsächlich. Jeden Mittwochabend war im AJZ Vollversammlung. Während wir als Einsatzgruppe des Jugendamtes in wöchentlichen Sitzungen den Einstieg in die praktische Arbeit diskutierten, entwickelten sich im AJZ basisdemokratische Strukturen. Und an einer Vollversammlung wurde dann beschlossen, was sich schon vorher in der Auseinandersetzung mit den Jugendlichen abgezeichnet hatte – dass im AJZ keine Sozialarbeiter der Stadt erwünscht waren. So kam es zur letzten Sitzung der Einsatzgruppe des Jugendamtes und zu deren Auflösung.

Kurvenhilfe live

Natürlich beschäftigten mich diese Ereignisse, doch meine praktische Arbeit tangierten sie nur am Rande. Mit der Übergabe der Liegenschaft Limmatstrasse 18/20 an die Bewegung war ein Arbeitsausschuss der Trägerschaft gebildet worden, der zu einem regelmässigen Informationsaustausch zusammentraf.

An einer der ersten Sitzungen hatte ein Mitglied des Ausschusses dringend die Schaffung einer Anlaufstelle gefordert, an die Mitteilungen weitergeleitet werden könnten. Dieses Ausschussmitglied erklär-

te, dass laufend Anrufe von Eltern, Heimen sowie der Polizei eingingen, die weggelaufene Kinder und Jugendliche suchten, die sich vermutlich im AJZ aufhielten. Auf diese Aufgabe liess ich mich spontan ein, und meine Telefonnummer wurde nun, sozusagen offiziell, weitergeleitet. Es entwickelte sich eine interessante Dynamik. Oft liefen mir die gesuchten «Ausreisser» zufällig über den Weg. Manchmal wurden sie auch von anderen aufgefordert, bei mir vorbeizugehen. Das AJZ war wie ein Dorf, in dem alles besprochen wurde und kaum etwas verborgen blieb. Nach einigen Tagen hatte sich die Lust der Jugendlichen, «auf Kurve» zu sein, meistens etwas gelegt. Zur Deckung der täglichen Grundbedürfnisse gab es zwar die Möglichkeit im Supermarkt zu klauen, aber das Risiko, erwischt zu werden, dämpfte die Unternehmungslust. Es gab auch eine «Kurvenhilfe», die sich um die Überlebensbedingungen im AJZ kümmerte. Diese Gruppe vertrat klar die Auffassung, dass die minderjährigen Schüler den Fortbestand des AJZ gefährdeten.

Ich unterschied zweierlei Gruppen von Jugendlichen. Solche, die ausrissen und ein oder zwei Nächte bei Freunden, im AJZ oder in einem Hinterhof übernachteten und dann wieder nachhause zurückkehrten. Diese Fälle erledigten sich in der Regel von selbst. Schwieriger wurde es mit denen, die sich im AJZ auf Dauer einrichteten. Da gab es Jugendliche, die bei den verschiedensten Institutionen bekannt waren, die eine Geschichte hatten und deren Perspektiven gefährdet waren. Handelte es sich um Jugendliche, die noch schulpflichtig waren, wurde ich ohne zu zögern aktiv. Ich suchte sie auf, redete mit ihnen und drängte auf eine Veränderung der Situation. Unter Druck und weil es immer auch das Risiko eines Polizeieinsatzes gab, gingen sie auf meinen Vorschlag ein, Kontakt mit dem Erziehungsberechtigten, mit den Eltern oder mit dem Heimleiter aufzunehmen. Rasches Handeln drängte sich auf, wenn Jugendliche auf der Fahndungsliste der Polizei standen.

Riefen Eltern an, forderte ich sie auf, im AJZ nach ihrem Sohn oder ihrer Tochter zu suchen. Es kam vor, dass sie sich nicht traute, da hinzugehen. Oder sie wussten nicht, dass man das überhaupt kann. Ich begleitete sie und oft waren sie erstaunt, dass sie mit jungen Menschen ins Gespräch kamen und bei der Suche nach ihren Kindern sogar Unterstützung erfuhren. Meine Gespräche mit den Eltern gaben Einblick in die unterschiedlichsten Familiensituationen. Gross schien die Verunsicherung und Desorientierung der Eltern in Erziehungsfragen. Und da war auch die Angst vor Einflüssen aus dem AJZ: Häufig wurden diesem negative Entwicklungen angelastet, die ganz andere Ursachen hatten. Selten waren die Eltern für weiterführende Angebote zu motivieren, die der Konfliktlösung hätten dienlich sein können. Sie zeigten sich dankbar für die Krisenintervention und begnügten sich mit der momentanen Entlastung.

Einige Geschichten sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben: Da war Theddy, knapp achtzehn Jahre alt. Er war nach den Sommerferien nicht mehr in das Internat nach Deutschland zurückgekehrt. Er hatte sich im AJZ eingerichtet und arbeitete in der Renovationsgruppe mit. Leidenschaftlich malte er sechs Stunden täglich und äusserte den Wunsch, Maler zu werden. Seine Eltern lebten mit seinen zwei Geschwistern in einer ländlichen Gegend in der Nähe von Basel. Die Eltern waren Jahresaufenthalter in der Schweiz und befürchteten, dass ihnen die Aufenthaltsgenehmigung nicht mehr erteilt werde, wenn ihr Sohn mit der Polizei in Konflikt käme und dessen Aufenthaltsort bekannt würde. Dieses Risiko bestand allerdings, denn Theddy haschte und dealte mit kindlicher Unbesorgtheit und Naivität. Die Mutter telefonierte mir beinahe täglich und flehte mich an, ihren Sohn zu überzeugen, nach Deutschland zurückzukehren.

Ich lernte Theddy an Pfingsten 1981 kennen, als ihm gerade der Geldbeutel geklaut worden war. Einige Tage danach suchte ich ihn

im AJZ auf und sagte ihm, seine Mutter habe angerufen und erwarte, dass er sofort wieder zur Schule gehe. Teddy erklärte standhaft, dass er auf keinen Fall mehr in das Internat zurückgehen werde. Er habe dort keine Freunde. Hier im AJZ, da wäre das Leben. Und hier gäbe es auch etwas zu tun. Das Studieren sei nur die Idee seiner Eltern, weil er in der Schule immer gut gewesen sei. Er möchte eher mit den Händen etwas arbeiten, aber seine Eltern trauten ihm überhaupt nichts zu. Der Junge machte mir einen stabilen, vernünftigen Eindruck, und ich nahm seine Weigerung ernst. Ich konnte ihn überzeugen, dass das AJZ kein Wohnort sei, und vermittelte ihm ein Bett in einer therapeutisch geführten Wohngemeinschaft. So war er aus der Gefahrenzone heraus und seine Eltern waren vorerst beruhigt.

Einige Wochen später luden wir seine Eltern zu einem Gespräch nach Zürich ein. Auf dem Weg zu mir begegneten sich Eltern und Sohn im Treppenhaus. Sie kamen also gemeinsam herein, und in frostiger Atmosphäre begann die Mutter zu sprechen. Nachdem sie mir übermässig für meine Hilfe gedankt hatte, erklärte sie, warum es für Teddy keine andere Wahl gebe als das Internat. «Er kann ja sonst nichts, er war immer sehr ungeschickt.» Der Sohn schwieg lange, dann reagierte er bockig: «Und ich gehe nicht in ein Internat, jetzt will ich leben.» Darauf lachte die Mutter verächtlich: «Was soll denn das nun heissen *leben*? Du bist doch noch ein Kind.»

Der Vater hielt sich zurück, er gab seiner Enttäuschung jedoch klar Ausdruck. Als Ingenieur, in Deutschland ausgebildet, hatte er es in der Schweiz zu einer ansehnlichen Position gebracht, und eigentlich war es für ihn selbstverständlich, dass sein Sohn studierte. Er war aber – wie er sagte – bereit, ihn abzuschreiben. «Dann soll er doch machen, was er will, er muss dann aber auch nicht nachhause kommen, wenn es ihm schlecht geht.» Die Mutter prophezeite, dass er ganz sicher auf die schiefe Bahn kommen werde. Und überhaupt, so wie er immer herumlaufe in diesen ewigen Jeans, das ginge nicht an

dem Ort, an dem sie zuhause seien und auch wegen den anderen zwei Kindern, auf die er einen schlechten Einfluss ausübe. Das Gespräch verlief ergebnislos.

Theddy begann in einem Lebensmittelgeschäft zu arbeiten. Selbstständig betreute er den Gemüse- und Früchtestand im Freien. Er war fleissig und zuvorkommend und wurde von den Kunden und seinem Arbeitgeber geschätzt. Nach wenigen Wochen verkündete er mir, dass er «clean», also drogenfrei, sei. Er ging nur noch selten ins AJZ, obwohl es ihm nicht verboten war. In der therapeutischen WG, die christlich ausgerichtet war, beteiligte er sich an den Gesprächen. Er las Bücher und obwohl er sich nicht zum Glauben bekehren liess, akzeptierten ihn die Mitbewohner. Aber auch jetzt verbesserte sich der Kontakt mit den Eltern nicht. Diese Eltern, die bereit gewesen waren, monatlich tausend Franken für das Internat auszugeben, weigerten sich nun, ihrem Sohn die Zahnarztrechnung zu bezahlen. In der Folge kamen noch einige Anrufe der Mutter, die immer den Zweck hatten, mich für etwas einzuspannen. Nach einiger Zeit verlor ich Theddy aus den Augen. Ich bin überzeugt, dass er seinen Weg gefunden hat. Man kann davon ausgehen, dass dieser Junge aus gutbürgerlichen Verhältnissen eine angemessene Erziehung erhalten hatte. Er wusste sich zu benehmen, hatte ein gutes Selbstvertrauen und konnte verbal argumentieren. Die Schwierigkeit lag bei den Eltern, die zu wissen glaubten, was gut für ihren Sohn war. Die ohne ihn einzubeziehen seine Zukunft planten und nicht verstanden, dass er sich, um sich selbst zu finden, gegen sie auflehnen musste.

Häufig suchten Eltern ausserhalb der eigenen Familie nach Erklärungen, warum ihr Sohn oder ihre Tochter im AJZ gelandet war. Oft wurde der schlechte Einfluss eines Freundes oder einer Freundin als Begründung angeführt. Es war plausibel, dass diese Eltern nur das Beste wollten für ihre Kinder, aber durch ihre starren Vorstellungen verbauten sie sich den Zugang zu ihnen.

Oft hatte ich den Eindruck, dass sie ihre eigenen unbewussten Wünsche auf ihre Kinder projizierten und diese bei ihnen stellvertretend für sich erfüllt sehen wollten. Es wurden Perspektiven entwickelt und die Enttäuschung war gross, wenn bei den Kindern für diese kaum ein Interesse bestand. Schliesslich standen die Eltern dem Sohn oder der Tochter völlig fremd gegenüber.

Ich erinnere mich an die Zwillingsgeschwestern, die in einem ausserkantonalen Schulheim der Stadt Zürich die zweite Sekundarklasse besuchten. Eines Tages tauchten sie in der Szene auf; sie kiffen und genossen die Freiheit, wie sie sagten. Bei René Nussbaumer, dem Leiter des Jugendamtes, war eine Mitteilung aus dem Schulheim eingegangen. Er übergab sie mir und ich versuchte den Kontakt mit den Mädchen aufzunehmen. Es hätte die Möglichkeit bestanden, sie mit der Polizei ins Schulheim zurückzubringen – doch darauf wurde grundsätzlich verzichtet. Ich sprach mit der Mutter, die, berufstätig und alleinerziehend, der Situation nicht gewachsen war.

Oft fragte ich mich: Wo sind denn die Väter? Die Abwesenheit des väterlichen Elternteils führt in der Pubertät, der Phase der Ablösung von den Eltern, oft zu Schwierigkeiten. Es fehlt der männliche Gesprächspartner für die Auseinandersetzung. Bei vielen Jugendlichen ist ein konstanter Leidensdruck vorhanden. Häufig fehlt das «emotionale Bödeli», die Absicherung im Gefühlsbereich. Dieses Defizit und ein «Nicht-eingeübt-worden-Sein» der praktischen Belange des Alltags sah ich als Erklärung für die teilweise sehr geringe Belastbarkeit bei Jugendlichen und für die ambivalente Haltung gegenüber den Ansprüchen der Leistungsgesellschaft. Letztlich handelt es sich um eine Unfähigkeit, auf Forderungen eintreten zu können. Immer wieder bricht infolge mangelnder Geborgenheit und Sicherheit die Angst durch. Artikuliert wird dieser Zustand als ein diffuses Gefühl, dass alles schon vorbei sei, sich nichts mehr werde realisieren lassen.

Politiker und Institutionen

Von der Jugendanwaltschaft des Kantons Zürich erhielt ich die Einladung, an der Konferenz der Jugendanwälte von Zürich, der Ostschweiz und dem Kanton Aargau ein Referat zu halten. Natürlich sagte ich zu. Das Thema wurde mir vom Zürcher Jugendstaatsanwalt Hans Brassei vorgegeben. Die Fragen bezogen sich auf die psychische Verfassung der Jugendlichen «auf Kurve». Des Weiteren ging es um die Zusammenarbeit mit den Institutionen und Behörden. Mir ging es darum, die Grundverfassung der Verzweiflung, die die Jugendlichen veranlasste auszureissen, «auf Kurve» zu gehen, in der Konferenz der Jugendanwälte einzubringen. Ich stiess auf Verständnis und in der Diskussion kam zum Ausdruck, dass sich meine Schilderung mit der Wahrnehmung der Jugendanwälte ziemlich deckte. Diese hatten allerdings im Rahmen des Gesetzes ihren Auftrag zu erfüllen. Das vorhandene Einfühlungsvermögen und die Bereitschaft, den rechtlichen Ermessensspielraum zugunsten der Jugendlichen auszuschöpfen, überraschten mich positiv.

Ganz generell ergaben die Gespräche mit Vertretern der Polizei, der Jugendanwaltschaft, der Amtsvormundschaft und der Trägerschaft (Pro Juventute, Vertreter beider Landeskirchen), dass die Zustände allmählich nicht mehr zu akzeptieren seien. Die Stadt gab Geld für Renovations- und Unterhaltsarbeiten, Jugendliche konnten freiwillig ihren Einsatz leisten und jeden Freitagabend war Lohnauszahlung. Das lockte die Dealer an – es wurde gedealt und ghascht. Die Alkis hatten sich im AJZ eingenistet und führten ihr Eigenleben. Auch die Hunde fanden Unterschlupf und die Ordnungsgruppe des AJZ war überfordert.

Darüber hinaus waren nur wenige Politiker fähig, ein Gespräch mit Vertreterinnen und Vertretern der Jugendbewegung zu führen, das ihrer Glaubwürdigkeit keinen Abbruch tat. Ich erinnere mich an ein Angebot des Stadtrates – vermutlich waren es nur einzelne Magistraten –, eine Delegation der Jugendbewegung frühmorgens im Rat-

haus zu empfangen. Die Antwort kam postwendend in Form von Farbbeuteln, die an der Fassade des Rathauses ihre Spuren hinterliessen.

Die Situation stellte in jeder Beziehung eine Überforderung der Vertreter aus Politik und Verwaltung dar. Die Menge der anstehenden Konflikte war unmöglich zu bewältigen. Da gab es die einen, die zur unkomplizierten Erledigung der Fälle tendierten; da waren die andern, die eine menschlich adäquate Lösung für die Probleme suchten. Und natürlich gab es auch die konservativen Hardliner, die für harte Strafen und Sanktionen plädierten. Doch der Trend ging in Richtung Massnahmen, die Erziehung und Resozialisierung zuliessen.

Ein junges Paar mit einem kleinen Jungen lebte im AJZ. Sie hatten sich in der Ecke eines Raumes eingerichtet. Da hausten und schliefen sie. Der Mann war mit Fahrrad und Anhänger in der Stadt unterwegs und führte Botengänge aus. Die junge Frau sah ich häufig mit dem kleinen Buben. Die Familie schien keine Postadresse zu haben, denn eines Tages kam eine Mitteilung von der Polizei an das Jugendamt, dass der Junge aufgrund seines Alters für den Kindergarten anzumelden sei. Da ich die Eltern flüchtig kannte, gab mir René Nussbaumer die Mitteilung weiter. Ich suchte den Kontakt und erfuhr Folgendes: Mann und Frau, beide gegen dreissig Jahre alt, waren in jeweils gutbürgerlichem Lehrerhaus aufgewachsen. Die überaus ordentliche Erziehung schien bewirkt zu haben, dass diese beiden Menschen sämtliche gesellschaftlichen Normen über Bord warfen und ihren eigenen Lebensentwurfleben wollten. Die Aufforderung, ihren Jungen in den Kindergarten anzumelden, lehnten sie ab. Sie argumentierten klug, sahen das AJZ als ihr Zuhause. Weil sie ihr Kind gut betreuten, wurde die Situation auf Zusehen hin geduldet.

Die Drogenszene im AJZ wuchs. Junge Menschen wurden angefixt und man konnte die Augen davor nicht mehr verschliessen. Junge Mädchen wurden «hereingenommen», das heisst, sie «kamen in die

Drogen» wegen Typen, in die sie sich verliebten und denen sie dann hörig wurden.

Die konstruktiven Kräfte waren den eingeschleusten Drogen gegenüber machtlos, und die Polizei begnügte sich mit unregelmässigen Einsätzen und spontanen Verhaftungen. Weiter unternahm sie nichts mit der Begründung, dass sie an die grossen Fische heranwolle. Noch gab es kaum erprobte Lösungsansätze im Umgang mit Drogen. Der AJZ-Fixerraum wurde zu einer Einrichtung, wo unter Aufsicht Heroin gespritzt wurde. Als Experiment akzeptiert gab er Anlass zu wissenschaftlichen und ideologischen Diskussionen. Diskutiert wurde auch die Frage, was dieses «utopisch-realistische Experiment» dem AJZ nütze oder schade. Und unter den Fachleuten innerhalb der SP stellte sich die Frage nach einer linken Drogenpolitik.

Der Umgang mit den Drogen war ein riesiges Problem. Gravierender aber waren die Folgen des Schwarzmarktes. Um den Eigenbedarf zu decken, ergab sich zwangsweise die Notwendigkeit, selber mit Drogen zu handeln. Das AJZ war immer mehr in einem Teufelskreis gefangen, der nicht mehr durchbrochen werden konnte.

Mit dem Arzt Peter Frei, der zur AJZ-Sanitätsgruppe gehörte, lud ich im Frühsommer 1981 zu einer Sitzung mit der AJZ-Drogengruppe ein. Wir plädierten für Transparenz und vertraten die Ansicht, dass das Drogenproblem ein gesellschaftliches Problem sei – wir aber das Problem, wie es im AJZ existierte, in den Griff bekommen müssten, weil es die Existenz des Projektes Autonomes Jugendzentrum als solches gefährde. Das wurde von der Runde vorerst akzeptiert und die Diskussion ging im Folgenden darum, wie der Deal im AJZ unterbunden werden könnte. Es wurde vermehrte Öffentlichkeitsarbeit und zur Aufklärung eine Drogenwoche beschlossen. Um den rund um die Uhr gut funktionierenden Drogendienst zu stärken, sollte bei der Trägerschaft um die Bewilligung von zusätzlichen Stellen nachgesucht werden.

Unser relativ konstruktives Gespräch wurde durch das Eintreffen des bekannten Aktivisten Guy Barrier unterbrochen und in neue Bahnen gelenkt. Dieser vertrat die Meinung, dass gar nichts gemacht werden müsse. Er positionierte sich im Schneidersitz auf einem leeren Tisch. Seine weissen Schuhspitzen ragten in die Höhe und in selbstherrlicher Art übernahm er die Führung des Gesprächs. Das Dealer-Problem sei keines, «die arme Sieche müend au läbe». Die Drogengruppe im AJZ brauche Zeit, um zu einem eigenen Selbstverständnis zu kommen. Konsterniert verfolgten wir, wie der Mann seinen Einfluss geltend machte und wie mit Angst und Unterwerfung auf ihn reagiert wurde. Auf eine Intervention meinerseits drohte er mir, mich eigenhändig vor die Türe zu stellen, wenn ich nicht sofort «verreise». Tatsächlich war es an der Zeit zu gehen. Die Situation war nicht ungefährlich.

Die Erfahrungen im Umgang mit den Drogen waren zu jenem Zeitpunkt noch gering. Doch die Drogen waren in beliebigen Mengen erhältlich – sie begleiteten und überlagerten die Entwicklung im AJZ. Das Klima verschlechterte sich rapid, als das Café Top Spot an der Rämistrasse geschlossen wurde. Dort hatte sich eine In-Szene für Jugendliche entwickelt, in der unbekümmert Hasch konsumiert und ge-dealt wurde. In der Folge verlagerte sich die Szene ins AJZ. Im Vorbeigehen schaute ich jeden Tag kurz in den Fixerraum, doch für die Faszination, die von der Fixerexistenz ausgehen mochte, war ich kaum empfänglich. Auch konnte ich diese Form von Selbstzerstörung durch Drogen nicht akzeptieren, ich war nicht immun gegenüber menschlichem Leiden. Tatsächlich brauchte es Formen des Selbstschutzes, um sich in diesem Spannungsfeld zu bewegen und seine eigene Betroffenheit in Grenzen halten zu können. Für die im AJZ ein und aus gehenden Fachpersonen war die Neugierde ein nicht zu unterschätzendes Moment. Der Vorschlag, zum Selbstschutz «in Selbstdistanz» zu gehen, war für mich zwar nachvollziehbar. Das klang

aber nach Abgrenzung und Verzicht auf Einfühlung, was ich nicht konstruktiv fand.

Die Kleinkriminalität nahm zu, die Einbrüche in der Umgebung des AJZ gehörten zur Tagesordnung und dienten zur Beschaffung des Stoffes. Der Druck, den die Polizei – erpicht auf Informationen über Drogen und Dealer – auf die Jugendlichen ausübte, verstärkte sich immer mehr. Anfang September 1980 erfolgte eine vorher nicht angekündigte Razzia durch die Polizei, und das AJZ wurde geschlossen. Das war ein klarer Vertragsbruch. Die SP war kaum fähig zu einer angemessenen Reaktion und für die Jugendlichen war es eine Katastrophe. Unter schwierigen Bedingungen waren sie daran, ihr «Utopia» aufzubauen. Nun war es ihnen genommen worden und, heimatlos geworden, suchten sie ein Dach über dem Kopf. In der Folge entstand eine vehemente Radikalisierung der Bewegung. Ein halbes Jahr lang warfen die politischen Diskussionen und Verhandlungen hohe Wellen, und der Ruf nach einer übergeordneten Trägerschaft wurde laut. Unter der Ägide der beiden Landeskirchen und der Pro Juventute wurde der Verein für ein selbstverwaltetes Jugendzentrum in der Stadt Zürich gegründet. Als Präsident zeichnete Werner Kramer, Theologieprofessor an der Universität Zürich. Da dieser Verein bereit war, als neue Trägerschaft zu wirken, beschloss der Stadtrat die Wiedereröffnung und Weiterführung des Experimentes AJZ. Die neue Trägerschaft übernahm auch meine Anstellung als freie Mitarbeiterin. Der Betrieb im AJZ wurde wieder aufgenommen und lief weiter.

Schliesslich war da noch die schier endlose Diskussion um die Notschlafstellen. Zur Vorgeschichte der Notschlafstellen gehören die Erfahrungen im Krisenzentrum Karl der Grosse über die Festtage 1980/81. Dieser gelungene Versuch mit teilweise freiwilliger Betreuung hatte durchwegs Unterstützung gefunden. Wie kam diese Einrichtung zustande? Auf den 24. Dezember 1980 war von der Bewegung eine Grossdemo angekündigt worden, sozusagen als Antwort

auf die Vorlage für den Opernhausumbau. Ein Flugblatt zirkulierte: «Mit Gewalt verzweifeln? Das wäre das politische Ende des AJZ. Denn die andere Seite wartet nur darauf. Bei Gewaltanwendung kann nur sie gewinnen.»

Emanuel Hurwitz, Psychiater und SP-Kantonsrat, hatte über die Weihnachtstage Notfalldienst. Er beantragte beim damaligen Stadtarzt Dr. Wettstein ein öffentliches Krisenzentrum. Der Stadtrat bewilligte ein solches im «Karli», dem Zentrum Karl der Grosse gleich neben dem Grossmünster. Mit anderen Freiwilligen zusammen war ich zur Mitarbeit bereit. Die anfangs friedliche Demo eskalierte, Jugendliche bauten Barrikaden und setzten Container in Brand, die Polizei griff zu Wasserwerfern und Tränengas. Am Limmatquai entstand ein fürchterliches Chaos und viele Jugendliche flüchteten in den Karli, wo sie in unseren Räumen Schutz fanden. Wir kochten Tee und Suppe und liessen uns die Ereignisse auf der Strasse schildern. Es folgte eine schlaflose Nacht und dramatische Geschichten. Einige Jugendliche, die angeblich keine Loge hatten, richteten sich bequem ein. Mit relativ geringem Aufwand konnten wir einen Teil der Folgen dieses unverhältnismässigen Polizeieinsatzes mildern. Als der Stadtarzt nach den Festtagen unseren Betrieb inspizierte, bewilligte er die Weiterführung bis nach Neujahr 1981.

Im Frühling 1981 legte Emilie Lieberherr dem Gemeinderat ihr Konzept für eine Notschlafstelle vor. Der Gemeinderat kritisierte, dass der Stadt selbst bei Vollbelegung der Notschlafstelle pro Nacht und Person Kosten von rund 63 Franken erwachsen würden. Dies sei der Preis, den man in einem guten Hotel bezahle. Die Anstellung von drei Sozialarbeitern, drei Lehrern und einer kaufmännischen Angestellten sei unverhältnismässig. Es wurde deutlich, dass der Gemeinderat dem eigenständigen Handeln der Sozialvorsteherin Grenzen setzen wollte und er lehnte das Projekt ab.

In der Folge musste den Betreuerinnen und Betreuern gekündigt werden. Eine Gruppe unternahm aus eigener Initiative noch eine Bil-

dungsreise nach Basel und Biel, um die dort funktionierenden Not-schlafstellen zu besichtigen. Nach ihrer Rückkehr schrieben sie einen ausführlichen Bericht. Allmählich wusste man, wie es zu machen ge-wesen wäre – hätten die Zürcher Verantwortlichen aus den vorliegen- den Erfahrungen wirklich etwas lernen wollen.

Im Sommer 1981 gab der Stadtrat grünes Licht zur Schaffung ei- ner Notschlafstelle. Daraufhin stellte das Jugendamt sechs Leute mit fachlicher Ausbildung an. Man ging an die Erarbeitung eines Kon- zepts, das insofern Probleme aufgab, weil noch völlig offen war, wel- cher Art die Betreuung zu sein hatte. Brauchte es wirklich nur einen Hauswart zum Saubermachen, wie es vom Stadtrat vorgesehen war? Die Erfahrungen im AJZ hatten gezeigt, dass man mit Jugendlichen in Krisensituationen rechnen konnte. Also versuchte man flexibel zu sein. Das Einrichten der Räume machte keine Mühe, das Hochbauin- spektorat lieferte die Betten und anderes Mobiliar. In der AJZ-Szene wartete man gespannt auf die Eröffnung der bezugsbereiten Not- schlafstelle. Es wurde gemunkelt, die Vorsteherin des Sozialamtes plane eine offizielle Eröffnung, doch das Jugendamt hielt dicht. Nur Eingeweihte kannten den Ort. Auf die Festtage 1981 dann wurde am Sihlquai 332 die Notschlafstelle «Im Rohr» eröffnet. Doch die durch das Jugendamt konzipierte Einrichtung blieb lediglich für wenige Tage offen und wurde dann wieder geschlossen.

Im Jahr darauf wurde das Thema Notschlafstelle erneut aktuell. In aller Stille wurde vor Weihnachten 1982 an der Zollstrasse eine solche eröffnet. Diesmal allerdings sollte die Einrichtung längerfri- stig bestehen bleiben, denn das Bedürfnis war inzwischen ausgewie- sen. Es war kein Luxusprojekt, sondern im wahrsten Sinne des Wor- tes eine schlichte Notschlafstelle. Von wenig Personal betreut, war sie von spätabends bis zum nächsten Morgen offen und wurde rege benutzt.

Nachdem ich die langwierige und wechselhafte Entstehungsge-

schichte der Zürcher Notschlafstelle aus der Sicht der Jugendlichen als auch aus der Perspektive des Sozialamtes miterlebt hatte, schien mir eine öffentliche Berichterstattung überfällig. Unter der Überschrift «Ist die neue Lösung mehr als nur ein Experiment?» veröffentlichte ich im *Tages-Anzeiger* einen Diskussionsbeitrag zur Geschichte der Notschlafstellen. Dass Emilie Lieberherr darüber nicht erfreut war, war verständlich. Erst viel später zeigte sie sich wieder versöhnlich, als es um die Kritik an ihrem FDP-Stadtratskollegen ging. Sie hatte vermutlich im *Tages-Anzeiger-Magazin* meine Kritik an Hans Wehrli gelesen. Zufällig traf ich sie an einer Jungbürgerfeier im Witikerhus. Sie lachte schallend und sagte: «Dem händ Sie's aber ggäh.»

Für mich drängte sich immer mehr die Frage auf, ob wirklich nach Lösungen gesucht worden war oder ob es sich nur um Experimente gehandelt hatte. Ich hatte den Eindruck, dass die Stadt die Probleme vor allem verwaltete. Die Politiker wurden zusehends unglaubwürdiger und engagierte Einzelpersonen, die sich für die Jugendbewegung eingesetzt hatten, zogen sich frustriert zurück.

Was lerne ich aus den Erfahrungen?

Die Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern des Jugendamtes fand ich konstruktiv. Es wurden viele Freiräume gewährt, es gab viel Engagement – aber auch viel Leerlauf. Nach einiger Zeit bemühte ich mich um eine feste Anstellung im Jugendamt. Der Arzt und SP-Gemeinderat Hans Rotter anerkundete sich, bei Emilie ein gutes Wort für mich einzulegen. Sie soll ihm gesagt haben, dass sie mich nicht im Amt möchte, ich schaue ihr zu genau in die Geschäfte. Eigentlich konnte ich sie verstehen. Ihre beiden engsten Mitarbeiter, René Nussbaumer, Adjunkt und Chef des Jugendamtes III, und Urs Abt, der Leiter der Jugendberatungsstelle an der Gerechtigkeitsgasse, mit denen ich gut

zusammengearbeitet hatte, unterliessen es, ihren Einfluss bei der Chefin geltend zu machen. Das hatte mich damals sehr enttäuscht.

René, der Sohn des ehemaligen Trämlers Kasimir Nussbaumer, ein engagierter alter Sozialdemokrat, war eigentlich ein anständiger Kollege. Er erzählte jeweils, wie es ihm peinlich sei, Emilie zu Veranstaltungen begleiten zu müssen. So unbeliebt die SP-Stadträtin bei der Jugendbewegung war, so populär war sie in der Bevölkerung. Sie genoss das Bad in der Menge und verabschiedete sich jeweils leutseelig mit den Handschuhen winkend. René und Urs galten als Ziehsöhne von Emilie Lieberherr. Die Bevorzugung der beiden jungen Männer durch die Magistrate war offensichtlich, und obwohl sich die beiden darüber mokierten, genossen sie diese Situation auch. Jahre später traf ich Urs Abt auf dem Nachhauseweg im Bus, und wir kamen nochmals auf meine Bewerbung zurück. Er sagte mir, dass er mich damals nicht gut genug gekannt und gedacht habe, ich wollte mich ehrgeizig vordrängen. Diese Aussage machte mich nachdenklich, denn als ehrgeizig hätte ich mich nie gesehen. Ich war damals achtundvierzig Jahre alt gewesen, hatte meine Familien- und Mutterpflichten hinter mir und wollte hinaus in die Arbeitswelt. Mich trieb einzig das Bedürfnis, mein Wissen, meine Ideale und meine Vorstellungen mit Tatendrang umzusetzen. Ich war weder eine 68erin noch gehörte ich zur Jugendbewegung von 1980. Ich wollte vor allem in der Sache etwas erreichen. Aber meine besondere Situation brachte es wahrscheinlich mit sich, dass es schwierig war, mich klar einzuordnen.

Es gab noch weitere Erfahrungen, mit denen ich nicht locker umgehen konnte. Ich hatte mich um ein freiwerdendes Amt bei der Vormundschaftsbehörde beworben und nun wurde ich von einem Gremium wohlwollend unter die Lupe genommen. Bisher kannte ich nur SP-Waisenrat Hans Müller. Dieser war einige Jahre älter als ich und in meiner Jugendzeit Präsident der Vereinigung Ferien und Freizeit gewesen. Nach dem positiv verlaufenen Gespräch erfuhr ich, dass

Gemeinderat Heiri Gross, der als zweiter SPler im Waisenrat sass, gegen mich votiert hatte. Mit dem Hinweis auf mein Wirken im Autonomen Jugendzentrum gelang es ihm, die bürgerlichen Vertreter negativ zu beeinflussen und gegen mich einzunehmen. Die konservative Haltung des SP-Genossen Gross war damals allgemein bekannt und gab auch zu Diskussionen Anlass. Im Nachhinein fragte ich mich, ob ich im Vorfeld den persönlichen Kontakt zu ihm hätte suchen sollen. Aber solches Lobbying in eigener Sache wäre mir damals nicht einmal in den Sinn gekommen.

Was täte ich heute? Ich weiss es nicht. Ich bin beeindruckt über das Verhalten der jüngeren Frauen. Wie diese bewusst ihre beruflichen Ziele anstreben, sich durchsetzen und auch noch Familie und Beruf unter einen Hut bringen. Und als Preis ihre Überforderungen in Kauf nehmen. Ich hatte schon auch Ambitionen, aber vielleicht wusste ich einfach zu wenig genau, was ich wollte. Auch gab es keinen materiellen Druck. Ich war bewegt durch die Erfahrungen mit der Jugendbewegung. Mein wichtigstes Anliegen war, Voraussetzungen für ein jugendgerechtes Leben und die bessere Verständigung mit der Elterngeneration zu schaffen. Aus Überzeugung war ich gegen jegliche Zerstörung und Gewalt. In der SP mit ihren versierten Strategen und Taktikern gehörte ich zu einer Minderheit, die idealistisch denkend nicht viel bewirkte und allenfalls das reibungslose Funktionieren der Realpolitik behinderte. Glücklicherweise war ich mit dieser Haltung nicht ganz allein. Aber jugendpolitisch blieben wir in der Defensive. Ich war zu jener Zeit als Vertreterin der SP-Frauen im Vorstand der Zürcher Kantonalpartei. Die Sitzungen wurden zu Zerreisproben und die Diskussionen waren endlos. Das Thema Rechtsstaatlichkeit war zum Dauerbrenner geworden. Hansjörg Braunschweig, SP-Nationalrat und Amtsvormund, war damals Präsident der SP des Kantons Zürich. Er konterte einmal: «Klar ist die SP für Rechtsstaatlich-

keit, aber vielleicht nicht so, wie die Bürgerlichen sie verstehen. Für sie ist Rechtsstaatlichkeit, was sie politisch für richtig halten.»

Es hätte nicht so weit kommen dürfen, dass die Jugendpolitik in einem parteipolitischen Gerangel Mittel zum Zweck wurde. Doch die Situation für einen jugendpolitischen Aufbruch blieb ungünstig. Uns kritischen Genossinnen und Genossen blieb nichts anderes übrig, als die Wahlen im März abzuwarten. Wir hofften, dass danach die Polarisierung ein Ende nehmen würde und die Probleme sachlicher angegangen werden könnten.

Am 29. September 1981 hatte die Delegiertenversammlung einstimmig das «Kommunalpolitische Programm der Sozialdemokratischen Partei der Stadt Zürich für die Achtzigerjahre» verabschiedet. Unter dem Titel «Zürich: Stress-City? Wohnstadt?» wurde das Programm in sieben thematischen Arbeitsgruppen von Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei der Stadt Zürich entworfen. Zur städtischen Jugendpolitik äusserten sich Mirijam Josephson, Andreas Gross und ich. Unter dem Motto «Jetzt aufbrechen: Die Lebensgrundlagen der Zukunft müssen hier und jetzt geschaffen werden» formulierten wir unsere Forderungen. In angeregten Sitzungen trugen wir unsere Gedanken zusammen und forderten Massnahmen. Heute lese ich diesen Beitrag mit nostalgischen Gefühlen. Einige der vorgeschlagenen Massnahmen sind realisiert, andere waren nicht umsetzbar.

Neben massiver Kritik an den Auswirkungen unserer kapitalistischen Gesellschaft mit ihrer einseitigen Betonung der ökonomischen Werte skizzierten wir als kurzfristige Massnahme die Schaffung von Jugendhäusern. Die Konzentration auf ein einziges, zentrales, selbstverwaltetes («autonomes») Jugendhaus für die ganze Stadt hielten wir aus den verschiedensten Gründen für ungünstig. Unter dem Motto «Jugendpolitik ist auch Quartierpolitik» schlugen wir Gemeinwesenarbeit und jugendspezifische Einrichtungen in den Quartieren vor.

Um den Aufbauprozess zu gewährleisten, sahen wir es als Aufgabe aller Beteiligten, die Quartierbewohner stärker mit einzubeziehen.

Bis 1980 waren in verschiedenen Quartieren der Stadt Zürich mehr als ein Dutzend Gemeinschaftszentren entstanden. Das war eine grossartige Leistung der Pro Juventute unter der Leitung von Christian Casparis in Zusammenarbeit mit der Stadt. Dadurch gab es in den Quartieren bereits eine gute Infrastruktur mit einer professionellen Betreuung. Doch die Diskussionen um die Jugendzentren rissen nicht ab. Denn das Ziel der Jungen war die Selbstbestimmung bei der Gestaltung ihrer Freizeit, professionelle Leitungskräfte wurden abgelehnt.

Anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums der Pro Juventute Zürcher Gemeinschaftszentren im Jahr 2004 wurde eine Ausstellung konzipiert. Diese blickte auf die Anfänge der Gemeinschaftszentren in den Fünfzigerjahren zurück. Die Ausstellung dokumentierte den gegenwärtigen Stand der Gemeinschaftszentren und zeigte mögliche Zukunftsperspektiven auf. Parallel zur Ausstellung entstand eine informative vertiefende Dokumentation.

Unter der Fragestellung «Braucht es in fünfzig Jahren noch Gemeinschaftszentren?» wurden Visionen entwickelt. Es wurde festgehalten, dass ein GZ nur bestehen könne, wenn es sich an der Lebenswelt der Bevölkerung orientiere. Diese gehe in Richtung Zivilgesellschaft und Gemeinsinn. Man nahm Bezug auf den deutschen Soziologen Ulrich Beck und seine Publikation *Schöne neue Arbeitswelt*. Danach ist die Gegenthese zur Arbeitsgesellschaft nicht die Freizeit- oder Mussegesellschaft, sondern die politisch gewendete selbsttätige, selbstbewusste und politische Bürgergemeinschaft. In diese Perspektive fügt sich die Forderung der Jugendbewegung nach Selbstbestimmung nahtlos ein.

Die Kommunikationsprobleme zwischen Staat und Jugendbewegung waren offensichtlich. In einem internen Protokoll der Arbeitsgruppe Jugendpolitik SP Stadt Zürich vom November 1980 lese ich: «Der Stadtrat, und insbesondere auch Emilie, ist offenbar weder be-

reit, aus der verkachelten Jugendpolitik der letzten zwölf Jahre noch aus den Ereignissen und Forderungen der letzten Monate Konsequenzen zu ziehen. [...] Die beschworene Gesprächsbereitschaft des Stadtrates über den Sommer ist unglaubwürdig.» Dass Emilie Lieberherr ihren Alleingang durchzog, wurde immer offensichtlicher; die Parteilung der Stadt Zürich war nicht mehr bereit, ihr eigenmächtiges Vorgehen zu akzeptieren. Es war eine Woche vor der Gemeinderatsitzung, an der die Stadträtin ihr neues Projekt vorstellen wollte. Hardy Fünfschilling, Präsident der Stadtpartei, verlangte ein Gespräch mit Emilie, doch diese verweigerte die Auskunft – und liess sich später abwesend melden. In der Konsequenz wurde Lieberherr später aus der SP ausgeschlossen.

Die eidgenössische Jugendkommission hatte im September 1980 in einer Broschüre ihre «Stichworte zum Dialog mit der Jugend» formuliert. In einem ausgewogenen Ton wurde zu Dialog statt Konfrontation aufgerufen. Nur kurze Zeit danach erschienen die *Antithesen* von Jeanne Hersch. Mit ihrem Büchlein war die streitbare Genfer Philosophin und Sozialdemokratin für lange Zeit auf den Bestsellerlisten. Mit der Schlagzeile «Der Feind heisst Nihilismus» sprach sie weite Kreise an – doch ihre Stellungnahmen und Verurteilungen zeugten von einem überholten, rigiden Denken, das auf die Wirklichkeit kaum anwendbar war. Eine Textstelle soll dies belegen: «Man hätte den Jugendlichen der Bewegung gleich nach ihren gewalttätigen Demonstrationen sagen müssen: Es kann gut sein, dass eure Forderungen zum Teil berechtigt sind. Darüber können wir aber in einer Atmosphäre der Gewalttätigkeit nicht diskutieren. Kommt wieder, wenn ihr mit uns – sagen wir – zwei Monate gesetzlicher Ordnung eingehalten habt. Dann wollen wir uns zusammensetzen und sehen, was sich machen lässt.»

Für Frau Hersch war klar, dass die Demonstrationen von einigen wenigen mit der Hilfe einer Gruppe von Mitläufern geplant wurden.

Sie schrieb: «Ich bin (aber) nach eingehender Beobachtung des Verhaltens einiger Anführer davon überzeugt, dass sie eine Ausbildung hinter sich haben. Wo, wann und wie, weiss ich nicht, und ich kann es auch nicht beweisen. Ihre Taktik, ihre Technik, ihre Art, die anderen anzuführen, ihre ungewöhnlich schroffen Bewegungen, ihre kalkulierte Schlagfertigkeit verraten aber eine auf Drill beruhende Schulung.»

Diese Antithesen durften nicht unwidersprochen bleiben. Ludwig Hasler, damals Redaktor des *St. Galler Tagblattes*, brachte meine Replik auf der Seite «Politische Zeitprobleme» unter dem Titel «Ein Bären dienst an unserer Jugend». Ich konterte Frau Hersch, legte dar, dass sie mit ihrer Argumentation jeden Dialog mit der Jugend verunmögliche. Sie scheine zu wissen, wie es sein müsse und wie es richtig wäre. Man könne ihr zustimmen oder ihre Ansichten ablehnen, ein Gespräch aber sei nicht möglich. Und dabei wäre das Gespräch mit der rebellierenden Jugend dringend notwendig gewesen. Es machte den Anschein, dass die Philosophin Jeanne Hersch keine Ahnung hatte von den praktischen Schwierigkeiten, die Jugendliche haben können, wenn sie sich in die Arbeitswelt integrieren müssen. Dass es in Zürich einige Hundert jugendliche Arbeitslose gab, musste man zur Kenntnis nehmen. Und die Tatsache, dass es zu wenig offene Lehrstellen gab und für viele Jugendliche Zwischenlösungen gesucht werden mussten, durfte bei einer Beurteilung der Situation nicht unberücksichtigt bleiben.

Ich orientierte mich gerne an einer Passage aus einem Essay von Ludwig Hohl: «Das menschliche Entdecken schreitet nicht so vor, dass man vom Allgemeinen, dem von allen Gesehenen, ‚Wichtigen‘ aus endlich zu den Randbereichen, den Nuancen gelangte, wo dann allmählich Verblässen und Auslöschen einträte; sondern umgekehrt: zuerst wird ein Neues gesehen in den Randbezirken, an den zerfasern den Orten der Nebenerscheinungen, des Subtilen, der unmerklichen Spannungen, des fast Unsichtbaren, dort, wo der allgemeinen Mei-

nung nach nur die unpraktischem und nebenhinaus geratenen Fachleute sich beschäftigen können. Und dann, langsamer oder rascher, oft unmerklich und bisweilen auch in einem gewaltigen Ruck, schieben sich diese Nuancen-Entdeckungen in den Tag hinein, mehr und mehr der Mitte zu, beherrschen endlich die Welt.»

Von Rudolf Schilling, dem Redaktor des *Tages-Anzeiger-Magazins*, erhielt ich einige Zeit später den Auftrag, zum Thema «Wie viel Anarchie verträgt die Demokratie?» zu schreiben. Ich wollte unterschiedliche Stellungnahmen von Persönlichkeiten in der Stadt Zürich bündeln und einen umfassenden Beitrag veröffentlichen. Doch plötzlich stoppte Schilling das Projekt. Was war geschehen? Der *Tages-Anzeiger* hatte stets einigermassen objektiv über die Ereignisse im Zusammenhang mit den Jugendunruhen berichtet. Doch irgendwann gab es einen Bruch – die Wirtschaft begann die Medien unter Druck zu setzen. So zog die Geschäftsleitung des Warenhauses Globus den Auftrag für die regelmässige ganzseitige Werbung zurück. Das war eine massive Zäsur in der Berichterstattung der grössten Zürcher Tageszeitung.

Meine Frage an die Persönlichkeiten hatte gelautet: «Ein Jahr AJZ – was waren Ihre Erwartungen?» Der Ethnologe und Psychoanalytiker Paul Parin lieferte ein mehrseitiges und kritisches Papier zur Situation in der Stadt Zürich und deren Regierung. «Das Bedürfnis nach einem autonomen Jugendhaus hatte sich in Zürich in den späten Fünfzigerjahren artikuliert», schrieb er. «Ich erinnere mich, dass das erste ‚Zürifäscht‘ mit einer (erfolgreichen) Geldsammlung dafür einherging (wo ist das Geld geblieben?). Ungeschickte Experimente und wenig überzeugende Argumente, die dagegen vorgebracht wurden, haben das Bedürfnis nicht aus der Welt geschafft.»

Parin erinnerte mich auch daran, dass ich anlässlich eines Besuches bei ihm die Frage gestellt habe, weshalb man hier eine Rand-

gruppe kriminalisiere, das könne doch kein politisch denkender Mensch akzeptieren. Darauf habe er in der Tat nur eine recht traurige Antwort gewusst: «Ich bin der Meinung, dass alles darauf hinausläuft, aus vielen Unzufriedenen eine Randgruppe auszugrenzen, sie zu kriminalisieren und mit allen Mitteln zu bekämpfen, selbst mit solchen, die unsere Rechtsordnung bisher nicht zuließ. Dass kein politisch denkender Mensch das akzeptieren kann, ist leider nicht wahr. Gerade ratlose Machthaber, wie unsere beflissenen Stadtväter es sind, verunsicherte Bürger und Kleinbürger, haben allenthalben und in vielen geschichtlichen Epochen genau solches als wichtiges politisches Mittel angesehen: so wurden Gruppen gemacht aus Zigeunern, Negern, Gelben, Juden ...» Werner Bossert, Leiter des psychologischen Dienstes der Stadtpolizei und Präsident der sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Fraktion des Kantonsrates, nahm Bezug auf 1968 und äusserte die Hoffnung, dass man etwas aus den damaligen Ereignissen gelernt habe. Er stellte aber fest, dass Ansätze zu einem Dialog nicht wahrgenommen wurden, dass man in die gleichen Fehler wie damals verfiel und sich gegenseitig nur wieder Vorwürfe machte.

Das Thema «rechtsfreier Raum» war ein Dauerbrenner in der Diskussion zwischen Rechten und Linken. Vorschläge der einen Seite wurden von der anderen nicht aufgenommen oder torpediert. Im Gegenverlag erschien ein Buch von einer Gruppe Jugendbewegter mit dem Titel *Die Angst der Mächtigen vor der Autonomie*. Und tatsächlich muss man davon ausgehen, dass in gewissen Kreisen eine nicht zu unterschätzende Angst herumgeisterte, wenn auch in persönlichen Gesprächen mit bürgerlichen Politikern in manchen Sachfragen durchaus Übereinstimmung bestand. Ich erinnere mich da an ein Gespräch mit Thomas Wagner, der bereit war, das Jugendproblem anzuerkennen und die Notwendigkeit einer ausgewogenen und parteipolitisch übergeordneten Jugendpolitik bejahte.

Am 23. März 1982 wurde das AJZ geschleift und dem Erdboden gleich gemacht. Nun war auch meine Anstellung überflüssig geworden. Ich machte Emilie Lieberherr den Vorschlag, bei den Heimen eine Umfrage über ihre Betroffenheit und Erfahrungen mit dem AJZ durchzuführen. Sie ging darauf ein und bewirkte, dass meine Anstellung um zwei Monate verlängert wurde. Ich hatte die Absicht, Kontakte mit nur denjenigen Heimen aufzunehmen, von denen man wusste, dass sie speziell betroffen waren; gleichzeitig stellte ich aber fest, dass ein umfassenderes Interesse bestand. Die Kurvensituation schien für alle Beteiligten eine grosse Herausforderung gewesen zu sein. Und da die Anfrage zu einem offenen Austausch bei den Heimleitern auf reges Interesse stiess, stellte ich einige Fragen zusammen.

Die Antworten fielen überraschend aus und zusammenfassend tönte das so: Junge Menschen, die abhauen, weil es zwischenmenschliche Spannungen gibt, hat es immer gegeben und wird es immer geben. Sie bleiben zwei bis drei Tage, allerhöchstens eine Woche «auf Kurve», dann kommen sie wieder zurück. Es ist gut zu wissen, dass sie irgendwo unterkommen, und gut wäre auch, wenn der Informationsfluss funktionieren würde. Ein autonomes Jugendhaus könnte deshalb eine sinnvolle Einrichtung sein. Grössere Probleme schien die Drogensituation zu machen. Die Leute waren an freien Tagen ins AJZ gekommen, um sich den Stoff zu holen. Ab und zu blieben sie auch einige Tage weg und kehrten dann freiwillig zurück. Natürlich wurde auch «gepafft», also Haschisch geraucht. Mit dem Paffen umzugehen war nicht einfach, es störte den Gruppenbetrieb und wurde auch als Rückzug aus dem Geschehen und als Flucht vor den Konflikten verstanden. Eine Schwierigkeit ergab sich für die Heimleitung dadurch: Sie tolerierte das Paffen, musste es von Gesetzes wegen aber verbieten. Doch das bringe nichts. «Wir kommen in eine zwiespältige Rolle. Wir sind vom Problem mit den Drogen überfahren worden, wir wollten es nicht wahrnehmen. Vor fünf Jahren waren es Einzelne, die

bei der Einweisung schon Erfahrung mit Drogen hatten. Heute ist es die Ausnahme, wenn ein Jugendlicher bei der Einweisung noch keinen Kontakt mit Drogen hatte.»

Zur Stellungnahme für oder gegen ein AJZ: Mit einer Ausnahme waren alle Heimleiter unbedingt für ein AJZ. Es brauche einen Ort, wo die Jungen unter sich sein und Selbstbestimmung lernen könnten, um so in die Gesellschaft der Erwachsenen hineinzuwachsen. Es sollte mehrere Jugendhäuser in der Stadt geben und sie sollten dezentralisiert sein; auch müsste die gegenseitige Information besser sein, damit die Anonymität aufgehoben würde. «Wenn es ein AJZ gibt, ist die Situation insofern anders, als man weiss, wo Stoff geholt werden kann. Sonst geschieht dies alles in der Grauzone.»

Die kritische Stimme äusserte sich folgendermassen: «Bevor es das AJZ gab, kamen Drogen bei den Schülern nur am Rande vor. Im Zusammenhang mit dem AJZ gab es schlagartig einen Drogenboom. Es gab welche, die das Know-how als Renommiermoment gebrauchten und bei besonders Anfälligen entsprechend etwas auslösten. Wenn bei uns Drogen konsumiert werden, melde ich es konsequent der Polizei. Ich bin auf alle Fälle ganz entschieden gegen ein AJZ.»

Zur Autonomie im Jugendzentrum waren die Meinungen geteilt: Die einen fanden, dass in einem AJZ eine Selbstverwaltung vielleicht funktionieren könnte. Klar war aber, dass die Jungen allein keine Strukturen schaffen konnten, sie hätten die Hilfe von Fachleuten gebraucht, die am Aufbau mitgeholfen hätten. Sonst hätte die Destruktivität überhandgenommen und hätte alles kaputt gemacht. Fazit: Autonomie geht nicht ohne Strukturen, auch nicht ohne Verantwortung. Auch wir Erwachsenen haben damit Mühe.

Der Einblick in die Jugendheime und die Gespräche mit deren Leitern brachte mir viele neue Erkenntnisse. Die Professionalität und Ernsthaftigkeit im Umgang mit den anstehenden Schwierigkeiten be-

eindruckte mich. Mir wurde klar, dass da von allen Beteiligten tagtäglich harte Knochenarbeit geleistet wurde. Emilie Lieberherr nahm meinen Bericht dankend entgegen – und liess ihn in einer Schublade verschwinden.

Wie weiter?

Kurze Zeit nach der Schliessung des AJZ fuhren Albi und ich mit einer Reisegruppe nach Andalusien. Schon am ersten Abend setzte sich zum Abendessen ein freundliches Ehepaar an unseren Tisch. Offensichtlich suchten sie Kontakt, denn am nächsten Tag gesellten sie sich wieder zu uns. Fortan war es selbstverständlich, dass wir zu viert unterwegs waren. Es entstanden interessante Gespräche und wir vernahmen, dass der Mann beruflich stark engagiert war und sich zusammen mit seiner Frau nun eine Woche private Erholung gönnte.

Ein unbestimmtes Gefühl, diesen Mann zu kennen, wurde ich nicht los. Plötzlich tauchte ein Bild vor mir auf: Ich sah ihn im schwarzen Talar als Richter anlässlich eines Prozesses vor dem Obergericht. Eine junge Drogenpatientin, die ich betreute, bat mich, sie zur Gerichtsverhandlung zu begleiten. Von mir und ihrem Arzt war je ein Therapiebericht verlangt worden. Der Erfolg blieb nicht aus: Der Richter wandelte die Freiheitsstrafe in eine therapeutische Massnahme um. Und tatsächlich war unser Reisefreund der Oberrichter Max Friedli.

Die Erleichterung meiner Klientin und auch meine Freude waren gross, und voller Zuversicht verabschiedeten wir uns voneinander. Nachdem aber das Damoklesschwert nicht mehr über ihrem Haupt schwebte, erschien sie auch nicht mehr zu den auferlegten Therapie-terminen. Doch den Kontakt zum Ehepaar Friedli pflegten wir nach der Andalusienreise weiter.

In den darauffolgenden Jahren nahm ich mehrere Male an der Sommeruniversität in Dubrovnik teil. Die Treffen der kritischen Phi-

losophen, die sich vorher regelmässig auf Korcula getroffen hatten, waren verboten und auf das Inter-University-Center in Dubrovnik verlegt worden. Professor Lübke schrieb mir eine Empfehlung, die mich zur Teilnahme berechtigte. Der erste Kurs galt Friedrich Nietzsche. Die Brisanz und die zunehmende Bedeutung von Nietzsches Philosophie führten dazu, dass die Seminare jährlich weitergeführt wurden. Der Mensch bei Nietzsche ist ein Schaffender, ein Gebärender aus dem «Willen zur Macht» heraus – der sich selbst, das Leben und die «ewige Wiederkehr» will. Der «ästhetische Zustand» als der Augenblick des tragisch-dionysischen Zustands, den Nietzsche den schöpferischen Akt nennt, gipfelt in der Bejahung der «ewigen Wiederkehr» – auch in seiner Sinnlosigkeit.

Tagsüber fanden die Seminare häufig im Freien statt. Mit dem Schiff fuhren wir zur Insel Lokrum und philosophierten unter freiem Himmel. Sassen wir abends im Raum eines Hotels zusammen, wurde die Situation prekär, denn nach Vorschrift durften sich aus politischen Gründen nicht mehr als zwölf Personen gemeinsam in einem Raum aufhalten. Obwohl den Diskussionen einschlägige wissenschaftliche Werke zugrunde lagen, galten unsere Zusammenkünfte offensichtlich als konspirativ und wurden beargwöhnt. Dennoch waren es jeweils herrliche Tage und beflügelt kehrte ich in den Alltag zurück. Unter dem Titel «Mit Nietzsche in Ragusa» berichtete ich darüber im *Tages-Anzeiger*.

Das letzte Seminar, an dem ich teilnahm, war den Philosophen Ernst Bloch und Georg Lukacs gewidmet. Anwesend waren Karola, die Witwe von Ernst Bloch, und deren Sohn Jan. Ich vertiefte mich in das Werk von Bloch und entdeckte das Thema der Utopie. Da ich an einem Buchmanuskript über meine Erfahrungen im AJZ arbeitete, wählte ich spontan den Arbeitstitel «Ohne Utopien geht nichts». Angeregt zu dieser Arbeit hatte mich eine Lektorin des Kreuz-Verlages. Sie begleitete fortan mein Schreiben und rief eines Tages an, um mir

mitzuteilen, dass ihr gekündigt worden sei. Der Verleger bat um ein Exposé und antwortete kurz, dass mit diesem Thema kein Buch zu machen sei. Somit wurde das Projekt hinfällig.

Utopien scheinen heute kaum noch Kurswert zu haben. Es zählt die Marktwirtschaft und das schnelle Geld. Doch auf das «Wünschen nach vorn» – wie Bloch das formuliert hat – sollten wir nicht verzichten.

Was ist Religion?

1984 begann meine Kurstätigkeit in der Evangelischen Studiengemeinschaft der Zürcher Hochschulen. Hans-Jürg Braun, Privatdozent an der philosophischen Fakultät, war mit deren Errichtung beauftragt worden. Braun hatte 1975 den Pfarrdienst in Schlatt im Kanton Zürich aufgegeben und sich an der Universität Zürich in Philosophie habilitiert. Sein Spezialgebiet war die Religionsphilosophie; ich gehörte zu seinen ersten und treuesten Hörerinnen. In einem Seminar über den Philosophen Ludwig Feuerbach hatte ich ein entscheidendes Aha-Erlebnis. Mit meinem Verständnis von Religion – deren Konstitution ich im Menschen aufgrund seiner Seinsverfassung begründet sah – stiess ich bei Braun auf offene Ohren.

Es ergab sich, dass ich bei der Studiengemeinschaft Kurse anbot. Auslöser war das Interesse einer Gruppe von ETH-Studenten, die sich über die Anliegen und Forderungen der Jugendbewegung informieren wollten. Es folgte ein Kurs über die Traumdeutung bei Sigmund Freud und C.G. Jung. Ein spezielles Interesse galt der Lektüre des Buches *Gebet und Vernunft* von Walter Bernet, der den Lehrstuhl für praktische Theologie an der Universität Zürich innehatte. Ich hatte dieses Buch gelesen und überhaupt nicht als theologisch empfunden; es befasste sich ausschliesslich mit dem Erfahrungshorizont der endlichen Welt.

Beten war für Bernet eine besondere Form des Denkens, ein kritischer Bewusstseinsprozess. Das Gebet verstand er als Reflexion – als Erfahrung des Seins, die sich im Denken ereignet. Folgerichtig ernstete Bernet die breite Kritik der Theologen-Zunft. Bernet hatte übrigens C.G. Jung persönlich gekannt und seine geistige Nähe zu ihm war unverkennbar.

Die Kurse der Evangelischen Studiengemeinschaft waren durchwegs gut besucht und regten zu intensiven Diskussionen an. Der Höhepunkt meiner Zusammenarbeit mit Hans-Jürg Braun war ein Konzept zu einem Forschungsprojekt. Uns interessierte die Entstehung von Religion beim Menschen, und so begannen wir dessen biologische Voraussetzungen zu studieren. Neben Feuerbach gab mir der Zoologe Adolf Portmann wichtige Hinweise. Dieser sah das Menschenkind als zwölf Monate zu früh zur Welt gekommen und nannte es ein «Mängelwesen».

Verglichen mit dem Tier, das in eine artspezifische und daher gesicherte Umwelt hineingeboren wird, kenne der Mensch diese Sicherung nicht. Er müsse sich seine Welt – zwischen Umweltbindung und Weltoffenheit – selber kreieren. Während das Tier, abhängig von seiner Entwicklungsstufe, instinktgebunden sein Leben vollziehe, entwickle der Mensch seine Anlagen wie Sprechen, aufrechter Gang, einsichtiges Handeln erst mit einem Gegenüber. Diese wichtigsten Kennzeichen menschlichen Verhaltens formen sich in der Symbiose mit der Mutter im ersten Lebensjahr. In dieser Dyade, der geglückten Mutter-Kind-Beziehung der ersten Lebensphase, in der die Mutter das Nehmen des Säuglings zulässt, entsteht ein «energetisches Potenzial», das Schutzfunktion hat und der Lebenserhaltung dient. Nach abgeschlossener Persönlichkeitsentwicklung und vollzogener Anpassung auf sozialer Ebene werden diese Energien wieder frei zur weiteren Investition, die der Daseinssicherung auf späterer Entwicklungsstufe dienen. Und hier in diesem Bereich lässt sich die Religion, beziehungsweise das Religiöse ansiedeln.

So siedelt auch Feuerbach die Entstehung der Religion beim Menschen an, der sich aufgrund seiner Bedürftigkeit einen Gott schafft, von dem er die Erfüllung seiner Wünsche erhofft. Feuerbachs Programm ist die Rücknahme dieser Hypostasierung in den Menschen, der so zum Mittelpunkt und Schöpfer seiner Geschichte wird. Auch die Psychoanalyse begründet hier die Entstehung von Religion. In einem Kolloquium von Walter Bernet diskutierten wir mit angehenden Theologen die Bedeutung der frühen Mutter-Kind-Beziehung für die Theologie. Als Studiengruppe fanden wir uns zum «Bergeller Grüppli» und fuhrten an verlängerten Wochenenden nach Vicosoprano ins Bergell. Für mich waren der Kontakt mit den angehenden Theologen und die intensiven Gespräche sehr wichtig. Es sind bekannte, heute in der Praxis aktive Seelsorger, die bei Walter Bernet studiert hatten und bei diesen Diskussionen dabei waren.

Das Entwerfen und Fantasieren ist eine wichtige menschliche Fähigkeit. Der Mensch ist ein bedürftiges Wesen, und sein Wünschen und Sehnen ist geboren aus der Not. Alle Religionen funktionieren aufgrund dieser Einsicht in die menschliche Seinsverfassung.

Während meiner philosophischen Ausflüge hielt Albi daheim die Festung, und die Philosophie blieb mein alleiniges Revier. Doch einmal lud ich meine Familie im Anschluss an ein Seminar nach Dubrovnik ein. In einem kleinen Landhaus ausserhalb der Stadtmauern und oberhalb der Stadt hatte ich eine idyllische Unterkunft gefunden. Vom zugehörigen Sitzplatz ging der Blick über die Altstadt und auf die vorgelagerte Insel Lokrum. Ich freute mich auf die Ankunft meiner Lieben. Unten am Hafen, wo das Schiff von Rijeka her kommend einlief, erwartete ich sie ganz aufgeregt. Schon von Weitem sah ich die vier Gestalten oben auf dem Deck stehen und winken. Nach der Ankunft meines Mannes Albi und unserer Kinder Dominik, Madeline und Barbara bummelten wir zusammen durch Dubrovnik und

hatten uns viel zu erzählen. Mit dem Bus fuhren wir in die nähere Umgebung und diskutierten über die Errungenschaften des jugoslawischen Sozialismus. Dominik und Madeleine waren nun kritische Studenten und in der Kommission für Entwicklungsfragen der ETH/Uni aktiv. Sie entsetzten sich über die für den Massentourismus gebauten riesigen Hotelkästen aus Beton, die die Landschaft verschandelten. Albi und ich konnten ihre Argumente zwar nicht einfach widerlegen, fanden aber, dass sie in ihrem Urteil zu hart seien. Barbara war an diesen Diskussionen nicht interessiert, sie wollte «action» oder im Bett bleiben und schlafen. Das Zusammensein war anstrengend. Abends aber, wenn wir nach einem guten Risotto mit Tintenfisch durch die Altstadt zogen, waren wir wieder kompromissbereiter und uns über vieles einig.

Die Rückreise hatten wir mit dem Zug über Villach nach Österreich in die Schweiz geplant. Wir wollten auf Wunsch unseres angehenden Geografen Dominik die Karstgrotten von Postojna in Slowenien besuchen. Mit Proviant in den Rucksäcken bestiegen wir den Zug und richteten uns für die lange Fahrt ein. Doch ein Zwischenfall unterbrach unsere gemütliche Reise. Das kam so: Albi ging zur Zugtoilette und kurze Zeit danach vermisste er seine Brieftasche. Er hatte unser gesamtes noch vorhandenes Bargeld von zuhause mitgebracht, ich meine, es waren achthundert Schweizerfranken. Wir hatten unsere Unterkunft bezahlt und den Rest nicht wie sonst üblich auf verschiedene Taschen aufgeteilt. Auch die Fahrkarten befanden sich in der Brieftasche. Nun suchten wir konsterniert unter den Sitzen, auf den Bänken, auf der Gepäckablage, im Gang und in der Toilette – überall. Die Brieftasche blieb verschwunden. Ich stürmte durch den Zug und suchte den Schaffner, der unsere Tickets vor längerer Zeit kontrolliert hatte. Drei oder vier Männer, die Belegschaft des Zuges, saßen zusammen in einem leeren Bahnabteil und diskutierten. Mit den Händen gestikulierend versuchte ich ihnen unser Problem zu schildern. Sie

hörten aufmerksam zu, reagierten aber kaum. Hatten sie überhaupt verstanden, worum es ging? Niedergeschlagen ging ich zurück in unser Abteil. Nun mussten wir eine Entscheidung treffen. Noch drei oder vier Stationen bis Postojna. Sollten wir aussteigen oder im Zug bleiben, in dem unser Geld mitfuhr?

Unfähig einen klaren Gedanken zu fassen stiegen wir aus – und standen auf dem leeren Bahnsteig, neben uns die Rucksäcke. Mit gemischten Gefühlen schauten wir dem Zug nach, der noch längere Zeit stehen blieb, sich dann aber langsam in Bewegung setzte. Der Blick wurde frei auf den kleinen Bahnhof und den Bahnhofsvorstand davor, der das Signal zur Abfahrt gegeben hatte. Einem Impuls folgend bewegte sich Albi über die Gleise auf den Mann zu. Wir sahen sie miteinander sprechen, konnten uns aber keinen Reim machen. Doch als Albi zurückkam, hatte er seine Brieftasche wieder in der Hand. Nun konnten wir unsere Reise wie geplant fortsetzen und den Weg zu den Grotten suchen. So sassen wir am Schluss doch noch in der kleinen Eisenbahn, die uns durch das traumhafte Reich der Stalaktiten und Stalagmiten führte.

Gen- und Reproduktionstechnologie

Mitte der Achtzigerjahre las ich in einer Tageszeitung, dass die Grünen im deutschen Bundestag eine Anfrage zur Gen- und Reproduktionstechnologie eingebracht hatten. Ich verstand nicht, um was es sich da handelte, und begann mich zu informieren. Erwin Koller, damals Redaktor beim Schweizer Fernsehen, machte mich auf den Film *Leihmütter – Leihväter* von Marianne Pletscher und Regula Beck aufmerksam. Dieser Film führte in die Thematik ein und berichtete über die Verhältnisse in Frankreich, wo diese Praktiken propagiert wurden. Eine Agentur suchte junge, gesunde Frauen als Leihmütter. Gegen

Entschädigung liessen sie sich einen fremden Embryo einpflanzen und trugen im Auftrag eines fremden Ehepaares das Kind aus.

Ich zeigte diesen Film an kirchlichen und politischen Frauenveranstaltungen und begann mit den Frauen über die Reproduktionsmedizin zu diskutieren. Damals wusste noch kaum jemand, was sich hinter diesem Wort verbirgt. Mich interessierte, was Frauen über diese neue Technologie denken, insbesondere über die In-vitro-Befruchtung, bei der ein Embryo im Labor durch Zusammenfügen von Ei- und Samenzelle erzeugt wird. Nach dem ersten Staunen über das möglich gewordene Unmögliche reagierten die Frauen regelmässig mit Betroffenheit und Verunsicherung. Die geäusserte Abwehr war spontan, intuitiv wurden negative Empfindungen und kollektive Ängste ausgesprochen. Die Verunsicherung hatte etwas zu tun mit dem eigenen Körper, mit dem Anspruch der Frau auf Integrität und Identität im Bereich der weiblichen Gebärfähigkeit. Die Aneignung der Reproduktionsfähigkeit durch die männlich dominierte Wissenschaft wurde als patriarchalisches Machtstreben und als Angriff auf die Frauen verstanden.

Es gab aber auch andere Meinungen. Da waren Frauen, die zwar ebenso persönlich betroffen waren, in den neuen Technologien aber eine Chance gegen die Unfruchtbarkeit sahen. Es gab Ehepaare, die kinderlos waren aufgrund der Zeugungsunfähigkeit des Mannes; diese Frauen outeten sich und gaben das bis anhin persönliche Geheimnis, das oft nicht einmal in der Familie bekannt war, preis. Dies war eine Situation, mit der die Männer offensichtlich grosse Mühe hatten. Ich persönlich wurde an einem sensiblen Punkt berührt und erinnerte mich an die Diskussionen rund um die Empfängnisverhütung. Diese männliche Anmassung, alles in den Griff zu bekommen – und das auf Kosten der Frauen –, liess mich nicht gelassen.

Ohne dass die Öffentlichkeit davon Kenntnis hatte, waren in der Zürcher Frauenklinik seit 1983 In-vitro-Befruchtungen mit anschlies-

sendem Embryotransfer durchgeführt worden. Und zwar nur mit den Eizellen der Frau und dem Sperma des Ehemannes. Somit waren die Eltern immer bekannt. Eine Studie belegte die starke Zunahme zeugungsunfähiger Spermien, also von Männern, die keine Kinder zeugen konnten. Die Forcierung der künstlichen Befruchtung mit Fremdsamen leuchtete ein und in der Folge auch der kommerzielle Aspekt. In der Studentenzeitung *Zürcher Student* erschienen regelmässig Inserate mit folgendem Text: «Wir suchen wieder gesunde Studenten als Samenspender. Rund drei Prozent aller Ehepaare sind wegen männlicher Zeugungsunfähigkeit kinderlos. Mit Fremdinsemination kann ihnen geholfen werden. Wir bieten Spendern eine gründliche medizinische Abklärung und eine grosszügige Umtriebsentschädigung, mit der sie einen Teil ihres Studiums finanzieren können. Anonymität garantiert. Wenn Sie Interesse an einer regelmässigen Mitarbeit haben, so rufen Sie uns an.» Unterzeichnet: Bank für Human sperma Zürich, Dr. med. P.D. Hagmann.

Zusammen mit einer Kollegin meldete ich mich bei Dr. Hagmann, der uns offen über seine Tätigkeit informierte. Seine Kriterien für die Auswahl der Spermien waren simpel. Er achtete lediglich darauf, dass der genetische Vater die gleiche Haar- und Augenfarbe und in etwa die gleiche Grösse hatte wie der Ehemann der zu inseminierenden Frau. Hagmann war davon überzeugt, dass er mit seiner Tätigkeit eine humanitäre Dienstleistung erbrachte. Wohlwollend war er auch bereit, unsere kritischen Bedenken entgegenzunehmen. Mit einem Telefonanruf forderte ich die Redaktion des *Zürcher Studenten* auf, die Samenspender-Inserate zu stoppen, was auch sogleich geschah.

Erstaunlich langsam drang das Thema Gen- und Reproduktionstechnologie an die Öffentlichkeit. Ich bot Redaktionen Artikel an und musste hören, dass das für sie (noch) kein Thema sei. Eine Ausnahme bildete der *Tages-Anzeiger*, der eine Beilage zur Gentechnologie ver-

öffentliche. «Genmanipulation: Dürfen wir, was wir können? Spitzengenetiker entwickeln Fantasien über die Fortpflanzung in der Retorte» lautete der Titel meines Artikels, der eine Serie eröffnete, in der während zwei Wochen regelmässig Beiträge zum Thema erschienen.

Ein Zusammenschluss von Wissenschaftlern der ETH und der Universität Zürich hatte ein geheimes Dokument in Umlauf gebracht, in dem sie sich mit der Erforschung transgener Tiere befassten. Ich hatte diese Papiere von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter der ETH erhalten und spielte sie dem Kantonsrat zu, wo sie eine heftige Debatte auslösten und das Thema zu einem Politikum wurde. An der Universität erlebte das Thema Ethik eine Renaissance und wurde von der philosophischen Fakultät unter der Leitung von Professor Helmut Holzhey aufgenommen. Im Rahmen einer interdisziplinären Vortragsreihe von Uni und ETH Zürich im Wintersemester 1987/88 diskutierten Naturwissenschaftler und Philosophen das Thema «Künstliches Leben – ärztliche Kunst?» Die Wissenschaft beschäftigte sich kontrovers mit dem werdenden Leben. Zur Veranstaltungsreihe gab der Ethnologe und Philosoph Jürg von Ins im Zürcher Hochschulforum einen Sammelband heraus. Mein Beitrag lautete «Die Gesellschaft konfrontiert mit Fortpflanzungs- und Gentechnologie». Ich forderte darin die gesellschaftliche Kontrolle der Gen- und Reproduktionstechnologie sowie Information und Beratung für die Frauen.

Im Jahre 1987 wurde die Beobachter-Initiative «Gegen Missbräuche in der Fortpflanzungs- und Gentechnik beim Menschen» mit rund 130'000 Unterschriften eingereicht. Die Initiative verlangte eine Regelung des Umgangs mit menschlichem Keim- und Erbgut. Konsequenterweise wurde die Aufhebung der Anonymität des Samenspenders gefordert. Die Argumentation setzte beim Kind an, das zur Ausbildung der eigenen Identität seine existenzielle Herkunft und damit seine eigenen Wurzeln kennen soll. Dadurch wäre den Kindern er-

möglichst worden, ihren genetischen Vater kennenzulernen. Die Initiative gab den Anstoss zu einer breiten Diskussion.

Die Eidgenössische Expertenkommission «Humangenetik und Reproduktionsmedizin» schrieb in ihrem Bericht, dass die Beobachter-Initiative erhebliche Mängel aufweise, und empfahl die Ausarbeitung eines direkten Gegenvorschlages. Dieser wurde von der nationalrätlichen Kommission ausgearbeitet. Im Humanbereich folgte der Gegenvorschlag der *Beobachter-Initiative* in vielen Punkten. Die wesentliche Erweiterung betraf den Umgang mit dem Keim- und Erbgut von Tieren, Pflanzen und anderen Organismen. Der Bund wurde aufgefordert, Vorschriften zu erlassen und dabei der Würde der Kreatur sowie der Sicherheit von Mensch, Tier und Umwelt Rechnung zu tragen und die genetische Vielfalt der Tier- und Pflanzenwelt zu schützen. Der Volksentscheid war dann eindeutig. Die *Beobachter-Initiative* wurde abgelehnt und der Gegenvorschlag angenommen.

In der Schweiz war das Geschäft mit der künstlichen Befruchtung weiterhin voll im Gang. Es gab lange Wartelisten von Frauen, die ihren Kinderwunsch erfüllt haben wollten. Für die spezialisierten Labors lief alles bestens, nur war man dort nicht mehr sicher, ob sich auch in Zukunft genügend männliche Samenspender rekrutieren liessen. Nicht zu Unrecht vermuteten die Praktiker in diesem Geschäft, dass bei Aufhebung der Anonymität der Samenspender «wir ganz klar alle zusammenpacken können», wie es einer ihrer Vertreter auf den Punkt brachte. Was das heissen würde, zeigte sich in Schweden. Dieses war das erste Land, das die Anonymität der Spender per Gesetz aufgehoben hatte. In der Folge gab es in Schweden tatsächlich kaum mehr spendenwillige Männer.

Den Wissenschaftlern kam die Vorrangstellung zu. Die Politiker wurden aufgefordert, sich still zu verhalten und den Fortschritt nicht zu bremsen. Abwarten, hiess die Devise, nicht voreilig Weichen stel-

len. Und die Schweiz müsse europakonform sein und dürfe den Anschluss an die Welt nicht verpassen. Mit Unterstützung der damaligen SP-Nationalrätin Doris Morf nahm ich an einem internationalen Hearing zur Gen- und Fortpflanzungstechnologie in Triest teil. Doris, die ich aus der Zürcher SP kannte, war Mitglied der Schweizer Delegation und bestens integriert in der Gruppe der Vertreter der Schweizerischen Akademie der medizinischen Wissenschaften. Was auf diesem Kongress hochkarätige Wissenschaftler aus aller Welt vortrugen, erschütterte mich. Die Frau als Forschungsobjekt wurde in ihre Bestandteile zerlegt und der Reproduktionsmedizin zugänglich gemacht. Die Ausbeutung der Frauen im Interesse des medizinischen Fortschrittes.

Zurück in der Schweiz bekam ich im Radio DRS zehn Minuten Sendezeit. Ich fuhr nach Bern ins Studio. Zuvor hatte ich fehlerfreies Sprechen geübt, und so wurde es eine Sendung mit Wirkung. Professor Hermann Lübke, der den Lehrstuhl für Philosophie, speziell für politische Theorie innehatte, kritisierte später meine Forderung nach Kontrolle der Forschung durch die Politik. Er belehrte mich, dass – mit Rückbesinnung auf die Geschichte – die Freiheit in Lehre und Forschung nicht aufgegeben werden dürfe. Seine Argumentation überzeugte mich, und ich reduzierte meinen Anspruch auf eine verstärkte gesellschaftliche Kontrolle der Gen- und Reproduktionstechnologie.

Jahre zuvor hatte ich an einer Eranos-Tagung in Moscia im Tessin den Biologen Adolf Portmann kennengelernt. Er beeindruckte mich als Mensch, und in der Folge las ich zahlreiche seiner Publikationen. Mich überzeugte die ganzheitliche Betrachtung – die ja auch ein Anspruch von C.G. Jung war und die Vermittlung dieses interdisziplinären philosophischen Ansatzes durch einen Naturwissenschaftler. In der Festrede zum 500-Jahr-Jubiläum der Universität Basel hatte Portmann gesagt, dass die frühere Einheit von Forschung und Humanität

verlorengegangen sei. Die Ursache sah er darin, dass die Wissenschaftler die Welt und die Natur zu beherrschen suchten und dass der Darwinismus den Menschen als das Produkt von Evolution und Zufall darstelle. Er forderte, dass neben der auf Technisierung ausgerichteten Weitsicht jene andere, auf Sinnlichkeit und Geschichtlichkeit basierende Sichtweise gleichberechtigt bestehen bleiben müsse. Denn die Evolution des Menschen sei zum grossen Teil erlernt und nur zum kleinen Teil angeboren.

Die Auseinandersetzung mit Portmanns Schriften bestätigte mich in meiner kritischen Haltung gegenüber der Gen- und Reproduktionsmedizin. Der Verdacht war nicht abwegig, dass die In-vitro-Befruchtung dazu diene, Eier und Embryonen der Forschung zugänglich zu machen. Spitzengenetiker entwickelten Fantasien. Der Wunschtraum war die künstliche Gebärmutter, welche die Frau für die Fortpflanzung überflüssig machen sollte. Der männlichen Omnipotenzfantasie schienen keine Grenzen gesetzt. Bisher war es üblich gewesen, die Embryonen bis zur Implantation tiefzukühlen. Dieses Verfahren war aus ethischer Sicht fragwürdig, da viele Embryonen diesen Vorgang nicht überlebten. Mit der Zeit wurde eine Methode erprobt, die Eizellen tiefzukühlen; die konnten dann kurz vor Gebrauch aufgetaut, befruchtet und in die Gebärmutter der Frau eingepflanzt werden. Ethische und rechtliche Bedenken wurden laufend aus dem Weg geräumt. Mit dem Argument «Der Embryo ist nicht mehr im rechtsfreien Raum...» eröffneten sich für die Forschung neue Perspektiven. Nur wurden jetzt die zahlreich produzierten Eier zum Streitpunkt. Wem gehören diese Eier? Ist die Forschung oder sogar der Handel mit diesen Eiern überhaupt legal? Klar war jedoch, dass die Voraussetzungen für die genetische Manipulation an Zellen der Keimbahn des Menschen geschaffen waren.

In Gesprächen mit Vertretern der Schweizerischen Akademie der medizinischen Wissenschaften wurden wir kritisch denkenden Frau-

en liebenswürdig belächelt. Sie stellten unsere Bedenken in Abrede und reagierten belustigt über unsere Skepsis. Sie verkauften uns die Reproduktionstechnologie als künftiges Wohl der Frauen. Kinderlosigkeit – primär ein psychosoziales und kulturelles Problem – bekam den Status der Krankheit, die durch ärztliche Kunst geheilt werden kann. Heute, zwanzig Jahre später, wird das gemacht, was wir uns damals in unseren negativen Fantasien ausgemalt haben.

Und die Diskussion um die Forschung an Embryonen ist nach wie vor brisant. Das Prekäre an der In-vitro-Befruchtung mit Embryotransfer war deren Verfügbarkeit. «Soll man die überzähligen Embryonen pietätvoll in den Ausguss schütten?», wurde gefragt. Nein, das liess sich nicht vertreten. Man ging dazu über, sie den Frauen einzupflanzen, was zu unwillkommenen Mehrlingsschwangerschaften führte. Nach entsprechender Kritik entschloss man sich, die überzähligen Embryonen mit einer Injektion in die Gebärmutter abzutöten. Eine Praxis, die ethisch schwierig zu vertreten war. Betont wurde daher: «Nicht selektiv, einfach die, die am nächsten liegen.» Und wiederholt verfasste die Ethikkommission der Akademie der medizinischen Wissenschaften ein neues Leitpapier, dessen Inhalt entsprechend dem Forschungsstand so angepasst wurde, dass die geltenden Praktiken legitimiert werden konnten.

Bei den SP-Frauen hatten wir den Widerstand gegen die Gen- und Reproduktionsmedizin auf die Fahne geschrieben. Im Parteivorstand brachten wir den Vorstoss ein, das Thema als Politikum aufzunehmen. Doch im von Männern dominierten Vorstand herrschte damals die Meinung vor, dass das ein Frauenthema sei und wir ruhig weiter dranbleiben sollten. Zudem gab es in der SP viele fortschrittsgläubige Genossen, die in diesen neuen Technologien eine grosse Chance sahen, nicht zuletzt auch wegen den dadurch zu erwartenden Arbeitsplätzen.

In einer Vollversammlung hatten wir sozialdemokratischen Frau-

en des Kantons Zürich uns grundsätzlich mit dem Problemkreis Reproduktionstechnologie auseinandergesetzt. Zwei Kernfragen standen im Raum. Erstens: Was bringt kinderlose Paare dazu, diese langwierigen, nicht problemlosen Behandlungen auf sich zu nehmen? Zweitens: Ist die medizinische Forschung, die betrieben wird um den Kinderwunsch zu erfüllen, gerechtfertigt? Wir SP-Frauen organisierten eine Medienkonferenz und riefen unter dem Titel «Ein Kind um jeden Preis?» zur öffentlichen Diskussion über die Gen- und Fortpflanzungstechnologien auf. Wir sahen Kinderlosigkeit primär als ein psychosoziales und kulturelles Problem. Es ist naheliegend, dass «kein Kind zu bekommen» unter einem gesellschaftlichen Erwartungsdruck als persönliches Versagen erlebt werden kann. Aber: Gibt es ein Recht auf ein Kind? Wenn ja: Kann frau dieses Recht einfordern? Und wo? Die in diesem Bereich aktiven Mediziner argumentierten, dass sie auf die Bedürfnisse der Frauen reagieren und dass es möglich sein müsse, die Kinderlosigkeit zu beheben. Unter dem Motto «Wir machen nur, was die Natur auch macht» verlegten sie die Zeugung ins Labor. In der wissenschaftlichen Debatte um die Fortpflanzung spielt die Frau eine geringe Rolle. Mit Blick auf die zehn bis fünfzehn Prozent kinderlosen Ehepaare beansprucht die Forschung das Recht auf die funktionale Zergliederung der Frauenkörper in Eierstöcke, Tuben und Gebärmutter. Die menschliche Fortpflanzung in der Retorte ist machbar geworden – mit allen Nebenfolgen, die durch die verschiedenen Praktiken aufgeworfen werden und weder menschlich noch juristisch in den Griff zu bekommen sind. Was machbar ist, wird gemacht – und wo es Angebote gibt, werden sie genutzt. Offensichtlich ist, dass dieser medizinische Fortschritt neue Diskriminierungen schafft. Zum Beispiel durch die pränatale Diagnostik.

Die pränatale Diagnostik gestattet eine frühe Diagnose bei den ungeborenen Kindern. Diese Untersuchung lässt den Entscheid zu, bei Erbschädigung eine Schwangerschaft zu unterbrechen. Neben den po-

sitiven Aspekten gibt es aber auch die Kehrseite zu bedenken. Diese neuen Möglichkeiten führen zu einer noch schwierigeren Bewältigung des Behindertseins in der Gesellschaft. werdende Mütter über dreissig Jahre und Frauen mit einem bekannten Erbleiden in der Familie geraten unter moralischen Druck, eine Schwangerschaft bis in alle Details abklären zu lassen und einen nicht mit Sicherheit gesunden Embryo abzutreiben. Kann es das Ziel sein, nur noch gesunde Kinder auf die Welt zu stellen? Wer darf entscheiden, welches Kind noch ein Recht auf Leben hat? Mit welcher Behinderung darf ein Mensch leben? Die Gefahr, dass diese Techniken für die soziale Kontrolle missbraucht werden könnten, ist nicht abwegig.

Neue Fragen drängen sich auf: Wie sollen die Eier und Samen (respektive ihre Spender) beschaffen sein, um für die künstliche Befruchtung ausgewählt zu werden? Sollen sie «natürlich heterosexuell» sein, sollen die Paare «in geordneten Verhältnissen» leben und verheiratet sein? Der Sorge um die Familie, die einen kulturellen Wert Europas darstelle, wird das Wort geredet, aus medizinischer Sicht die künstliche Befruchtung als ein «acte humain», ein «acte thérapeutique» dargestellt und das Kind als «remède», als Heilmittel zur Stabilisierung der Ehe verstanden. Lagen wir kritischen Frauen falsch mit der Annahme, dass da ganz andere Interessen im Spiel waren?

Interessant waren auch die Meinungen anderer Frauen zu diesem sogenannten Fortschritt. Sind sie bereit, ihr heutiges mühsam erworbenes und im Frauenwiderstand gewachsenes Selbstverständnis aufzugeben? Etliche Frauen exponierten sich kritisch zum Thema, so auf internationalem Parkett Renate Klein vom Netzwerk Finrrage (Feminist International Network of Resistance to Reproductive and Genetic Engineering). Und in der Schweiz die Biologin Florianne Koechlin aus Basel, die mit ihrem Zitat «Die Mikrobe, die Kuh, dann du» die Lacher auf ihrer Seite hatte.

Die öffentlichen Veranstaltungen zum Thema boomten. Es gab

auch unheilige Allianzen mit strenggläubigen Vertretern der Kirchen, wo zur Abgrenzung eine differenzierte Argumentation wichtig wurde. Die Volkshochschule Uster organisierte einen sechsteiligen Kurs. Dies war ein anspruchsvolles Unterfangen. Mehrheitlich kritische Teilnehmende belebten die Diskussion und forderten uns Vortragende beträchtlich. Ein Höhepunkt war für mich die Anfrage des damaligen CVP-Parteisekretärs Iwan Rickenbacher, ob ich bei einer Veranstaltung der Tierzüchter kritisch zum Thema referieren würde. Ich fuhr nach Zug, mir war bange. Doch es wurde ein gelungener Abend. Den handfesten, praxisbezogenen Argumenten der ausschliesslich männlichen Anwesenden konnte ich nicht mehr als meine Sicht der Dinge entgegensetzen. Fünfhundert Franken Honorar bekam ich für diesen Vortrag. Ein fürstlicher Lohn im Vergleich zu den in der SP üblichen einhundertfünfzig Franken.

Nachdem wir Frauen innerhalb der sozialdemokratischen Partei keine Resonanz gefunden hatten, gründeten einige von uns im Februar 1988 den Verein «Nogerete» (No Gen- und Reproduktionstechnologie). Der offizielle Zweck des Vereins bestand darin, feministische Perspektiven und Stellungnahmen zu allen Aspekten der Gen- und Reproduktionstechnologie zu erarbeiten und gegen aussen zu vertreten. Dies interessierte selbst die Stadtpolizei Zürich und sie machte dazu einen Eintrag in meiner Staatsschutzakte. Dieser schliesst mit der Bemerkung: «Bei weiteren Erkenntnissen wird mit Nachtrag rapportiert.»

Im Verein Nogerete hatten sich Frauen aus verschiedenen politischen Richtungen zusammengefunden. Übergeordnet verband uns der frauenpolitische Aspekt. Unser Ziel war die Koordination der zahlreichen Aktivitäten zur Förderung und Wahrung der Integrität und Entscheidungskompetenz der Frauen im Zusammenhang mit den wachsenden Möglichkeiten der Gen- und Reproduktionsmedizin. Im Wesentlichen ging es uns darum, die Zusammenhänge und Auswir-

kungen dieser Technologien grundsätzlich und global zu beleuchten und in Frage zu stellen. Wir wollten die Frage nach dem Wohin der Entwicklung stellen und die Konsequenzen für die Zukunft bedenken. Dabei orientierten wir uns stark an der Ethik des deutschen Philosophen Hans Jonas. Dieser hatte argumentiert, dass die jetzige Generation keine irreversiblen Weichenstellungen vornehmen dürfe, welche die Entwicklung der nächsten Generationen behindern könnten.

Es hiess für uns zur Kenntnis zu nehmen, dass den Möglichkeiten reicher Industrieländer («Ein Kind um jeden Preis») Zwangssterilisationen und Schwangerschaftsunterbrechungen (aufgrund von Geschlechterbestimmungen) in Drittweltländern gegenüberstehen. Individuelles Selbstbestimmungsrecht muss somit mit einem Bewusstsein über die weltweite Verflechtung und dem Willen zu weltweiter Gerechtigkeit verbunden werden. Die Einsicht, dass das individuelle Glück nur auf Kosten Dritter und mit Schuld erkaufte werden kann, führt zu einer stärkeren Gewichtung des sozialetischen Aspektes. Daraus leitete sich auch unsere Forderung nach umfassender Information ab. Eine Frau, die für sich eine Laborbefruchtung in Erwägung zieht, muss über den Kontext der angewandten Technologien informiert sein.

Der Umstand der direkten Betroffenheit als Frauen veranlasste uns, Standpunkte zur Reproduktionsmedizin im Humanbereich zu erarbeiten. Die Funktionalisierung und Kommerzialisierung des Lebendigen verstanden wir als Ausdruck eines pervertierten, patriarchalischen Denkens, in dem die Ausbeutung der Frau identisch ist mit der Ausbeutung der Natur. Eindeutig lehnten wir aber auch jede genetische Manipulation von Tieren, Pflanzen und den Mikroorganismen ab. Das Credo lautete: Die Erbsubstanz muss tabu bleiben.

Wir entwickelten eine rege Tätigkeit. Vierteljährlich erschien unser Informationsbulletin *Nogerete*, in dem wir Fachartikel publizierten und über den aktuellen Stand der Forschung informierten. Auch

die Stadtpolizei Zürich blieb am Ball und nahm unsere Tätigkeit im Verein *Nogerete* kontinuierlich zur Kenntnis. Selbst unsere Fachtagungen an den verschiedenen Kliniken der Schweiz, laut Staatsschutzfiche unter Mitwirkung von Medizinern dieser Kliniken in Bern, Lausanne und Basel, waren von Interesse. Immerhin gaben die staatlichen Spitzel den Inhalt unserer Anliegen – das Selbstbestimmungsrecht der Frau aus der Sicht einer feministischen Ethik – korrekt wieder. Sie scheuten offenbar keine Mühe, unsere Informationsbulletins zu lesen.

Die Mitglieder des Vorstandes wurden in der Staatsschutzakte mit Name und ausführlichen Personalien aufgeführt und mit dem Prädikat «bekannt» oder «unbekannt» versehen. Unter bekannt erschienen einige Frauen aus Basel. So Valerie Girsberger, Marianne Mattmüller und Margrit von Felten. Aus Zürich waren Martina Meier, Susanne Wiederkehr und Barbara Speck laut Polizeivermerk bereits in Erscheinung getreten. Alle hatten wir in unserer Zeitschrift *Nogerete* Artikel verfasst und zu wissenschaftlichen und politischen Entwicklungen Stellung genommen. Meines Wissens waren alle Frauen unbescholten, aktiv im Berufsleben stehend und im Besitz der bürgerlichen Rechte.

Der letzte Eintrag in meiner Staatsschutzakte durch einen besonders emsigen Schnüffler hält fest, dass ich die Inhaberin des Postfachs des Vereins war. Dieser Eintrag ist auf den 4. April 1989 datiert, kurz bevor der Fichenskandal aufflog und zur Staatsaffäre wurde.

Die Bespitzelung

Während mehr als vierzig Jahren wurden Menschen in der Schweiz durch ein ausgeklügeltes Überwachungssystem der Bundespolizei bespitzelt. Am Montag, den 5. März 1990, ein Tag nach der machtvollen Grossdemonstration vor dem Bundeshaus, gab der Bundesrat dem Druck nach und versprach den Betroffenen die Einsicht in ihre Staats-

schutzakten. Niemand ahnte damals, welches Ausmass die Bespitzelung gehabt hatte. Ich stellte fristgemäss ein Gesuch um Einsicht in meine Akten. Der Sonderbeauftragte, alt Regierungsrat Walter Gut, schrieb mir am 19. April 1991, dass ich am 19. Dezember 1990 die Stellungnahme des Ombudsmannes der Bundesanwaltschaft, Professor Arthur Häfliger, erhalten habe und dass aufgrund dieser Empfehlungen ein Entscheid gefällt werde. In einem Antwortschreiben auf das erste Gesuch waren die Gesuchsteller gefragt worden, ob sie an ihrem Einsichtsgesuch festhalten wollten. War dies der Fall, hatte man das diesbezügliche Interesse innert dreissig Tagen darzulegen.

Parallel zur Arbeit des Sonderbeauftragten kämpfte das Komitee «Schluss mit dem Schnüffelstaat» hartnäckig und mit Erfolg, sodass die vom Bundesrat versprochene Akteneinsicht nicht plötzlich wieder gekippt wurde. Durch die regelmässig erscheinende Zeitung *Fichen-Fritz* informierte ich mich, wie ich vorzugehen hatte. Ganz wichtig war, dass man die Fristen nicht verpasste. Ein aufwendiger Briefverkehr mit der Bundesanwaltschaft an der Taubenstrasse in Bern förderte eines Tages meine Akte zutage, die Aufzeichnungen von 1949 bis zum Frühjahr 1989 umfasste. Mein Erstaunen über verschiedene Einträge war gross und ich schrieb an den neuen Sonderbeauftragten René Bacher. Ich verlangte eine Dossiereinsicht, da es sich bei mindestens zwei Eintragungen um Verwechslungen handeln musste. Da ich zu meinem grossen Erstaunen von der Kantonspolizei Zürich den Bescheid erhalten hatte, dass in ihrem Archiv keine nachrichtendienstlichen Akten über mich vorhanden seien, insistierte ich hartnäckig und schrieb an Bacher: «Da die Antworten von Bund, Kanton und Stadt mehr Verwirrung als Klärung bringen, bin ich in meiner Vermutung bestätigt, dass mir Informationen vorenthalten werden. Bekannt waren mir berufliche Nichtanstellungen wegen meiner politischen Gesinnung und der Kündigung einer Staatsstelle. In einer Mitteilung der Stadtpolizei Zürich in der Staatsschutzakte meines Ehe-

mannes Albert Siegrist lese ich, ‚dass er und seine Ehefrau auf der V-Liste gestrichen wurden‘.»

Nun kam Bewegung in die Angelegenheit und einiges wurde zutage gefördert. Am 20. Oktober 1993 kam ein liebenswürdiger Brief von Fritz Lendenmann, dem Stadtarchivar von Zürich. Er teilte mir mit, dass die mich betreffenden Akten der Registratur 1 im entsprechenden Archivbestand im Stadtarchiv (in der Akte meines Mannes) vorhanden seien. Der Sinn der Aufbewahrung dieser Akten im Stadtarchiv liege darin, diese nach Ablauf einer Sperrfrist der historischen Forschung zugänglich zu machen. Er schrieb, dass er sich freue, mir in der Beilage die von mir geforderten Unterlagen in Kopie sowie eine überzählige Fotografie zustellen zu können. So traf also etwas mehr als drei Jahre nach meinem ersten Gesuch ein Paket aus dem Stadtarchiv ein. Ich empfand das ganze Prozedere als eine Zumutung. Wie alle anderen Betroffenen forderte ich ja nicht mehr als mein Recht ein. Es ist nicht erstaunlich, dass viele Personen auf die Einsichtnahme in ihre Dossiers verzichteten, weil sie überfordert oder nicht gewillt waren, den geforderten Aufwand zu leisten.

Albi hatte seine Fichen unmittelbar zugestellt erhalten. Als ehemaliger Präsident der Freien Jugend Zürich bekam er auch die über die Organisation geführten Akten. Diese entpuppten sich als eine wahre Fundgrube. Die während der politischen Auseinandersetzungen zwischen der Geschäftsleitung der Partei der Arbeit und der Freien Jugend geführten Gespräche lagen lückenlos protokolliert vor. Durch das Offenlegen der Staatsschutzakten wurde ein System ersichtlich, in dem angeheuerte Spitzel in linken politischen Parteien und Organisationen ihr Unwesen getrieben und die Bundespolizei mit umfangreichen Informationen eingedeckt hatten. Die Protokolle sind allerdings von höchst unterschiedlicher Qualität. Aufgrund der Hinweise auf die Informanten wurde deutlich, dass es auch Verräter in den eigenen Reihen gab. Oft waren es Leute, die sich aus den ver-

schiedensten Gründen persönliche Vorteile verschaffen wollten. Auch wurden gegen Entschädigung Studenten als Spitzel angeworben. Es ist bekannt, dass in den Versammlungslokalen versteckte Abhörvorrichtungen eingesetzt wurden. Ob das im Volkshaus, der Hochburg der Zürcher Arbeiterschaft, möglich gewesen war? Aufgrund der Genauigkeit der in den Staatsschutzakten wiedergegebenen Protokolle muss ich heute davon ausgehen. Ich kann dem Ganzen auch eine positive Seite abgewinnen. Denn dass viele Veranstaltungen der Freien Jugend akribisch protokolliert wurden, ist für die linke Geschichtsschreibung sicher ein Gewinn. Darüber hinaus tragen die vorliegenden Dokumente dazu bei, rückblickend die politische Strategie der Geschäftsleitung der Partei der Arbeit gegenüber der FJ zu erkennen.

Albi studierte seine Staatsschutzakten genau, machte sich Notizen und ging dann wieder zur Tagesordnung über. Die Lektüre dieses Packens Papier war aufwendig, entbehrte aber nicht einer heiteren Komponente. Albi hatte mit anderen Genossen zusammen bei den Freien Sportlern, die dem Satus (Schweizerischen Arbeiter Turn- und Sportbund) angeschlossen waren, Handball gespielt. Der diesbezügliche Ficheneintrag hielt fest, dass die Männer in roten Hosen spielten. Ich erinnere mich, dass Albi von der FJ im Frühjahr 1952 zum vierten Parlament der Freien Deutschen Jugend nach Leipzig delegiert worden war. Aus einer Fiche geht hervor, dass er bei seiner Rückkehr am 9. Juni 1952 in Buchs einer Passkontrolle unterzogen wurde. Der Eintrag sagt aus, dass Siegrist unter den Effekten dreizehn Kilogramm Bücher mitgeführt habe, die sich bei der Verzollung als kommunistische Literatur entpuppt hätten. Er selber habe erklärt, dass er in der Ostzone gewesen sei. Weiter habe er ein Zelt und ein Faltboot zur Verzollung gebracht, das er von seinen Kollegen in Leipzig als Geschenk erhalten hätte. Einträge dieser Art entbehrten nicht einer gewissen Komik.

Mein erster Eintrag in den Staatsschutzakten ist datiert vom 30. September 1949 und bezieht sich auf eine PdA-Ferienaktion für französische Bergarbeiterkinder. Ich war damals siebzehn Jahre alt, aber erst durch diese Akte erfuhr ich vierzig Jahre später von meiner angeblichen Teilnahme. Kurze Zeit darauf soll ich nach einem Besuch im Kino Walche auf der Weinbergstrasse eine öffentliche Ansprache gehalten haben. Offensichtlich eine Verwechslung. Ich habe meine Aktivitäten nie als so bedeutungsvoll empfunden – nun aber im Besitz unserer Fichen wurde ich mit einer anderen Sichtweise konfrontiert.

Als Bereicherung mochte ich die Dokumente des Staatsschutzes nicht sehen; in erster Linie waren diese eine grosse Irritation. Ich schaffte es einfach nicht, locker damit umzugehen. Die Eintragungen – einerseits akribisch genau, dann wieder unsorgfältig und falsch – führten mir die politische Tragweite und Brisanz jener Jahre während des Kalten Krieges vor Augen. Das «V» in der Staatsschutzakte bedeutete, dass wir in der Kategorie der «Gefährlichen» geführt wurden und im Ernstfall sofort verhaftet und in ein Sonderlager gesteckt worden wären. Ich empfand diese Beurteilung als absurd, doch die Bundespolizei hatte eine andere Wahrnehmung. Ich kann heute froh sein, dass es nicht so weit gekommen ist.

Durch die Fichen erfuhren wir, dass auch in Brasilien der Staatsschutz auf uns angesetzt worden war. Offensichtlich ohne Erfolg: Am 20. August 1955 machte die Stadtpolizei Zürich die Mitteilung an das Kriminalkommissariat der Bundesanwaltschaft in Bern, dass wir uns Anfang Mai in Zürich abgemeldet hätten und nach Brasilien ausgewandert seien. «Die beiden wurden seinerzeit auf die Liste der ‚Gefährlichen‘ von Zürich-Stadt gesetzt und sind nun gestrichen worden. Wie wir kürzlich vernommen haben, sollen sich Albert Siegrist und seine Ehefrau nicht in Brasilien, sondern in Kolumbien aufhalten.» In Kolumbien waren wir allerdings nie gewesen.

Die Beurteilung meiner Person durch den Staatsschutz hat mich erschüttert. Die Differenz zwischen dieser Fremdwahrnehmung und meinem eigenen Erleben wurde mir zum Anlass, meine Lebensgeschichte und meine politische Vergangenheit aufzuarbeiten. Ich begann in den Erinnerungen zu graben. Noch waren sie da, nicht unbedingt geordnet in chronologischer Abfolge, sondern eher als Teilstücke eines Puzzles, das nun zusammengesetzt werden musste. Erinnerungen wurden wieder lebendig, das eine Mal emotional besetzt, ein anderes Mal verblasst und weniger schmerzhaft. Ich spürte, dass die Vergangenheit nicht weg ist, sondern dass ich diese in mir trage und sie nach Aufarbeitung verlangt. Ich machte es mir zur Aufgabe, die Ereignisse im Lichte der Gegenwart zu beurteilen. Was aber soll ich mit den vielen Lücken? Vorerst liess ich sie stehen, staunte über die Assoziationen, die sich ergaben, und konnte beobachten, wie eine eigene Dynamik entstand. Oft drohte mich die Fülle der Erinnerungen zu überschwemmen. Die Fakten und Jahreszahlen gaben ein Gerüst, die Daten halfen Ordnung zu schaffen.

Eine persönliche Lebensgeschichte spiegelt immer auch ein Stück Zeitgeschichte. Ich bin 1932 geboren und hatte den Zweiten Weltkrieg als Kind erlebt – allerdings nicht sehr bewusst. Eher sind es Empfindungen und Stimmungen, aber auch punktuelle Ereignisse und Situationen, die meine Erinnerungen an diese Zeit prägen. Später jedoch, nach meinem zwanzigsten Lebensjahr, stand ich bewusster im Leben und erlebte die Politik des Kalten Krieges hautnah.

Jede Lebensgeschichte hat ihre eigenen Voraussetzungen und Bedingungen, sei dies das politische Umfeld der Eltern und Verwandten oder die persönliche wirtschaftliche Lage. Diese ursprünglichen Gegebenheiten aus einer zeitlichen Distanz zu betrachten und zu reflektieren, war für mich höchst interessant. Dank der zur Einsicht bereitliegenden Papiere brachte ich die Ereignisse chronologisch auf die

Reihe. Das war ein anstrengender, aber auch ein klärender Prozess. Rückblickend muss ich feststellen, dass ich mich in meinem Leben oft eingemischt habe. Missstände trieben mich um, und mein Drang nach mehr sozialer Gerechtigkeit blieb zeitlebens ein wichtiger Motor für mein Tun. Rückblickend scheint mir, dass ich jederzeit bereit war, die sich stellenden Herausforderungen anzunehmen. War dieser Anspruch, mich auf das politische Geschehen einzulassen, so zwingend? Wäre es nicht manchmal gescheiter gewesen, nichts zu tun?

Einige Fragen bleiben bedenkenswert. Die zentralste Frage aber ist wohl die nach dem Warum, die Frage nach den Kausalitäten. Inwieweit ist die Gestaltung des Lebens eine Folge der eigenen Herkunft, einer bestimmten Sozialisation? Oder anders gefragt: Wie gross oder wie gering sind die Möglichkeiten, einen eigenständigen, selbstbestimmten Lebensweg einzuschlagen? Wenn von Selbstbestimmung die Rede ist, denkt man an ein Verhalten, das durch den eigenen Willen bestimmt ist und in dem auch der Anspruch auf Freiheit zum Ausdruck kommt. Doch wie oft erlebt man sich fremdbestimmt, unfähig zu einer Alternative! Ist die Möglichkeit zu einer freien Entscheidung gegeben und nutzt man sie, entsteht ein Gefühl von Freiheit – und immer auch ein Verlust an Bindung, die Geborgenheit bedeutet.

Selbstbestimmung geschieht immer im Rahmen der individuellen Konstitution, im Rahmen der geltenden Kultur, ihrer Normen und Wertsysteme. Heute komme ich zu der Einsicht, dass ich den Aufbruch aufgrund meiner Sozialisation und meiner Prägungen in dieser Form wagen musste. Aber nie wäre ich ernsthaft bereit gewesen, Bindungen, die mir Geborgenheit und Schutz boten, zugunsten einer Freiheit, die immer relativ ist, aufzugeben.

Anhang

Kurzbiografien

Bernet, Walter (1925-2000)

Geboren in Thalwil (ZH), studierte Theologie und Psychologie an der Universität Zürich. 1953-1961 wirkte Bernet als Pfarrer in Volketswil (ZH). In seiner Dissertation *Inhalt und Grenzen der religiösen Erfahrung* (1970) wird die Nähe von Bernet zu C.G. Jung, zu dem er auch private Beziehungen pflegte, deutlich. Ab 1961 hatte Walter Bernet die Professur für praktische Theologie und Religionspsychologie an der Universität Zürich inne. Bernet war auch Initiant der «Bergeller Gruppe», einer Gruppe von Zürcher Theologen und Psychologen, die sich mit theologischen und psychologischen Fragen auseinandersetzten.

Böni, Otto (1928-2009)

Geboren in Zürich, machte Otto Böni eine kaufmännische Lehre und arbeitete anschliessend u.a. bei der Post. In den Fünfzigerjahren aktives Mitglied der Freien Jugend, trat er 1956 der SP bei. 1954-1964 war Böni Angestellter bei der Buchhandlung Pinkus & Co. Böni war 1968-1974 Sekretär der SP der Stadt Zürich und anschliessend bis 1988 Sekretär des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes (SSV). 1980-1995 war er Mitglied des Bezirksrates von Zürich. Otto Böni engagierte sich lange im Bildungsausschuss der SP der Stadt Zürich, wo er Initiant der Veranstaltung «Risotto und rote Geschichten» war. Später war er Herausgeber verschiedener Anthologien sowie Redaktor des *SSV-Jahrbuches*.

Brandenberger, Ernst (1906-1966)

Nach einem naturwissenschaftlichen Studium an der ETH war Ernst Brandenberger ab 1933 Privatdozent für Kristallstrukturlehre und Materialprüfung mittels Röntgenstrahlen und ab 1947 Professor für Werkstoffkunde und Materialprüfung an der ETH Zürich. 1949-1966 wirkte er als Direktionspräsident der

EMPA, wo er seine bahnbrechenden Forschungen in die Praxis umsetzte. 1958-1964 kommandierte er die Grenzbrigade 6. Ernst Brandenberger war aktiver Frontier und stand 1936-1939 dem Gau Zürich als Gauführer der Nationalen Front vor.

Braun, Hans-Jürg (geb. 1927)

Nach dem Studium der Theologie und Philosophie an der Universität Zürich wirkte Hans-Jürg Braun während 25 Jahren als Pfarrer in den Kantonen Zürich und Graubünden. Nach seiner Habilitation im Jahr 1976 war er bis 2006 Titularprofessor für Philosophie und Religionsphänomenologie an der Universität Zürich. Ende der Siebzigerjahre engagierte sich Braun für die Evangelische Studiengemeinschaft beider Hochschulen. Dort baute er ein umfangreiches Kurswesen zu aktuellen gesellschaftlichen Fragen auf.

Hansjörg Braunschweig (1930-1999)

Geboren in Basel. Rechtsstudium. Frühe Prägung durch die Blaukreuzjugend und die religiös-soziale Bewegung. 1956-1962 Sekretär des Internationalen Zivildiensts, 1962/63 Mitarbeit bei der Internationalen Liga der Rotkreuzgesellschaften in Algerien, dann beim Schweizerischen Arbeiterhilfswerk. 1966-1994 Amtsvormund der Stadt Zürich. 1968-1978 SP-Kantonsrat, 1976-1982 Präsident der SP des Kantons Zürich. 1978-1990 Nationalrat, Mitglied u.a. der Aussenpolitischen Kommission und der Geschäftsprüfungskommission. 1964-1975 Präsident des Schweizerischen Friedensrats, 1982-1992 Präsident der Arbeitsgemeinschaft für Rüstungskontrolle und ein Waffenausfuhrverbot.

Brock, Erich (1889-1976)

Der in London geborene Philosoph Erich Brock liess sich 1925 in der Schweiz nieder und promovierte 1945 über *Das Weltbild Ernst Jüngers*. 1963 wurde er Titularprofessor für Philosophie an der Universität Zürich. Neben philosophischen Abhandlungen schrieb Brock auch literarische Werke und gab Werke französischer Moralisten heraus. Brock war seit 1931 mit der Theaterkritikerin Elisabeth Brock-Sulzer verheiratet.

Brunner, Otto (1896-1973)

Der Schweizer Spanienkämpfer Otto Brunner weilte zweimal für längere Zeit in Brasilien, bevor er 1932 den Streik der Zürcher Heizungsmonteuere anführte. Ab 1932 war Brunner in verschiedenen Funktionen aktiv in der KPS, für die er auch im Zürcher Gemeinderat und im Kantonsrat sass. 1936-1938 nahm Brunner am Spanischen Bürgerkrieg teil, zuerst als politischer Kommissar, dann als Kommandant des Bataillons «Tschapajew». 1939 wurde er in der Schweiz als Spanienkämpfer zu sechs Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilt. 1942 folgte ein Prozess wegen Totschlags in Barcelona, der mit einem Freispruch mangels Beweisen endete. 1951 wurde Brunner wegen der Jugoslawien-Frage aus der PdA ausgeschlossen, 1968 Wiedereintritt.

Brupbacher, Fritz (1874-1945)

Der aus einem begüterten Elternhaus stammende Zürcher Arzt und Politiker Fritz Brupbacher studierte in Genf und Zürich Medizin. Ab 1901 praktizierte er im Arbeiterquartier Zürich-Aussersihl als «Armendoktor». Wiederholt reiste er nach Russland und in die Sowjetunion. Brupbacher gehörte zu den Vorkämpfern der Geburtenregelung. Schon in den Zwanzigerjahren setzte er sich mit seiner Frau Paulette für die legale Abtreibung ein und wurde zu einem international angesehenen Wegbereiter der Sexualreform. Brupbacher vertrat die Emanzipation des ganzen Menschen, von Mann und Frau, in einem anarchistisch geprägten freiheitlichen Sozialismus. 1905 war er Mitbegründer der Antimilitaristischen Liga. Nachdem er 1901-1904 für die SP im Zürcher Gemeinderat (damals Grosser Stadtrat) sass, trat er 1921 der neu gegründeten KPS bei. Dort engagierte er sich in der Bildungsarbeit und in der Redaktionskommission des *Kämpfers*. Seine Kritik an der zunehmend stalinistischen Partei führte 1933 zum Ausschluss. Danach war Brupbacher parteipolitisch nicht mehr aktiv, pflegte jedoch weiterhin seine vielfältigen Kontakte.

Casparis, Christian (geb. 1943)

Geboren in Chur, Studium der Anglistik und Kunstgeschichte in Zürich, London und Cambridge. 1976-2008 war Casparis Geschäftsleiter der Zürcher Gemeinschaftszentren der Pro Juventute. Dort baute er in partnerschaftlicher Zusam-

menarbeit mit der Stadt Zürich das Netz der Zürcher Gemeinschaftszentren auf. Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde Casparis 1980 durch sein Engagement für das Autonome Jugendzentrum (AJZ) und für die Anliegen der Zürcher Jugend.

Erdös, Ernst (1919-1998)

Als Sohn jüdischer Eltern in Wien geboren, kam Ernst Erdös 1938 nach dem Anschluss Österreichs an NS-Deutschland als Student in die Schweiz. Seine Mutter wurde 1944 im Konzentrationslager Auschwitz ermordet, der Vater überlebte in Budapest. Während seines Chemiestudiums an der ETH Zürich engagierte sich Erdös in der illegalen trotzkistischen Bewegung. 1940 wurde er in Zürich verhaftet. Nach neunmonatiger Untersuchungshaft kam er wieder frei und wurde 1942 freigesprochen. Er trennte sich von den Trotzkisten und trat in die SP ein. Beruflich war Ernst Erdös als Metallurg in der Maschinenindustrie tätig. Nach seiner Pensionierung 1981 begann er ein Philosophiestudium, die Dissertation über *Bürgerliche Gesellschaft und Sittlichkeit bei Hegel* stand bei seinem Tod kurz vor der Vollendung.

Farner, Konrad (1903-1974)

Der Schweizer Marxist und Kunsthistoriker trat 1923 der KPS bei. Arbeitete als Verlagslektor, 1950 Reise in die Sowjetunion. Während des Ungarnaufstandes 1956 wurden er und seine Familie von antikommunistisch aufgehetzten Bürgern bedroht, nachdem die NZZ seine Adresse veröffentlicht hatte. 1969 trat Farner aus der PdA aus und näherte sich dem Maoismus an. Er veröffentlichte zahlreiche wichtige kunsthistorische Arbeiten (u.a. über Gustave Doré). Doch erst 1972 erhielt er einen Lehrauftrag für Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Zeitlebens hatte sich Farner um den Dialog zwischen Marxisten und Christen bemüht.

Fünfschilling, Hardy (geb. 1937)

Hardy Fünfschilling wurde in Basel geboren und studierte an der ETH Zürich Architektur. 1973-2003 war er Geschäftsführer des Schweizerischen Werkbundes. Fünfschilling vertrat die SP im Zürcher Gemeinderat (1974-1975, 1986-1990) sowie im Kantonsrat (1975-1983). 1980-1983 war er Präsi-

dent der SP der Stadt Zürich. In dieser Funktion war er 1980 auch Vertreter der SP in der Trägerschaft für das Autonome Jugendzentrum (AJZ).

Heeb, Fritz (1911-1994)

Der promovierte Jurist war 1942-1944 in Zürich Bezirksanwalt und anschließend Rechtsanwalt. 1928/29 trat er der Sozialistischen Jugend und der SP bei. Während des Krieges war er Mitglied der illegalen KP. 1944 aus der SP ausgeschlossen und Mitbegründer der PdA, wo er als Mitglied des Zentralkomitees amtierte. Nach dem Ungarnaufstand verliess er 1956 die PdA und wurde 1960 wieder in die SP aufgenommen. Heeb sass 1947-1956 für die PdA im Zürcher Gemeinderat und 1967-1975 für die SP im Kantonsrat. Als Rechtsbeistand des sowjetischen Schriftstellers und Dissidenten Alexander Solschenizyn spielte er bei der Veröffentlichung von *Archipel Gulag* in Westeuropa eine bedeutende Rolle.

Holzhey, Helmut (geb. 1937)

Helmut Holzhey wurde als Sohn eines evangelischen Pfarrers in Schlesien geboren und wuchs in Ruhland in der Lausitz auf. Er studierte Theologie an der Kirchlichen Hochschule Berlin und an den Universitäten Göttingen, Marburg und Zürich. Danach studierte er Philosophie und Soziologie und promovierte 1968 mit einer Dissertation zu *Kants Erfahrungsbegriff*. Von 1985 bis zu seiner Emeritierung 2004 bekleidete er die Stelle eines ordentlichen Professors für Philosophie, besonders Geschichte der Philosophie, an der Universität Zürich. Holzhey begründete 1985 den Schweizer Arbeitskreis für ethische Forschung, 1998 die Arbeits- und Forschungsstelle für Ethik am Philosophischen Seminar der Universität Zürich und 2002 die Hermann-Cohen-Gesellschaft.

Hug, Hans (1892-1962)

Onkel der Autorin. In Zürich geboren und aufgewachsen, absolvierte Hans Hug eine Lehre als Sattler und Tapezierer. 1910 Auswanderung nach Kanada. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz 1914 trat Hug in Zürich den Jungburschen bei, wo eine langjährige Freundschaft mit dem damaligen Sekretär Willi Münzenberg begann. In den Jahren 1916/17 persönlicher Kontakt zu Lenin

und später Bekanntschaft mit dem deutschen Revolutionär Max Hölz. Hug war aktives Mitglied der KPS und der PdA und in der Roten Hilfe engagiert. Er pflegte zahlreiche Kontakte mit Emigranten aus Deutschland und Italien und mit den Schweizer Spanienkämpfern. Zur Sicherung des Lebensunterhaltes organisierte Hans Hug in seinem Haus an der Dachlerenstrasse in Zürich-Altstetten einen Handel mit Wacholdersaft und Latweg.

Hurwitz, Emanuel (geb. 1935)

In Zürich geboren und aufgewachsen, studierte Emanuel Hurwitz an der Universität Zürich Medizin und Psychiatrie und doktorierte in Psychiatrie. Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Psychiater in seiner eigenen Praxis war er 1979-1984 Mitglied des Zürcher Kantonsrates. 1980 engagierte er sich aus fachlichem und politischem Interesse für das Autonome Jugendzentrum (AJZ). 1984 verliess Hurwitz die SP aus Protest gegen angeblich einseitig antiisraelische Tendenzen. Hurwitz beschäftigte sich intensiv mit dem Antisemitismus und dem Verhältnis zwischen Juden und Christen.

Kägi, Ueli (1924-1995)

Geboren im Kanton Zürich, ab 1939 als Gymnasiast Mitglied der Sozialistischen Jugend und von der Schule ausgeschlossen. Daraufhin wurde er Funktionär der illegalen kommunistischen Jugendorganisation. 1943-1944 mehrmonatige Haft und Verurteilung wegen Landesverrats. 1944 wurde Kägi nationaler Sekretär der Freien Jugend, wo er Anfang der Fünfzigerjahre den stalinistischen Kurs der PdA stützte. Kägi war Lokalredaktor des *Vorwärts* und 1953-1956 Zürcher Kantonsrat der PdA. Nach der Niederschlagung des Ungarnaufstands 1956 trat Kägi aus der PdA aus. Danach Anstellungen in Dietikon und Genf, zuletzt freier Journalist und Eintritt in die SP. 1964-1969 Inlandredaktor des *Volksrechts* in Zürich, 1970-1987 Redaktor der *Weltwoche* und Ruf als «Kommunistenfresser».

Koch, Ursula (geb. 1941)

Die promovierte Chemikerin war bis zu ihrer Wahl in den Zürcher Stadtrat (1986) Geschäftsleiterin der Schweizerischen Energie-Stiftung und in dieser Funktion eine der profiliertesten AKW-Gegnerinnen der Schweiz. 1986-1998

prägte sie als Stadträtin und Vorsteherin des Hochbaudepartementes die Baukultur in Zürich. Sie widersetzte sich der Öffnung der früheren Industriezonen für die ungebremste Spekulation. 1997 wurde Ursula Koch als erste Frau zur Präsidentin der SP Schweiz gewählt, für die sie von Herbst 1999 bis April 2000 auch im Nationalrat sass. Am 15. April 2000 gab sie das SP-Präsidium und ihren Nationalratssitz aufgrund massiven parteiinternen Drucks ab und zog sich vollständig aus der Politik zurück.

Kramer, Werner (geb. 1930)

Theologiestudium an den Universitäten Zürich und Basel. Anschliessend war Kramer Direktor des Evangelischen Lehrerseminars Zürich Unterstrass, später Mitglied der EVP-Fraktion im Zürcher Kantonsrat und Vizepräsident des Kirchenrates der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. 1984-1997 wirkte Kramer als Professor für praktische Theologie an der Universität Zürich. 1980 engagierte er sich als Präsident der zweiten Trägerschaft für das Autonome Jugendzentrum (AJZ). 1989-2008 war Werner Kramer Präsident der Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz, ab 2008 deren Ehrenpräsident.

Künzli, Arnold (1919-2008)

Während seines Studiums der Philosophie, Germanistik und Romanistik 1938-1945 in Zürich stand Arnold Künzli in Kontakt zu Emigranten aus Deutschland und Italien. 1941-1943 war er Redaktor des *Zürcher Studenten*. 1946-1955 Auslandkorrespondent in Rom, London, Bonn und 1956-1962 Inlandredaktor der *National-Zeitung*. 1964 Habilitation mit einer Arbeit über Karl Marx, 1964-1971 Privatdozent, 1971-1984 ausserordentlicher Professor für Philosophie der Politik in Basel. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren gehörte Künzli zur Gruppe der Nonkonformisten. Später verfocht er mit publizistischen Mitteln die Ideen des demokratischen Sozialismus und der Selbstverwaltung. Er war Mitverfasser des vom Selbstverwaltungsgedanken geprägten SPS-Programms von 1982. Als Mitglied mehrerer internationaler Organisationen trat er für den Ost-West-Dialog ein.

Landolt, Emil (1895-1995)

Nach dem Studium der Rechtswissenschaften war Emil Landolt lange Jahre in der Verwaltung des Kantons Zürich tätig. 1942 wurde er für die FDP in den Stadtrat von Zürich gewählt und war 1949-1966 Stadtpräsident. Er engagierte sich für die Gemeinnützige Gesellschaft auf verschiedenen Ebenen, 1938-1979 war er deren Zentralpräsident.

Lieberherr, Emilie (1924-2011)

Geboren in Erstfeld (UR) als Tochter eines SBB-Maschinenschlossers, arbeitete Emilie Lieberherr nach dem Handelsdiplom drei Jahre als Sekretärin bei der Schweizerischen Bankgesellschaft in Zürich. Nach einem Werkstudium der Nationalökonomie in Bern (Doktorat 1965) und einem USA-Aufenthalt wirkte sie als Berufsschullehrerin für das Verkaufspersonal in Zürich. 1961 war sie Mitbegründerin, 1965-1978 Präsidentin des Konsumentinnenforums Schweiz. 1970 wurde sie für die SP als erste Frau in den Zürcher Stadtrat gewählt und amtierte dort als Vorsteherin des Sozialamts. Nach einem Zerwürfnis mit der Partei im Zusammenhang mit den Zürcher Jugendunruhen trat sie 1982 und 1986 als Kandidatin des Gewerkschaftsbundes, 1990 mit einem eigenen Komitee an und wurde jeweils wiedergewählt. Lieberherr wurde schliesslich wegen Unterstützung des FDP-Kandidaten Thomas Wagner anstelle des SP-Kandidaten Josef Estermann für das Stadtpräsidium aus der SP ausgeschlossen. 1976-1980 war sie die erste Präsidentin der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen, 1978-1983 Ständerätin.

Linggi, Ernst «Johnny» (1915-1984)

Arbeitete in Zürich als Ausläufer, Packer und Magaziner. 1932 trat er der KP-Jugend bei und wurde Mitglied von deren Stadtleitung. Im Oktober 1936 ging Linggi nach Spanien und wurde dem Bataillon «Edgar André» zugeteilt. Nach einer Verletzung lag Linggi acht Monate im Lazarett und kämpfte ab Herbst 1937 ein zweites Mal an der Front. Ende 1938 traf er mit einer Gruppe von 61 Spanienfreiwilligen in Genf ein. 1939 verurteilte ihn das Divisionsgericht Zürich wegen fremdem Kriegsdienst und Dienstversäumnis zu sechs Monaten Gefängnis und drei Jahren Aberkennung der politischen Rechte. Nach dem Krieg führte er ein Buchantiquariat in Zürich-Aussersihl. Linggi engagierte sich Zeit

seines Lebens für die Rehabilitierung der Schweizer Spanienfreiwilligen.

Lübbe, Hermann (geb. 1926)

In Aurich (Deutschland) geboren, studierte Hermann Lübbe in Göttingen, Münster und Freiburg i. Br. Philosophie, Theologie und Soziologie. Nach der Habilitation 1956 lehrte Lübbe an den Universitäten Erlangen, Hamburg, Köln und Münster. 1963-1969 war er Professor an der Ruhr-Universität Bochum, 1966-1970 Staatssekretär in Nordrhein-Westfalen und 1969-1973 Professor für Sozialphilosophie an der Universität Bielefeld. 1971 wurde er als Professor für Philosophie und politische Theorie an die Universität Zürich berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1991 lehrte. In seinem Werk kritisierte Lübbe aus liberaler Warte technokratische Ansätze und geschichtsphilosophische Modelle und analysierte die Folgen des Aufklärungsfortschritts.

Marti, Kurt (geb. 1921)

Nach dem Theologiestudium in Bern und Basel war Kurt Marti 1947-1948 Mitarbeiter der ökumenischen Kommission der Kriegsgefangenen in Paris. 1961-1983 wirkte er als Pfarrer an der Nydegkirche in Bern. Marti veröffentlichte Gedichte, Erzählungen, Tagebücher und Essays. Die Dialoge zwischen Kurt Marti und Konrad Farner bildeten einen wichtigen Beitrag zum Thema Christentum und Marxismus.

Modena, Emilio (geb. 1941)

1941 in Neapel geboren, lebt Emilio Modena seit 1950 in der Schweiz. Nach dem Medizinstudium an der Universität Zürich arbeitete er als praktischer Arzt in Zürich-Aussersihl und absolvierte eine psychoanalytische Ausbildung. Seit 1974 ist er als Psychoanalytiker und Psychotherapeut in der eigenen Praxis tätig. Modena war Mitbegründer des neuen Psychoanalytischen Seminars, wo er seit 1977 als Dozent und Supervisor wirkt. 1979 Gründung der Zürcher Stiftung für Psychoanalyse und Psychotherapie. Emilio Modena war Mitbegründer verschiedener Organisationen, so der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich, der Revolutionären Aufbau-Organisation, der Vereinigung Unabhängiger

Ärzte, der Gewerkschaft Kultur, Erziehung, Wissenschaft und 1980 des Vereins Pro AJZ. Er ist Präsident des Hilfswerkes Ecosolidar.

Mühlestein, Hans (1887-1969)

Geboren und aufgewachsen als Sohn eines Uhrmachers in Biel, machte Hans Mühlestein eine Lehrerausbildung in Hofwil (BE). Danach wirkte er als Hauslehrer und Privatsekretär an verschiedenen Orten in Deutschland und unternahm daneben erste literarische Versuche. Nach dem Studium der Etruskologie in Zürich, Berlin, Jena und Göttingen promovierte Mühlestein mit der Dissertation *Über die Ursprungsepoche der etruskischen Kunst* in Zürich. 1929 Lehrauftrag an der Universität Frankfurt am Main, 1932 aus politischen Gründen Rückkehr in die Schweiz. Er widmete sich vermehrt seiner literarischen Tätigkeit und verfasste mehrere Dramen, zahlreiche Gedichte sowie den Roman *Aurora* (1935). Mühlestein war nicht nur ein international anerkannter Etruskologe und Übersetzer, sondern auch ein vielseitiger linker Intellektueller, der sich für politische und kulturelle Anliegen engagierte. 1936 wurde er als erster Schweizer wegen des Aufrufs zur Beteiligung am Kampf für die spanische Republik der «Schwächung der Wehrkraft» angeklagt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. 1938 trat er der KPS bei, doch brach er mit ihr nach dem Krieg. Sein wichtigstes Werk blieb *Der grosse schweizerische Bauernkrieg 1653*.

Münzenberg, Willi (1889-1940)

Willi Münzenberg kam 1910 als Hausbursche nach Zürich, wo er sich den sozialistischen Jungburschen anschloss, deren Organ *Die Freie Jugend* er ab 1915 redigierte. Der unter dem Einfluss Lenins und der Zimmerwalder Linken stehende Münzenberg nahm 1916 an der Kientaler Konferenz teil. 1917 Festnahme wegen Teilnahme an Arbeiterdemonstrationen und Inhaftierung bis zu seiner Ausweisung im November 1918. 1921 übernahm Münzenberg im Auftrag Lenins den Aufbau der Internationalen Arbeiterhilfe für die Hungernden in Russland. 1924-1933 Reichstagsabgeordneter der KPD und ab 1927 ZK-Mitglied der KPD. Zwischen 1924 und 1932 baute Münzenberg einen eigentlichen Konzern mit publizistischen Unternehmen auf, darunter mehrere Tageszeitungen und Filmproduktionsfirmen. 1933 flüchtete er nach Paris, wo er seine propagandistische Arbeit gegen das Nazi-Regime weiterführte. 1939 im Zuge der

stalinistischen Säuberungen Ausschluss aus der KPD. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Paris flüchtete Münzenberg nach Südfrankreich, wo er 1940 unter ungeklärten Umständen ums Leben kam.

Parin, Paul (1916-2009)

Als Sohn eines Gutsbesitzers in Slowenien geboren, absolvierte Paul Parin die Matura in Graz. Es folgten das Medizinstudium in Graz, Zagreb und Zürich sowie die Ausbildung in Neurologie und Psychoanalyse in Zürich. 1944-1945 nahm Parin an der ersten Chirurgischen Mission der Centrale Sanitaire Suisse bei der Jugoslawischen Befreiungsarmee teil. 1955-1971 unternahm er mit seiner Frau Goldy Parin-Matthèy und mit Fritz Morgenthaler sechs Forschungsreisen nach Westafrika und begründete die deutschsprachige Tradition der marxistisch orientierten Ethnopschoanalyse. Paul Parin arbeitete 1952-1990 in seiner eigenen Praxis als Psychoanalytiker in Zürich. Parin wirkte auch als Schriftsteller, seine letzte Buchpublikation war *Zu viele Teufel im Land* (2008).

Pinkus-De Sassi, Amalie (1910-1996)

Als Tochter eines Marroniverkäufers und Gemüsehändlers sowie einer Heimarbeiterin in Zürich geboren, wurde Amalie Pinkus mit 16 Jahren Vollwaise und konnte aus finanziellen Gründen keine Ausbildung machen. Sie arbeitete als administrative Hilfskraft, später als Mitarbeiterin in der Buchhandlung ihres Mannes Theo. 1929 trat sie der Roten Hilfe und der Internationalen Arbeiterhilfe bei, für die sie 1931 als Schweizer Delegierte den Zehnjahreskongress in Berlin besuchte. Anschliessend reiste sie in die Sowjetunion. Nach der Rückkehr schloss sie sich der KPS an und betreute die kommunistische Zeitung *Falce e Martello* administrativ. 1934 war sie Delegierte in Paris am internationalen Kongress «Frauen gegen Krieg und Faschismus». Mit ihrem Mann Theo wurde sie 1942 im Zuge von Führungs- und Richtungskämpfen aus der KP ausgeschlossen, worauf das Ehepaar Pinkus zur SP übertrat. 1972 gründete Amalie zusammen mit Theo Pinkus das selbstverwaltete Bildungs- und Ferienzentrum Salecina bei Maloja (GR). Ende der Siebzigerjahre engagierte sie sich in der Neuen Frauenbewegung.

Pinkus, Theo (1909-1991)

Theo Pinkus kam in Zürich als Sohn des Ökonomen, Unternehmers und Schriftstellers Lazar Felix Pinkus und der Schauspielerin Else Flatau zur Welt. 1927-1929 absolvierte er eine Lehre im Verlag von Ernst Rowohlt in Berlin. 1930 Mitarbeit im Internationalen Arbeiterverlag, dann im Neuen Deutschen Verlag von Willi Münzenberg. 1927 trat Pinkus dem Kommunistischen Jugendverein, später der KPD bei. Nach der Machtübernahme der Nazis in Deutschland kehrte Pinkus 1933 in die Schweiz zurück. Bis zu seinem Ausschluss 1942 Mitglied der KPS, danach bis zu seinem Ausschluss 1950 der SP und zuletzt der PdA. 1933-1939 wirkte Pinkus als Redaktor des kommunistischen Pressedienstes Runa. Danach baute er einen Büchersuchdienst, später eine Buchhandlung mit Antiquariat in Zürich auf. 1948-1987 gab er die Zeitschrift *Zeitdienst* heraus. Pinkus wandelte seine Privatbibliothek 1971 in die Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung um. 1972 gründete er zusammen mit seiner Frau Amalie das selbstverwaltete Bildungs- und Ferienzentrum Salecina bei Maloja (GR). Für die Linke nach 1968 war Pinkus wichtig wegen seiner undogmatischen, parteiübergreifenden Art des Politisierens.

Platten, Fritz (1883-1942)

Geboren bei St. Gallen, besuchte Fritz Platten ab 1892 die Sekundarschule in Zürich und musste später eine Schlosserlehre bei Escher Wyss wegen eines Unfalls abbrechen. Während der ersten russischen Revolution (1905-1907) nahm Platten an einem Aufstand in Riga teil und wurde zu einer mehrmonatigen Haftstrafe verurteilt; 1908 gelang ihm die Flucht in die Schweiz. 1915-1919 war Platten Sekretär der SPS, 1922-1923 Mitglied des Grossen Stadtrats (heute Gemeinderat) in Zürich und 1917-1919 sowie 1920-1922 Nationalrat. Platten nahm 1915 bzw. 1916 an den Konferenzen von Zimmerwald und Kiental teil und pflegte ab 1916 Kontakte mit Lenin. 1917 organisierte er die Rückreise Lenins bis zur russischen Grenze. Im Januar 1918 rettete er in Petrograd (heute Sankt Petersburg) Lenin bei einem Attentat das Leben. Im gleichen Jahr spielte er eine führende Rolle beim Landesstreik in Zürich und wurde deswegen in Abwesenheit verurteilt. 1919 fungierte er als Präsidiumsmitglied am Gründungskongress der Kommunistischen Internationale (III. Internationale) in

Moskau. 1921 zählte Platten zu den Mitbegründern der KPS. Ab 1926 lebte er in Moskau und reiste 1931 zum letzten Mal in die Schweiz. Fritz Platten – wegen der Rettung von Lenin lange quasi immun – wurde 1938 im Zuge der stalinistischen Säuberungen verhaftet, 1939 verurteilt und deportiert und 1942 in einem Arbeitslager erschossen.

Rotter, Hans «Haro» (1914-1997)

Hans Rotter kam als Sohn von tschechoslowakischen Einwanderern in Zürich zur Welt. Die in Osteuropa gebliebenen Mitglieder seiner Familie wurden mit wenigen Ausnahmen in den Konzentrationslagern der Nazis umgebracht. «Haro» – wie Hans Rotter von Freunden genannt wurde – engagierte sich schon früh in der politischen Linken und in der antifaschistischen Studentenbewegung. Er studierte Medizin und war nach dem Krieg Delegierter der Centrale Sanitaire Suisse in Rom. Schliesslich liess er sich in Zürich nieder und übernahm die Praxis von Fritz Brupbacher. In dessen Sinn und Geist betrieb Rotter dann über fünfzig Jahre lang seine eigene Arztpraxis. Daneben sass der engagierte Sozialist während zwanzig Jahren für die SP im Zürcher Gemeinderat.

Saner, Hans (geb. 1934)

Nach einer Ausbildung am Kantonalen Lehrerseminar in Hofwil (BE) war Saner fünf Jahre als Lehrer tätig. Ab 1959 studierte er Philosophie, Psychologie und Germanistik in Lausanne und Basel. 1962-1969 war er persönlicher Assistent von Karl Jaspers, dessen Nachlass er herausgab. Hans Saner lebt als freischaffender Publizist in Basel. Saner nimmt regelmässig zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Fragen Stellung und wendet sich dabei ausdrücklich an ein allgemeines Publikum. Saner wirkte als langjähriger Redaktor der *Studia Philosophica*.

Schmidtchen, Gerhard (geb. 1925)

Gerhard Schmidtchen wurde in Hamm (Deutschland) geboren. 1944 legte er das Abitur am humanistischen Gymnasium Hammonense ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg studierte er Soziologie und war dann am Institut für Demoskopie in Allensbach tätig. 1968-1990 war Schmidtchen Professor für Sozialpsychologie und Soziologie an der Universität Zürich. Seine Beiträge zur Sozialpsy-

chologie und zur Religionssoziologie der christlichen Konfessionen stiessen in breiten Kreisen auf Beachtung.

Iris von Roten (1917-1990)

Juristin, Journalistin und Frauenrechtlerin. Iris von Roten-Meyer stammte aus einer gutbürgerlichen und gutsituierten Basler Familie. Als eine der wenigen Frauen ihrer Zeit studierte sie und promovierte an der Universität Bern in den Rechtswissenschaften.

Mit ihrem Mann Peter von Roten betrieb sie eine gemeinsame Anwaltskanzlei. 1943-1945 arbeitete sie als Redaktorin für die Zeitschrift Schweizer Frauenblatt. Nach dem Erscheinen von Simone de Beauvoirs Werk *Das andere Geschlecht* fing sie an, ein eigenes Buch zu schreiben, welches 1958 erschien. *Frauen im Laufgitter* machte Iris von Roten über Nacht schweizweit bekannt. Das Buch löste einen solchen Skandal aus, dass «die Emanze der Schweiz» teilweise auch von Frauen geächtet wurde.

Woog, Edgar «Ecki» (1898-1973)

Geboren als Sohn eines jüdischen Tuchhändlers, erlernte Woog in Liestal (BL) den Beruf eines Bibliothekars. 1916 trat er der Sozialistischen Jugend, 1918 der SP in Basel bei. 1919 emigrierte er nach Mexiko, 1922 wurde er Leiter der Informationsabteilung der Komintern in Moskau, 1924-1927 war er Mitglied und Sekretär der Internationalen Kontrollkommission der Komintern und 1928 im Westeuropa-Büro der Komintern in Berlin tätig. 1935 kehrte Woog in die Schweiz zurück und baute die Verlage der KPS auf. 1936 wurde er Sekretär der Zürcher Sektion der KPS. Eröffnung der Buchhandlung Stauffacher und Gründung des Verlages «Freie Schweiz/Libre Suisse» in Zürich-Aussersihl. 1941-1942 Gefängnisaufenthalte wegen illegaler politischer Aktivitäten. Nach dem Krieg sass Woog im ZK der KPS und wirkte 1949-1968 als deren Sekretär. 1946 wurde Woog als erster und bisher einziger Kommunist in den Stadtrat von Zürich gewählt, musste aber 1947 wegen einer Finanzaffäre zurücktreten. 1947-1955 vertrat der Stalinist Woog die KPS im Nationalrat.

Laure Wyss (1913-2002)

Geboren in Biel/Bienne. Sprachstudium in Paris, Zürich, Berlin. Abschluss in Zürich, Lehrerinnenpatent für Deutsch und Französisch. Die Kriegsjahre erlebte sie in Schweden. Sie übersetzte Dokumente und Schriften aus der Widerstandsbewegung der skandinavischen Kirchen gegen die deutsche Besatzungsmacht aus dem Schwedischen, Norwegischen und Dänischen. Ab 1945 in Zürich wohnhaft. Arbeitete als freie Journalistin, dann als Redaktorin beim *Luzerner Tagblatt* und beim Schweizer Fernsehen; Sie gestaltete das erste Programm für Frauen, später die Sozialsendung «Unter uns». 1962 trat Laure Wyss in die Redaktion des *Tages-Anzeigers* ein, wo sie 1970 das *Tages-Anzeiger-Magazin* mitbegründete. Ab ihrer Pensionierung 1979 als Gerichtsbe-richterstatterin und vor allem als Buchautorin tätig.

Quellen

- Fritz Brupbacher, *60 Jahre Ketzer. Ich log so wenig als möglich*. Selbstbiographie. Anmerkungen und Nachwort von Karl Lang. Verlagsgenossenschaft, Zürich 1973.
- Jürg Frischknecht, Peter Niggli, *Rechte Seilschaften: wie die «unheimlichen Patrioten» den Zusammenbruch des Kommunismus meisterten*, Rotpunktverlag, Zürich 1998.
- Babette Gross, *Willi Münzenberg, eine politische Biographie*, Forum Verlag, Leipzig 1991.
- Historisches Lexikon der Schweiz (www.hls.ch).
- Peter Huber/Ralph Hug, *Die Schweizer Spanienfreiwilligen. Biografisches Handbuch*, Rotpunktverlag, Zürich 2009.
- Lotte Hümbelin, *Mein eigener Kopf. Ein Frauenleben in Wien, Moskau, Prag, Paris und Zürich*, edition 8, Zürich 1999.
- Rudolf M. Lüscher/Werner Swiss Schweizer, *Amalie und Theo Pinkus-de Sassi. Leben im Widerspruch*, Limmatverlag, Zürich 1994.
- Wilfried Meichtry, *Verliebte Feinde. Iris und Peter von Roten*. Ammann Verlag, Zürich 2007.
- André Räuber, *Formierter Widerstand. Geschichte der kommunistischen Bewegung in der Schweiz 1944-1991*, edition 8, Zürich 2003.
- Odette Rosenberg-Katzenfuss, *Lydia Woog. Eine unbequeme Frau*. Weltwoche-ABC-Verlag, Zürich 1991.
- Ursula Rütten, *Im unwegsamem Gelände, Paul Parin – erzähltes Leben*, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1991.
- www.wikipedia.ch

Literatur

- Jorge Amado, *Nächte in Bahia*, Piper, München 1965.
- Marcelle Auclair, *Das tödliche Schweigen*, Walter, Olten 1964.
- Ulrich Beck, *Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft*, Campus, Frankfurt a. M. 1999.
- Franz Billeter et al., *68 – Zürich steht Kopf. Rebellion, Verweigerung, Utopie*, Scheidegger & Spiess, Zürich 2008.
- Ida Bindschedler, *Die Turnachkinder im Sommer* und *Die Turnachkinder im Winter*, Oratio Verlag, Schaffhausen 1998.
- Erich Brock, *Paul. Ein Märchen*, Classen, Zürich 1973.
- Helen Gurley Brown, *Sex im Büro. Nützliche Spielregeln für jeden, der seine Tage und seine besten Jahre im Büro verbringt*, Econ-Verlag, Wien / Düsseldorf 1965.
- Fritz Brupbacher, *60 Jahre Ketzer. Selbstbiographie: «Ich log so wenig wie möglich»*, B. Ruppli, Zürich 1935.
- Daphne du Maurier, *Das Geheimnis des Falken*, Scherz, Bern 1976.
- Konrad Farner, *Gustave Doré. Der industrialisierte Romantiker*, Verlag der Kunst, Dresden 1963 und Rogner und Bernhard, München 1975.
- Jürg Frischknecht/Peter Haffner/Ueli Haldimann/Peter Niggli, *Die unheimlichen Patrioten. Politische Reaktion in der Schweiz. Ein aktuelles Handbuch. Ergänzungsband 1979-1984*, Limmat Verlag, Zürich 1984.
- Jeanne Hersch, *Antithesen zu den «Thesen zu den Jugendunruhen 1980» der Eidgenössischen Kommission für Jugendfragen. Der Feind heisst Nihilismus*, Verlag Peter Meili, Schaffhausen 1982.
- Hermann Hesse, *Tessin*, in: *Gesammelte Werke*. Bd. 3, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1970.
- Hochbaudepartement der Stadt Zürich (Hg.), *Kindergartenhaus Wiedikon 1928-32. Denkmalpflegerische Erneuerung*, gta-Verlag, Zürich 2003.
- Ludwig Hohl, *Dass fast alles anders ist*, Essays, Frankfurt a. M. 1984.
- Regula Howald et al., *Die Angst der Mächtigen vor der Autonomie aufgezeigt am Beispiel Zürich*, Gegenverlag, Horgen 1981.
- Peter Huber, *Stalins Schatten in der Schweiz*, Chronos Verlag, Zürich 1994.
- Renate Jürgens (Red.), *Die Frau von heute*. Bd. 1: *Der persönliche Umkreis*. Bd. 2: *Der häusliche Bereich*. Bd. 3: *Die Vielfalt weiblichen Wirkens*, Bertelsmann, Gütersloh 1965.
- Ulrich Kägi, *Wider den Strom. Vom Kommunismus zur sozialen Demokratie*, Huber, Frauenfeld 1972.
- Arnold Kübler, *Paris-Bâle à pied*, Ex Libris, Zürich 1967.

- Arnold Künzli, *Karl Marx. Eine Psychographie*, Europa Verlag, Wien / Frankfurt a. M./Zürich 1966.
- Rudolf M. Lüscher/Werner Schweizer, *Amalie und Theo Pinkus-De Sassi. Leben im Widerspruch*, Limmat Verlag, Zürich 1987.
- Karl Marx/Friedrich Engels, *Das Kommunistische Manifest*, Dietz, Hannover 1966/1848.
- Hans Mayer, *Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine Deutsche Demokratische Republik*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1991.
- Arthur Miller, *Zeitkurven. Ein Leben*, Fischer, Frankfurt a. M. 1987.
- A.S. Neill, *Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung. Das Beispiel Summerhill*, Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1969.
- André Räuber, *Formierter Widerstand. Geschichte der kommunistischen Bewegung in der Schweiz 1944-1991*, edition 8, Zürich 2003.
- Anne-Marie Rey, *Die Erzeugelmacherin. Das 30-jährige Ringen um die Fristenregelung*, Xanthippe, Zürich 2007.
- Beatrice Schumacher, «Berg frei – die proletarische Eroberung der Freizeit», in: *100 Jahre Naturfreunde Schweiz. 1905-2005, hier+jetzt*, Baden, 2005.
- Kurt Tucholsky, *Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte und anderes*, Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1974.
- Traugott Vogel, *Unsereiner*. Roman, Grethlein, Zürich 1924.
- Traugott Vogel, *Leben im Grund oder Wehtage der Herzen*, Büchergilde Gutenberg, Zürich 1938.
- Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter*, Hallwag, Bern 1958.
- Christa Wolf, *Nachdenken über Christa T.*, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1968.



Valérie Boillat, Bernard Degen,
Elisabeth Joris, Stefan Keller,
Albert Tanner, Rolf Zimmermann (Hrsg.)

Vom Wert der Arbeit

Schweizer Gewerkschaften –
Geschichte und Geschichten

Mit zahlreichen historischen Abbildungen
368 Seiten, gebunden, 2006
ISBN 978-3-85869-323-5

Fr. 45~/Euro 28,-

Die Arbeit hat eine Geschichte und die Bewegung der Arbeitenden auch. Dieses Buch erzählt die Geschichte der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis in die Gegenwart. Es ist ein lebendiger, aber auch kritischer Blick zurück auf mehr als ein Jahrhundert Kampf für bessere soziale Bedingungen, bessere Arbeitsverhältnisse und ein besseres Leben. Es berichtet in zahlreichen Geschichten vom Wert der Arbeit und vom Selbstwert der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer: Wie sie sich organisieren, sich für gemeinsame Anliegen einsetzen. Wie sie sich wehren und ihre Würde verteidigen.

«Im Buch finden sich Geschichten, die nicht besser hätten ausgewählt werden können, um die Wichtigkeit einer Gewerkschaft hervorzuheben, um dem Leser vor Augen zu führen, dass es früher Vieles, das in der heutigen Arbeitswelt selbstverständlich ist, zu erkämpfen galt.»

SARAH ELENA SCHWERZMANN, BERNER ZEITUNG



Peter Huber
In Zusammenarbeit mit Ralph Hug

Die Schweizer Spanienfreiwilligen

Biografisches Handbuch

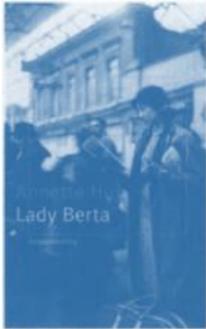
Mit zahlreichen historischen Fotos
480 Seiten, gebunden, 2009 ISBN 978-3-85869-390-7
Fr. 58.-/Euro 36,-

Rund 800 Freiwillige aus der Schweiz nahmen trotz Behördenverbot am Spanischen Bürgerkrieg (1936-1939) teil. Im historischen Gedächtnis der Schweiz blieben sie lange vergessen. Zumeist der Arbeiterbewegung entstammend, kämpften sie gegen die drohende faschistische Diktatur, für die Republik und für eine neue Gesellschaft.

Das vorliegende biografische Handbuch bringt erstmals umfassend Licht in diese kollektive Bewegung. In rund 700 Kurzbiografien wird das soziale und politische Profil der Freiwilligen rekonstruiert. Im Kaleidoskop unterschiedlichster Lebensläufe und Schicksale entsteht ein eindrückliches Panorama des Spanienkriegs, der die Geschichte des 20. Jahrhunderts prägte.

«Das biographische Handbuch von Peter Huber und Ralph Hug ist die bislang umfassendste Darstellung der Schweizerinnen und Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg.»

MICHAEL STÖTZEL, WORK



Annette Hug

Lady Berta

Roman

160 Seiten, gebunden, 2008

ISBN 978-3-85869-362-4

Fr. 27,-/Euro 16,-

Zürich 1939: »Bring mir keinen Balg nach Hause«, hatte die Mutter bei der Abreise zu Berta gesagt. Jetzt ist Berta, die eigentlich eine Dame werden wollte, tatsächlich schwanger. Sie verliert ihre Arbeit, der Zweite Weltkrieg beginnt und damit eine Zeit des langen Wartens. Nach dem Krieg lässt Berta das Kind zurück, um eine Stelle in England anzunehmen.

Bertas Enkelin erzählt das Leben ihrer Großmutter. Wie Berta und Karl in einem Mansardenzimmer zusammenfinden und einander bald wieder verlieren. Wie sich Berta mit dem Leben beeilen will, so kurz vor Kriegsausbruch. Die Enkelin berichtet von Bertas Leben in der Schweiz des Aktivdienstes und von der neuen Freiheit eines Schweizer Au-pair-Mädchens im Nachkriegslondon. Sie erzählt aber auch von der Sehnsucht und Wut ihrer Mutter Louise, Bertas Tochter.

«Eine geradlinig und mit bestechend knappen Dialogen erzählte Geschichte, die sich auch sprachlich ihren Protagonistinnen anzunähern sucht.»

JOHANNA LIER, WOZ



Ralph Hug

St. Gallen-Moskau-Aragon

Das Leben des Spanienkämpfers

Walter Wagner

Mit historischen Fotos

360 Seiten, Klappenbroschur, 2007

ISBN 978-3-85869-345-7

Fr. 38.-/Euro 24,-

Walter Wagner (1913-2006) wuchs in proletarischen Verhältnissen im sankt-gallischen Flawil auf. Als junger Bauarbeiter trat er 1933 der Kommunistischen Partei der Schweiz bei.

In Moskau erlernte er das Handwerk der Revolution. 1936 ging er nach Spanien und kämpfte bis 1939 für die spanische Republik gegen Franco; er war Schweizer Kaderchef bei den Internationalen Brigaden und überlebte die grausamen Schlachten bei Teruel und am Ebro.

In Wagners Biografie widerspiegeln sich die großen historischen Umbrüche der Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg.

Exemplarisch wird die schwierige Situation der antifaschistischen Opposition in der Schweiz sichtbar. Antikommunismus, Verfolgung, Gefängnis und jahrelange Überwachung durch die Politische Polizei erfuhr Wagner am eigenen Leib.

«Der St. Galler Journalist Ralph Hug skizziert knapp, anschaulich und frei von Pathos das Leben des Proletariers Walter Wagner und verwebt es mit den historischen Umbrüchen jener Zeit.»

ST. GALLER TAGBLATT